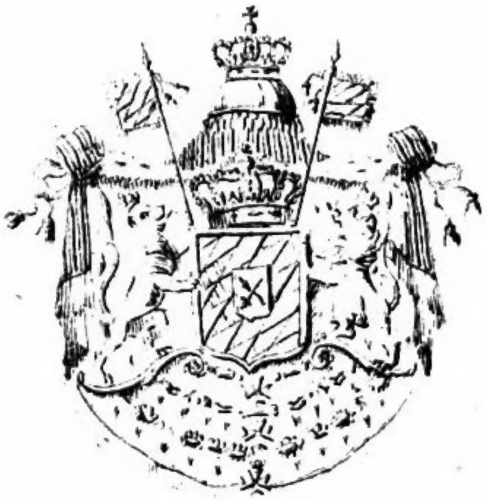
Biogr. 1251-1

2



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

A

Digitized by Google

<36609223730016

<36609223730016

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

2

<36607375860012

<36607375860012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Bogg. 1251-1

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben.

B76

Digitized by Google

Laßt uns der Natur, aber — mit zarter Hand! nachhelfen!

Digitized by Google

Karl Witte,

oder:

Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben;

ein Buch

für

Eltern und Erziehende.

Herausgegeben

von

dessen Vater,

dem

Prediger, Dr. Karl Witte.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1819.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Opinionum commenta delet dies; naturae judicia confirmat.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Seiner Königlichen Majestät

Friedrich Wilhelm

dem Gerechten,

meinem und meines Sohnes

huldreichen Beschützer,

in tiefster Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster,

Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königlichen Majestät, als Schutzgeiste, dies Buch zu weihen, ist wohl ein sehr natürlicher Gedanke. Allerhöchst Dieselben sorgten zuvorkommend für meinen Sohn, als wir kaum erst das Glück hatten, wieder Ihre Unterthanen zu sein. An allem, was ihn später betraf, nahm sein gnädiger Monarch gütigen Antheil. Da man ihn zu unterdrücken strebte, tra-

ten Ew. Königl. Majestät, ohne daß wir geklagt, oder um etwas gebeten hatten, huldreich ins Mittel, und wünschten: „seine vollendete Ausbildung zu fördern.“ Was mein Sohn also ist, und hoffentlich noch werden wird, das, gnädigster König! ist größtentheils Ihr Werk. So lege ich denn die Auseinandersetzung, wie er wurde, was er ist, Ew. Königl. Majestät hier-

mit unterthänigst zu Füßen. Verlieren Allerhöchstdieselben ihn und seine Eltern nicht aus Ihrem schützenden, aus Ihrem vergeltenden, Auge! Das erfleht von dem gerechtesten Regenten

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigster, treugehorsamster
Dr. Karl Witte d. ä.

Berlin, den 10. April 1819.

Vorrede,

die ich zu lesen dringend bitte.

Mein Buch ist so gut, als ich es zu machen im Stande war. Die verständige Mit- und die unpartheiische Nachwelt werden dies freundlich anerkennen. Die Anordnung seiner einzelnen Theile ist absichtlich so getroffen. Mancher Einwand sollte erst beseitigt werden, ehe ich erzählte. Hoffentlich ist das Ganze dadurch anziehender geworden. Beurtheiler, welche boßhaft zwischen den Zeilen lesen; hier etwas heraus, dort etwas hinein auslegen; Stellen aus dem Zusammenhange, d. h. Augen aus dem Kopfe, reissen; und — absprechen; wohl gar das Buch todt zu schlagen suchen; werde ich nicht beachten. Sie versicherten, (wie ich später erfahren habe,) schon, ehe ich eine Feder angesetzt hatte, daß ich: „eine

Normalerziehung" schriebe; und — verurtheilten diese. Die klugen Leute! — Sie werden mein Buch, und meinen Sohn fortdauernd begeifern! Geduld!! Nattern — stechen!

Wenn mein Buch nur nützt! — Das ist die Hauptsache! Möge es zugleich Tausenden, die uns wohl wollen, eine Dankſäule sein! Nennen konnte ich manche nicht! aber ich dachte an Alle! — Guter Menschen habe ich oft, und mit Liebe erwähnt! Einzelne Schlechte sind dagegen in ihrer widerlichen Blöße dargestellt. Das that ich sehr ungern! aber, — ich konnte nicht umhin, weil meine und meines Sohnes gute Sache sonst nicht klar hätte erscheinen können; und — das sollte sie doch!

Achtungswerthe Frauen in Göttingen, Heidelberg und Berlin wünschten, daß ich mich auch über weibliche Erziehung ausließe. Ich habe es gethan, und das Entworfene gewählten Müttern und Töchtern vorgelesen. Alle verlangten es gedruckt. Da aber in diesem Werke kein Raum dafür war, so mag es später erscheinen.

Daß ich Wolfs, Heines ꝛc. Latein gern lese, traut mir wohl jeder zu. Wie hätte ich sonst meinen Sohn bis zur Universität allein unterrichten können. Nichts desto weniger habe ich mich gegen die Allgemeinheit des Lateinschreibens und sprechens, — in sofern es noch jetzt als einer der Grundsteine zweckmäßiger Bildung aufgezählt wird, in diesem Buche erklärt. Es wird stets Menschen geben, die beides zu erlernen streben. (Vortrefflich für die Gelehrsamkeit! —) Sie werden desto weiter darin kommen. Auch gebe ich zu, daß manches noch lateinisch geschrieben werden mus. — Ich wünsche nur, daß man nicht mehr Unzählige dazu zwinge, denen — es doch nichts nützt. Entschieden hasse ich die Mönchsgelehrsamkeit. Ich war oft in Klöstern. Unter „Gelehrten der Art" verstehe ich, nach meinen dort gemachten Erfahrungen, Lateiner, die in ihrer Muttersprache Barbaren sind; Köpfe voll Pedanterei und Pfiffe, bei selbstsüchtiger Grobheit und Mangel an gesunder Vernunft; Menschen, die — das: emollit mores etc. (Wissenschaften veredeln die Sitten) alle Augenblicke aussprechen, und

doch Gemeinheit, Dünkel, Neid und Boßheit mit einander verbinden; die über Buchstaben oder Worte, als über eine Gewissenssache streiten, dagegen: reinen Sinn und Rechtlichkeit mit Füßen treten. Ist es nicht wehmüthig, daß viele unsrer höhern Bildungsanstalten noch jetzt so lebhaft an ihren Ursprung erinnern? —

Wie es mit unserm Rezensirunwesen steht, beweißt Dabelows nirgend angenommene Rezension, Voßens Spekulationspasquill, im Archiv für. — — Staatengeschichte und Politik; und eine lange Reihe ähnlicher Machwerke, die solchen Dienern der Ungerechtigkeit! — bis zu A. Kuhn hinab! — Beifall, Gunst, Beförderung oder Geld brachten.

Gute Menschen und Ausländer verachten diese Kehrseite deutscher Gelehrsamkeit tief. Wie möchte aber der leise Ton der Vernunft, der Wahrheit, des Rechts und der Sittlichkeit durch das aes triplex dringen! — Zudem ist mein Sohn nur für edlere Menschen ein Wechsel auf Sicht. Sie haben ihn, und dadurch mich, (den Aussteller) stets zuvorkommend honorirt. Auf Anerkennung der

Schlechten rechnete ich nie. Nur Gleiches paßt zu Gleichem! — Ich erzog ihn einfach und natürlich. Bloß: mentem sanam in corpore sano (eine gesunde Seele in einem gesunden Körper) wollte ich erhalten und zur Vollendung fördern. Den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften schlug ich nie hoch an. Er mußte gelingen, wenn er nicht — schlecht! — gegeben wurde. Daß ich dies bestimmt zuvor wußte, kann ein Herr Arndt aus Prenzlau bezeugen. Ich ersuche ihn hierdurch, mir 1) meine Auseinandersetzung, daß Karl gewiß und leicht jedes Jahr eine fremde Sprache erlernen werde, und 2) sein — späteres — Einstimmen hiermit, möglichst wörtlich aufzusetzen und zu schicken. Auch ungelehrte Eltern werden sehr viel Gutes bewirken, wenn sie nur den Körper, den Verstand, und das Herz ihres Kindes gehörig bilden. Die Kenntnisse sind dann Kleinigkeit. Ihr Sohn wird sie an sich reissen, wie einige neuere Erfahrungen beweisen. Möge es mir geglückt sein, was und wie ich's that, einfach dargestellt zu haben! Als höchstes Lob werde ich es ansehen, wenn recht

Viele sagen: „Ei, so zu erziehen ist ja gar keine Kunst!“ — Ich würde dabei, — wenn es nicht zu stolz klänge, — an das Ei des Kolumbus denken; lieber folglich an die so höchst einfachen Gedichte unsers schlichten Gellert, von denen gewiß schon jeder mehrmahls gemeint hat, dergleichen eben so gut machen zu können. Ich lasse mir jenen Tadel gern gefallen; nur wünsche ich, daß man das Gute ausübe! —

Wie man mich moralisch zwang, meinen Sohn „studiren“ zu lassen; so bestimmte man ihn auch, gegen meinen Wunsch! allgemein — aber aus Gründen! — zum Univ. Lehrer. Er selbst hatte große Lust dazu. Ich nie! — Selbst damals nicht, als wir (Michaelis 1816) in Berlin Aussichten für einen angehenden jurist. Privatdozenten fanden, wie wir sie nie geahnet hatten, und die ein gütiger Engel vorbereitet zu haben schien. Zwei Privatdozenten waren nur da; die Folge hat das (im Buche angeführte) Urtheil des Herrn Prof. G. über sie gerechtfertigt. Daß Herr Prof. Eichhorn bald nach Göttingen gehen werde, sah man zuvor. Von den

übrigen vier Professoren hatten nur drei bedeutenden Beifall. Für eine Universität wie Berlin, waren diese drei viel zu wenig! — Mehrere Studenten klagten daher, daß sie manche Kollegia hier gar nicht hören könnten. Herr G. R. Schmalz und Herr Prof. Göschen, (natürlich also auch der G. J. R. und Prof. Herr v. Savigny) wußten das gar wohl. Ein geschickter und fleissiger junger Mann, der dabei einen gründlichen und doch leichten Vortrag hatte, mußte folglich hier sehr bald Beifall erhalten; mußte, — wenn er seine Pflicht that, — in kurzer Zeit zum Prof. extr. mit einem angemessenen Gehalte ernannt werden. Dann, oder ein Jahr später konnte mein Sohn, den gütigen Absichten seiner Gönner gemäß, zum Prof. in Bonn berufen werden, und zugleich — wie ich im Buche gezeigt habe, — gehörig vorbereitet! seine gelehrte Reise antreten ꝛc. So glücklich sollte es aber eben nicht gehen! —

Doch man lese selbst, was einige, jenem guten Engel entgegenwirkende — Menschen gethan haben, und — erstaune! Die gerechten Hoffnungen eines unschuldigen Jüng-

lings auf Lebensglück, Ehre, Fortbildung und Freude sind dadurch — größtentheils! — zerstört; die schönen Erwartungen seiner Eltern, Verwandte, erhabenen Gönner und Freunde, sind — zertrümmert. Wer kann solche Hemmungen vor Gott verantworten, wenn das Gesetz sie nicht fordert, wenn es vielmehr für den Unterdrückten spricht! — Welcher Rechtslehrer vermag die große Wahrheit weg zu sophistisiren: „Du sollst das Recht nicht beugen! —" Wer wagt es, folgenden Satz abzuläugnen: „Wird das Recht eines Bürgers mit Füßen getreten, so ist die Freiheit aller bedroht!" Nur diejenigen haben es — vergeblich! — versucht, und werden es ferner thun wollen, welche mancherlei von ihnen selbst ausgestreute, Verläumdungen gegen einen Unschuldigen schaamloß mit den Worten zu vertheidigen suchen: Als: persona publica" muß er sich das Urtheilen über ihn gefallen lassen. „Das Urtheilen?" — Ja! — Nicht aber das: „hämische Verläumden!" Denn dies Gift mordet die Ehre, den guten Namen, die Zufriedenheit, Gesundheit, kurz das Glück auch des edelsten Menschen unwi-

derbringlich, weil — es immer aufs neue und stets heimlich beigebracht wird.

In den letzten Bogen hat der Mangel an Raum mich zu Abkürzungen jeder Art gezwungen. Ich bitte deshalb dringend um Verzeihung.

Gott schütze meinen guten Sohn ferner; bessere seine Verfolger; und erhalte ihm erhabene Gönner, die das Böse, welches arglistige Widersacher ihm erwiesen haben, noch anthun, und — wer weiß wie! — für die Folge zubereiten, durch Gutes auszugleichen geneigt, und im Stande sind! —

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Abschnitt. Für wen dies Buch geschrieben ist.
Zweiter Abs. Was das Buch enthält.
Dritter Abs. Warum dies Werk nicht eher geschrieben wurde.
Vierter Abs. Ob mein Sohn mit außerordentlichen Anlagen geboren ist.
Fünfter Abs. Warum hoffte ich so viel, bei so wenigem Anschein?
Sechster Abs. Ist mein Erziehungswerk glücklich von Statten gegangen?
Siebenter Abs. Ist die Erziehung meines Sohnes schon vollendet?
Achter Abs. Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichneter Mensch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.
Neunter Abs. Ob ich die Absicht hatte, meinen Sohn zum frühen Gelehrten zu bilden.
Zehnter Abs. Wie kam es, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?
Eilfter Abs. Ob ich mir die nöthige Geschick-

lichkeit zutraute, meinen Sohn zum (frühen) Gelehrten zu bilden.

Zwölfter Abs. Ob es mir unlieb ist, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde.

Dreizehnter Abs. Einwürfe gegen die frühe Ausbildung meines Sohnes.

Vierzehnter Abs. Unterschied der Erziehung und Bildung, die mein Sohn genos, von der, welche bei Heineke und Baratier angewandt worden.

Funfzehnter Abs Hat mein Sohn Nutzen von seiner frühen Ausbildung gehabt?

Sechzehnter Abs. Wird meines Sohnes Geisteskraft früher zu wachsen aufhören, als die andrer Jünglinge?

Siebzehnter Abs. Soll man Kinder bis zum siebenten oder achten Jahre sich selbst überlassen?

Achtzehnter Abs. Wie fingen wir es an, Karln vor Schmeicheleien zu bewahren, oder doch das Gift derselben zu schwächen?

Neunzehnter Abs. Ob mein Sohn auch geturnt hat?

Folgende Veränderungen und sinnentstellende Druckfehler bitte ich vor dem Lesen des Buchs zu verbessern. Bei den übrigen wird der Leser den Sinn selbst errathen.

Im ersten Bande.

Seite	Zeile.	
6	16	Hinter „so" setze man einen Punkt.
42	9	streiche man „selbst" weg.
42	10	— „mich" weg.
45	8	statt „modifiziren" lese man „umwandeln."
53	18	streiche man „war schon" weg.
60	1 v. u.	statt „ene" l. „dte."
71	1	hinter „derselben" l. „u. s. w."
—	3 v. u.	statt „nicht" l. „nichts."
117	1	str. m. „doch" weg.
120	14	str. m. „vom" weg.
132	7.	hinter „früher" l. „zu." hinter „nachher" auch „zu."
158	7	am Ende fehlt ein *.
163	14	statt „16" l. „13"
172	8 v. u.	str. m. „bis" weg.
193	7	in „Langerweile" fehlt das r.
197		In der Unterredung sind mehrere Druckfehler z. B. de für d, oder te für t.
217	16	steht „t" statt „c."
271	8	statt „bald" l. „viele."
292	7	statt „nicht" l. „nichts."
307	13	hinter „sich" fehlt „auf."

Seite	Zeile.	
312	17	statt „anleiten" l. „arbeiten."
313	13	statt „aber" l. „indes."
334	4 v. u.	statt „feſteſten" l. „beſten."
336	7	statt „antwortete" l. „antwortet."
406	9	statt „als" l. „wie"
439	4	statt „von eilendem" l. „vom eilenden."
459	11	„freilich" fällt weg.
—	14	statt „dem" l. „den."
461	12	„noch" fällt weg.
—	15	statt „Schlä" l. „Bal"
468	4 v. u.	„doch" fällt weg.
472	letzte Zeile	das erſte „und" fällt weg.
473	9	das letzte r in „Vorfahrer" f. weg.
476	13	„empor" fällt weg.
479	1	„faſt" fällt weg.
491	5 v. u.	„können" fällt weg.
492	8	statt „dem" l. „den"
—	9	„Beweggrunde" fällt weg.
500	1 v. u.	statt „dem Thore" l. d Stadt.
501	4	statt „machen" l. „verkaufen."
—	11	statt „ihm" l. „ihn."
503	7	statt „gelobt" l. „geprieſen."
504	8	statt „loben" l. „erheben."
507	8	„würde" fällt weg.
517	16	hinter „nicht" fehlt „ſo.
—	18	„ſo" fällt weg.
518	5	hinter „mich" fehlt „und."
520	5 v. u.	statt „ruhige" l. „ruhiger."
523	16	in „tournıren" fällt das o weg.

a∫ω.

Erſter Abſchnitt.

Für wen dies Buch geſchrieben iſt.

Man wähnt vielleicht, ich ſchreibe ausdrücklich für Schullehrer und eigentliche Erzieher. Allein man irrt ſich; denn da dieſe Männer ſich in der Regel für meine Widerſacher, und zwar aus guten und ſchlechten Urſachen für meine Widerſacher halten, ſo ſchreibe ich nicht ausdrücklich für ſie. Ihre Gründe gegen mich ſind: Ich machte es nicht ſo wie ſie. Das iſt freilich ſchlimm! Oft machte ich es ſogar grade umgekehrt. Das iſt noch ſchlimmer! Und dann, das Publikum war, und iſt, unbillig genug, zu ſagen: „Ei, wenn der (Witte) das mit „ſeinem Sohne erreichen konnte, und doch „ausdrücklich verſichert, daß aus jedem, nicht „von der Natur verwahrloſeten, Kinde etwas

„Ausgezeichnetes gebildet werden könne, war„um leisten denn unsre Schullehrer nicht das „Gleiche? —“ Es kann nicht leicht ein Begehren ungerechter sein, als dieses. Aber — ich habe es oft aussprechen gehört, und meine nachdrücklichsten Widerlegungen haben viele Male nichts gefruchtet. Wie kann es also fehlen, daß beleidigende Anschuldigungen der Art den redlichen Mann, den sie treffen sollen, unwillig gegen mich machen! Wie kann es fehlen, daß er verdrießlich auf denjenigen wird, der — wahrlich wider seinen Willen! — Veranlassung dazu wurde! —

Mein ganzes Werk soll vielmehr dem Verständigen beweisen, daß der Schulmann mit dem besten Willen, bei trefflichen Kenntnissen und herrlichen Lehrgaben, wenig ausrichten könne, wenn ihm — wie fast immer der Fall zu sein pflegt — früher entgegen gearbeitet wurde, oder wohl gar noch jetzt entgegen gearbeitet wird.

Schullehrer und eigentliche Erzieher sind aus obigen Gründen gewöhnlich mir entgegen gesinnt; sind es wenigstens so lange, bis sie mich näher kennen gelernt, oder die

angeführten Ueberzeugungen, — freilich meistens sehr unerwartet! — von mir selbst, oder durch Andre, gehört haben.

Für sie schreibe ich also nur, in so weit sie zugleich Väter und Mütter sind, die ihre Kinder — oder Pflegebefohlne! — herzlich und innig lieben, so daß sie sich aus zärtlicher Liebe zu den Ihrigen gern entschließen, auch den Erziehungsversuch eines Mannes näher anzusehen, der ihnen mehr als einmal mismuthige Augenblicke erregte.

Dann aber schreibe ich freilich auch für sie, denn ich schreibe für alle biedere Väter und Mütter, die aus ihren Kindern gern etwas Vorzügliches an Körper, Geist, (Kenntnissen) und Herzen bilden möchten. Viele unter ihnen verfolgten meine Erziehungsweise mit steter Aufmerksamkeit, bezeugten mir schriftlich ihre liebevolle Theilnahme, oder behandelten mich und die Meinigen persönlich mit hoher Güte. Die Beweise ihres edlen Wohlwollens rührten mich oft zu Thränen. Ich darf, ja vielmehr ich muß sagen: sie haben mir vielfältig und gern in die Hände gearbeitet. Ich hoffe, daß manches

der Art aus meinem Werke selbst hervorgehen werde. Mein und der Meinigen heißer Dank bleibt ihnen bis zu unserm Grabe.

Unzählige unter ihnen baten mich herzlich und dringend, meine Erziehungsweise schlicht und einfach, wie ich ihnen, auf ihr Verlangen, davon erzählt hatte, aufzusetzen, und als leichtes, angenehmes Lesebuch, der Welt, und dadurch auch ihnen zu übergeben. Oft habe ich es auf meine Ehre, auf mein Gewissen versprechen müssen, weil man alle vernünftige Bedenken, die ich dagegen vorbrachte, beseitigt hatte.

Eine meiner gegründetsten Einwendungen schien mir immer die, daß mancher hämisch Gesinnte sagen werde: Wozu ist denn das Buch grade nöthig? — Jene antworteten darauf: „Mag es für A. für B. oder C. nicht „nöthig sein! Wir wünschen, wir verlangen „es. Sagen Sie doch in der Vorrede, daß „Sie nur für uns schrieben!“

So halte ich denn mein gegebenes Wort. Möge der Nutzen, der daraus entstehen kann, und hoffentlich wird; möge die Zufriedenheit jener Vielen mit dem, was ich zu leisten

ſuchte, mich kräftig vertheidigen! Neben dem ehrenvollen Beifall einiger Würdigen wird mir das ſpöttiſche, oder wilde Geſchrei von mehreren Seiten her, der ſicherſte Beweis des guten Erfolgs meiner wohlgemeinten Bemühungen ſein. Die Zukunft entſcheide zwiſchen mir und ihnen! —

Ich weiß zwar wohl, daß nicht alles ſo nachgemacht werden kann, wie es mir geglückt iſt. Ich glaube auch, daß es nicht nothwendig iſt, daß alle Kinder grade ſo erzogen werden, als mein Sohn erzogen wurde. Aber ich bin überzeugt, daß ſehr vieles von dem, was ich that, nachgeahmt werden kann, und daß eine vernünftige Nachahmung deſſelben nicht geringen Nutzen bringen müſſe.

Hier fallen mir vor allen übrigen, Prediger (in der Stadt und auf dem Lande) ein; ferner Gutsbeſitzer und ihre Hauslehrer oder Lehrerinnen, endlich eine Menge andrer gelehrten oder doch gebildeten Familien, die ſehr viel mehr für die Ihrigen thun könnten und thun würden, wenn man ihnen die Möglichkeit klar darlegte, und dadurch ihren guten Willen aufregte. Für

diese alle schreibe ich ganz besonders. Sie habe ich recht eigentlich im Auge. Möge ich bei ihnen erreichen, was ich so sehnlich wünsche! —

Endlich war es auch der Wille meiner höhern Gönner und Wohlthäter seit zehn Jahren, d. h. seitdem meine eigenthümliche Erziehungsweise bekannter wurde. Immer hieß es: „Fahren Sie so fort, aber zeigen Sie „nachher auch, wie Sie es machten! —"

Auch unter unsern Schullehrern und Erziehern (im strengeren Sinne des Wortes) dachten und sprachen sehr viele Männer, wie Funk, Schewe, Campe, Salzmann, Olivier, Tillich, Gutsmuths, Ladomus, Zerrenner, Lenz, Leopold u. s. w.; eben so Viele Andere wurden bloß darum meine Freunde, weil meine Verfahrungsweise sie interessirte; Alle aber verlangten, — und erhielten — die offene Mittheilung meiner Ideen. Alle versicherten dann, es sei nothwendig, sie dereinst öffentlich darzulegen.

Daß ein Mann, wie Pestalozzi, sehr früh auf das, was ich that, aufmerksam wurde, und daß er, mit seinem hellen Blicke

und biederen Herzen; er, dem jeder Neid fremd ist, und der immer nur das Gute will; daß er, sage ich, im zarten Keime schon die Pflanze, ja die Frucht, ahnete, ist begreiflich. Darum sprach er schon zu einer Zeit, wo nur sehr Wenige mein Thun beachteten, mit warmem Nachdruck, ja mit großer Wichtigkeit davon. Hier sind seine eigenen Worte:

Theurer, lieber Freund!

Lassen Sie mich es Ihnen, da Sie noch in unserer Nähe sind, noch einmal sagen, wie sehr mich die Unterrichtsart, die Sie für Ihr eigenes Kind anwenden, interessirt, und wie sehr ich die mehreren Ihrer Unterrichtsmittel in ihrem Wesen mit den meinigen übereinstimmend finde. Lassen Sie mich mehr sagen: Es machte mich schon manchmal bang, daß die Rubrik der meinigen: Form, Zahl und Wort, eben wie die äußere Form meiner Elementarbücher, bei ihrem ersten Anblick so sehr von dem einfachen Gange der kunstlosen Natur und ihren besten Gewährleistern, den schlichten Formen des gemeinen Menschensinnes, abzuführen scheinen. Indessen ist dies ganz gewiß nur Schein; in der

Ausübung steht unser hiesiges Thun allgemein und gewiß jedem Erziehungsmittel nahe, in welchem sich die Erfahrungen jedes, strenger Beobachtung fähigen, Vaters, und das Herz einer wahrhaft liebenden Mutter, rein aussprechen. Mag das aber immer in den todten Tabellen und in den gehäuften Zahlenreihen nicht also scheinen! — Es kann darinn nicht also scheinen! — Aber wenn Krüsi am Faden dieser Formen dem Geiste des Kindes ganz Kind wird, und das Kind sich in jedem Worte Krüsi's ganz selbst findet, und um der Form seiner Lehrart willen sich so ganz selbst finden muß, als es sich im einfachsten Worte seiner Mutter, — dessen Sinn ihm eine tausendfache Erfahrung klar gemacht hat, — selbst finden muß: dann ist unser wirkliches Thun denn auch gewiß etwas ganz anderes, als was der trügende Anschein aus ihm macht. — Das, Freund! sahen Sie, wie es noch wenige sahen — und sahen es darum, weil Sie wesentlich in eben dem Geiste arbeiteten. Sie wußten es nicht; aber es liegt dem Wesen ihres Thuns eben dieses gereifte Naturgefühl zum

Grunde, aus dem sich nach tausenderlei Suchen endlich meine Lehrformen entspannen.

Freund! Ihr Thun ist mir sehr wichtig. Wir bedürfen in diesem Zeitpunkte mehr als je, daß das Werk der Erziehung durch gereifte Erfahrungen geprüft werde, und es sind bestimmt solche Erfahrungen, welche die Ansichten, die über meine Methode Statt finden, allmählig berichtigen werden. Unter diesen Umständen fühlen Sie, Freund! wie wichtig es mir sein muß, daß Sie im Kreise Ihrer Erziehungs-Erfahrungen fortfahren, und, wo möglich, denselben ausdehnen. Freund! Sie sind unabhangend von meinen Wünschen schon für die Betretung dieser Laufbahn aufgefordert; *) erlauben Sie mir also, daß ich hierin meine Wünsche mit den Wünschen Ihrer näheren Freunde vereinige, und Sie dringend bitte, Gelegenheiten, die sich Ihnen hiefür an die Hand geben möchten, nicht von sich zu weisen. Männer, die mit Ihrem Scharfblicke, was vor

*) Es geschah von drei sehr geachteten theoretischen und praktischen Erziehern.

ihre Sinne kommt, festhalten; und im Stande sind, mit Ihrer Kraft allem dem konsequent zu handeln, was sie sich dadurch, sowohl mit dem Wesen der menschlichen Natur, als mit den Umständen der menschlichen Lagen übereinstimmend, abstrahirt haben; solche Menschen können jetzo vieles leisten. Ich zähle Sie mit Ueberzeugung unter dieselben, und freue mich auf jeden Fall zum voraus, von Ihnen den Fortgang Ihrer Erfahrungen mit der Offenheit und Bestimmtheit zu vernehmen, mit der Sie in den angenehmen Stunden, die ich mit Ihnen durchlebte, sich mit mir über diesen Gegenstand unterhielten.

Reisen sie glücklich, Freund! über unsere Berge, und sein Sie der Fortdauer meiner herzlichen Zuneigung auf immer versichert!

Ihr Sie liebender Freund

Pestalozzi.

Im August, 1804.

Bei dieser Ansicht ist er nun vierzehn Jahre lang ununterbrochen geblieben. Denn noch vor kurzem hat er mich mündlich auf's dringendste aufgefordert, die Erziehungs- und Bil-

dungsgeschichte meines Sohnes so ausführlich und allgemein verständlich als möglich herauszugeben. Mit ihm vereinigten sich seine würdigen Freunde und der bekannte französische Gelehrte Julien aus Paris. Sie widerlegten alle meine Einwürfe (die hauptsächlich aus Aengstlichkeit herrührten) gründlich, und Pestalozzi schrieb mir noch am Tage meiner Abreise von Yverdun folgendes:

Lieber Herr Witte!

Sie erinnern sich doch der pädagogischen Unterredungen noch, die vor vierzehn Jahren in Buchsee zwischen uns statt fanden. *) Damals machten Sie uns schon Hoffnung, durch die Eigenheit Ihrer Grundsätze — Ihren Sohn viel weiter als gewöhnlich zu bringen. Jetzt haben die ausgezeichneten Vorschritte desselben das weit übertroffen, was Sie damals zu hoffen sich äußerten.

Nun aber entsteht die Frage: Wie weit

---

*) Pestalozzi's oben angeführtes Schreiben (in Witte's Bericht über die Pestalozzische Erziehungs-Anstalt. Leipzig bei Dyk, 1804. abgedruckt.)

sind diese Vorschritte durch Ihre Erziehungsweise hervorgebracht, oder in wie weit sind sie dadurch veranlaßt worden? Es entsteht die Frage: in wie weit sind diese Fortschritte eine reine Folge seines überwiegenden Talents — oder in wie weit sind sie ein Resultat von Erziehungs-Grundsätzen und Mitteln, deren Anwendung auf andere Kinder, wenigstens näherende Resultate hervorzubringen geeignet sind? — Lieber Herr Witte, Sie sollten durch eine detaillirte, mit Bestimmtheit in das Einzelne Ihrer Führung eintretende Beschreibung, — wie Sie Ihren Sohn von Stufe zu Stufe geführt, — die Freunde der Erziehung in den Stand setzen, über diese Frage mit einiger Sicherheit entscheiden zu können. — An der überwiegenden Kraft Ihres Sohnes ist nicht zu zweifeln. Aber wie weit Ihre pädagogische Führung diese Kraft mit psychologischer Sicherheit ergriffen, und dadurch ihre schnelle Entfaltung selbst bewirkt: das kann nur eine recht umständliche Erzählung des Bestimmten und Eignen Ihrer Führung in's Licht setzen. Lieber Herr Witte! Es ist wichtig, daß dies

geschehe, und es ist auch gewiß das angenehmste Geschäft, dem Sie sich widmen können.

Leben Sie wohl, lieber Herr Witte! und sein Sie der ausgezeichnetsten Achtung versichert, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Dero
gehorsamster Diener und Freund
Pestalozzi.

Yverdon,
den 4. September, 1817.

Krüsi und Niederer (früher auch Tobler) baten mich in beiden Zeitpunkten eben so herzlich und eben so dringend. Auch ihnen habe ich es fest versprechen müssen, daß ich mich über das Lästern der Dummheit und Schlechtheit hinaussetzen, und — nach meinem besten Vermögen! — ein Buch für Väter und Mütter schreiben wolle.

Unter so vielen ähnlichen Aufforderungen theile ich hier nur noch eine mit, weil sie dasjenige grade unumwunden berührt, was ich fürchtete; aber auch freundlich ermuntert, es zu verachten.

Ich hatte nämlich in Zürch dem würdigen Pfarrer und Professor Gesner (meines verewigten Freundes Lavaters Schwiegersohn) der als Mensch, als Pfarrer und als Erzieher gleich hoch geachtet ist, auf seinen Wunsch einige Blätter mitgetheilt, in welchen Gelehrte sich über die Fortschritte meines Sohnes geäußert hatten, und die ihm (Gesnern) entgangen waren. Er schickte sie mir mit dem nachstehenden Schreiben zurück, und wiederholte dadurch noch einmal, was er mir mündlich so oft und dringend an's Herz gelegt hatte. Hier ist es:

Ungemein bin ich Ihnen für die Mittheilung dieser höchst merkwürdigen Blätter verbunden. Man staunt an den Jüngling hinauf, dessen eigene Werke den Mann zeigen. Glücklicher Vater! der, wenn auch wohl angenommen werden muß, daß Ihr Sohn mit bewundernswürdigen Anlagen wie ein Petrarch ausgerüstet war, den noch bewundernswürdigern Weg fand, diese Kraft so schnell und sicher zu entwickeln. Ein Weg, der durch seine Psychologie, seinen Scharfsinn und seine höchste Einfachheit Je-

den anspricht. O, daß Sie bald durch die klare, ergreifende Darstellung Ihrer Behandlungsweise, der Väter viele in den Stand setzten, wenn auch nicht die Erfolge, welche Sie zu sehen das Glück hatten, doch immer noch eine erstaunenswürdige Entwickelnug zu sehen, mit der kaum etwas Bisheriges verglichen werden kann.

Kein weiser Mann kann wohl dageguu gleichgültig, noch weniger vorurtheilsvoll absprechend sein — aber die Sache wird, wie alles einfach-Große, Widerstand; wie alles Wahre, Widerspruch — und, freuen Sie sich! wie Alles Bewährte, Sieg finden, und kräftig eingreifen in das Mark der Menschenbildung. Prüfung wird der Sache kein Psychologe versagen. Erfahrung und Zeit muß auch da bewähren; aber wer ohne Prüfung den Stab darüber bricht, der ist kein ruhiger Weiser.

Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung
ergebenst
G. Geßner
Pfarrer und Professor.

Zürich
den 16. Julius 1817.

So will ich mich denn bemühen, einfach und klar zu sein! Mögen gelehrte Thoren mich deshalb verachten, wenn ich nur denen nützlich werde, für welche ich schreibe.

Daß ich mich um Menschen wie Merkel, A. G. Eberhard und ihres Gleichen am allerwenigsten kümmere, versteht sich von selbst. Freilich werden sie, wie bis dahin, verkappt oder unverkappt, mich mit Koth bewerfen. Aber, soll man deshalb nicht mehr über die Straße gehn, weil es unverschämte Gassenbuben giebt? Soll man deshalb in seinem Zimmer kein Gemälde aufhängen, weil Schmeißfliegen es verunreinigen werden? — Das wäre Thorheit!

Diejenigen Gelehrten, Schullehrer und Erzieher, welche mein Werk mit gutem Willen lesen und mit freundlichem Sinne beurtheilen wollen, versichere ich hiermit im voraus meiner dankbarsten Hochachtung.

Zweiter Abschnitt.

Was dies Buch enthält.

Durchaus keine Anweisung, wie man erziehen soll. Ich habe ihrer in vielen Sprachen eine große Zahl gelesen, aber selten oder nie Befriedigung darinn gefunden, und — meinen Bekannten ging es meistens nicht besser. Die eine ist zu gelehrt, die andre zu trocken, die dritte zu weitschweifig, die vierte verändert sich alle zwei oder drei Jahre, je nachdem eine andre Erziehungsweise Mode wird. Die fünfte ist zu schwülstig, die sechste dehnt Anweisungen, welche bloß unter diesen Umständen, folglich nur auf Zeit und Ort und — Verhältnisse paßten, auf's Allgemeine aus, und kann deshalb ebenfalls nicht nützen. Aber — geschichtliche Erzählung, wie diese oder jene Erziehung angefangen und fortgesetzt wurde; sorgfältige Bemerkung, was für Schicksale — glückliche oder widrige — eintraten, und folglich nützten, oder schadeten; wie der Erzieher das Nützliche zu vermehren, und das Schädliche zu schwächen oder zu vertilgen suchte; welche Fortschritte

jeder Art das zu erziehende Wesen machte; was es war und wurde, als Kind, als Knabe und als Jüngling; was also vernünftiger Weise von ihm als Mann zu erwarten steht: nähere Erwägungen dessen, was dem Erzieher bei seinem Geschäfte aufstieß u. s. w. Werke der Art wiegen, nach meiner Ansicht, jedesmal zwei gelehrte Anweisungen auf. Es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie gern aufmerksam ist auf das Thun und Treiben Andrer. Enthält also ein Buch jener Art Wahrheit; ist es nicht, wie Rousseau's Emil, aus der Phantasie geschrieben; kennen wir vielleicht den Gegenstand, dessen Bildung es uns näher schildert, von Person, durch unsre Freunde, oder durch öffentliche Blätter; haben wir wohl gar schon gewünscht, mehr davon zu wissen: so muß der Zweck erreicht werden, daß wir das Buch mit Interesse lesen, dem Verfasser in allen Verhältnissen folgen, mit ihm denken, zweifeln, fürchten, hoffen, beschließen, handeln u. s. w. folglich ohne es zu wollen, uns dasjenige aneignen, was in unserer Lage ausführbar ist.

Möge ich so glücklich sein, dies zu erreichen! Dies ist das schöne Ziel, nach welchem ich strebe!

Soll es mir aber damit gelingen, so muß ich — das fühle ich, und verständige Menschen sagten es mir oft! — so viel als möglich alles, was meinen Sohn betraf und betrifft, rein darlegen, sowohl das was gut, als das was böse auf ihn einwirkte; die edle Mithülfe Andrer, so wie die Schmeicheleien und Verläumdungen, oder heimlichen Verführungen, die man sich erlaubte. Auch dürfen meine eignen, oder meiner Gattin, Fehler im Erziehen nicht verschwiegen werden. Nur erst, wenn alles Erwähnte deutlich vor Augen liegt, können Leser und Leserinnen das Ganze richtig auffassen, beurtheilen, und Vieles davon zu ihrem Geistes-Eigenthum machen.

Mancher wird dies freilich Eitelkeit nennen; das weiß ich zuvor! Nichts ist leichter, als, anstatt eine Handlung eben so gut, oder besser zu verrichten, sie vielmehr herunter zu setzen, sie möglichst lange für unwahr zu erklären, ihr schlechte Beweggründe

unterzuschieben u. s. w. Doch, das kennt ja Jedermann, der die Welt kennt. Es ist stets so gewesen und wird stets so bleiben, denn die Schwäche und der Stolz des Menschen sind nur gar zu oft Ursache, daß er schlecht handelt. Ich bin darauf gefaßt. Haben mir doch so mancher warme Händedruck, so manche liebevolle Umarmung, mit Innigkeit gesagt, daß meine Bemühungen, daß meine Aufopferungen von bessern Menschen hochgeachtet werden. Wie oft hat mich eine Thräne der Rührung, des Beifalls und der Dankbarkeit im Auge der Besseren mehr als schadlos gehalten wegen der hämischen Anfeindungen einiger wenigen Schlechten!

Dritter Abschnitt.

Warum dies Werk nicht eher geschrieben wurde.

Man hat mir diesen freundschaftlichen Vorwurf so viele Male gemacht; man hat ihn bei meiner letzten Anwesenheit in Frankreich und Italien nicht selten sogar in diesen

Ländern ausgesprochen; so daß ich mich verbunden fühle, hier öffentlich darauf zu antworten.

Allerdings hoffe ich nützlich zu werden. Und in so fern muß ich zugeben, daß ich früher hätte nützen können, folglich sollen. Aber — ich wußte immer noch nicht mit einiger Sicherheit, ob meine Erziehung nach meinen Wünschen gelingen werde? Theils hing dies, der Natur der Dinge gemäß, von unzähligen Nebenumständen ab, über welche ich nicht zu gebieten vermochte; theils konnte mein Sohn durch Erkältung, Ansteckung ꝛc. sterben, oder gar siech werden. Wie würden hämische Menschen mich dann darüber ausgelacht haben, daß ich seine Erziehungsgeschichte der Welt mitgetheilt habe! —

Dies waren Gründe dagegen, die in mir selbst lagen. Aber es gab auch Gegengründe, die von außen kamen.

Zwar waren fast alle Personen, die ich kennen lernte, der Meinung, meine Erziehung gehe gut und glücklich von Statten. Doch gab es auch einige Wenige, die sich noch immer nicht hiervon überzeugen konnten, oder wollten. Da ich nun das ganze Un-

ternehmen im vollkommensten Vertrauen auf Gott und dessen Hülfe, angefangen, und unter den schrecklichsten Umständen, die seit einem Jahrhundert für Europa eintraten, muthig und heiter fortgeführt habe; so hielt ich mich — aus derselben Ursache — fest überzeugt, die Gottheit werde mich, wenn mein Werk anders der Welt nützlich sei, gewiß so lange leben lassen, bis alle vernünftige Gründe, die mich bis dahin vom Schreiben abhielten, beseitiget wären. Man verwies mich zwar oft auf meine nun schon siebzehn Jahre dauernde Kränklichkeit. Ich unternahm aber dennoch, voll Vertrauen auf den Höheren, eine Reise von anderthalb Jahren, weil ich hoffte, daß sie mich herstellen würde. — Sie hat es gethan, und ich bin einer Menge von Gefahren glücklich entronnen. So thue ich denn gern und willig, was ich selbst jetzt für meine Pflicht halte.

Nach dem Urtheile aller Vernünftigen ist die älterliche Erziehung und Bildung meines Sohnes nun vollendet. Er ist achtzehn Jahr alt, seit fünf Jahren Doktor der Philosophie, und seit drittehalb Jahren Doktor beider

Rechte; ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, und seit zwei Jahren schon vom Staate beauftragt, auf dessen Kosten eine zweijährige gelehrte Reise, nach einem selbstentworfenen Plane, zu machen. Er ist auf dieser ehrenvollen Laufbahn schon mehr als hundert Meilen weit von mir entfernt, und — ich sehe ihn vielleicht nie wieder. Wahrlich! wenn ich jetzt nicht glauben wollte, daß meine Erziehung und Bildung desselben zu Ende sei, so könnte ich es niemals annehmen. Ihn erziehen nun, bis zu seiner Vollendung, die Schicksale des Lebens, und die Einwirkungen guter und böser Menschen; das heißt: Gott und die Welt. Ich kann, oder vielmehr ich muß, jetzt (wenn anders jemals) sagen, was ich that, und wie ich es that.

Vierter Abschnitt.

Ob mein Sohn mit außerordentlichen Anlagen geboren ist?

Man hat mir dies freilich unzählige Male beweisen wollen, und ich hätte es mir gar

gern gefallen lassen; denn es ist höchst angenehm, sich sagen zu dürfen, daß man von der Gottheit vorzüglich begünstigt sei, oder — ein Geheimniß besitze, durch welches man bewirken könne, was — kein Mensch vermag. Aber, ich konnte mir doch nun einmal, ohne albern oder stolz zu sein, keins von beiden anmaßen, folglich mußte ich widersprechen.

Es giebt gewiß mehr als tausend Personen, mit welchen ich hierüber gestritten habe. Ich darf sagen: sehr wenige meiner Freunde und Bekannten der spätern Zeit glaubten das nicht.

Nur ein Mann, wie der Prediger Glaubitz, der mich seit meinem Knabenalter genau kannte, seit 1788 bis zu seinem Tode (also länger als zwanzig Jahre) mein vertrauter Freund war, sagte fortdauernd: ich bin fest überzeugt, daß Karl keine außerordentlichen Anlagen hat; ich gehöre auch schlechthin nicht zu denen, welche seine Fortschritte als ein Wunder anstaunen. Im Gegentheil, ich sage es mir, Dir und Allen, die es hören wollen, daß seine Anlagen nur mittel-

telmäßig sind, daß aber seine Fortschritte ganz so glücklich sein mußten, als sie sich zeigen, und daß die Resultate Deiner Erziehung mit der Zeit noch weit glänzender werden müssen. Ich kenne Deinen Erziehungsplan und Deine Art zu handeln. Es muß glücklich gehn, es sei denn, daß die Gottheit es verhindern wollte.

Seine näheren Freunde, in Magdeburg selbst und in der Gegend umher, leben größtentheils noch. Mehrere unter ihnen werden es also wissen.

Auf den drei gelehrten Schulen Magdeburgs, (Kloster Liebenfrauen, Kloster Bergen und der Domschule) lebten damals viele geschickte und kräftige junge Männer als Lehrer. Andre waren erst seit einigen Jahren als Prediger in der Nähe versorgt, und standen deshalb noch mit den genannten Anstalten in freundschaftlicher Verbindung. Sie alle bildeten einen schönen Kreis, der sich eifrig mit dem erhabensten Geschäfte des Menschen, mit seiner Erziehung und Ausbildung, beschäftigte. Auch mein Freund Glaubitz war in denselben aufgenom,

*

men, und durch ihn wurde ich, so oft ich da sein konnte, in die Versammlung eingeführt.

Einst sprach man darüber, daß Lehrer und Erzieher, auch bei dem besten Willen, oft nur wenig ausrichteten; und legte, nach meiner Meinung, zu viel Gewicht auf die Naturanlagen der Menschen. Meinen Erfahrungen gemäß, mußte ich mich dagegen erklären. Ich versicherte also: Die Naturanlagen seien weit weniger Schuld daran, als die Erziehung in den ersten fünf bis sechs Jahren des Kindes. Freilich gebe es einen Unterschied in Betreff der Anlagen, aber in der Regel, d. h. bei solchen, womit die meisten Menschen geboren werden, — hange unendlich mehr von der Erziehung ab, als man glaube. Um doch auch eine große Autorität für mich zu haben, stellte ich, als ich ins Gedränge kam, den Satz des Helvetius auf: Chaque homme communément bien organisé peut devenir grand homme, supposé qu'il soit élevé comme il faut. Ich hatte und behielt aber fast Alle gegen mich. Als Herr Schrader mit Glaubitz und mir zu Hause ging, sprachen wir noch viel darüber, und ich

wiederholte, was ich in der Versammlung, seit ich mich überstimmt sah, mehr als einmal gesagt hatte: „Jetzt muß ich freilich „schweigen, denn Ihrer sind dreizehn bis vierzehn gegen einen. Aber ich hoffe Ihnen „thätlich zu beweisen, daß ich Recht habe. „Giebt die Gottheit mir einen Sohn, und ist „derselbe nicht, nach Ihrer eigenen Meinung, „stupid zu nennen (wovor indeß der Himmel „bewahre!) so habe ich mir längst vorgenommen, aus ihm, — ohne daß ich vorher „wissen kann, was für Anlagen er haben wird, — einen ausgezeichneten „Menschen zu bilden.“

Man hatte mich schon in der Gesellschaft beim Worte genommen, und Herr Schrader that dies wieder. Glaubitz hatte früher nur merken lassen, daß er mir nicht abstehe. Jetzt suchte er Schradern zu überzeugen, daß ich das Versprochene gewiß leisten werde. Dieser meinte aber, wie alle seine Freunde, es sei unmöglich.

Nicht lange nachher hatte Schrader von Glaubitz erfahren, daß meine Gattinn einen Sohn geboren habe. Er hatte es seinen Freun-

den mitgetheilt, und Alle behielten mich und diesen Knaben im Auge. So oft ich in ihre Gegend kam, oder Glaubitz mich besuchte, fragte man nach dem Fortgange der Sache, und wiegte den Kopf bedenklich, so oft er oder ich Hoffnung zur Erfüllung jenes Versprechens machten.

Als Karl vier bis fünf Jahr alt war, nahm ich ihn mit mir nach Klein-Ottersleben. Herr Schrader sah ihn, gewann ihn sehr lieb, und fühlte allerdings, daß der Knabe nicht außerordentliche Anlagen besitze, meinte aber doch, es sei wahr, ich werde viel aus ihm bilden. So ging es fort bis zum Jahre 1810. Alljährlich überzeugte sich Herr Schrader mehr davon, daß ich meine Aufgabe glücklich löse, bis er mir es in dem genannten Jahre schriftlich erklärte.

Der Brief ist um so auffallender und merkwürdiger, weil der Augenschein und die genausten Erkundigungen bei seinem und meinem vertrautesten Freunde ihn zwar gezwungen hatten, einzuräumen, daß geschehen sei, was ich versprochen und er bezweifelt hatte; weil er aber dennoch sich nicht entschließen

konnte, sein und seiner Freunde Vor-Urtheil ganz zurückzunehmen. Er blieb bei dem allen gewissermaßen nach wie vor mein Gegner. Wie sehr gereicht es folglich seinem Verstande und Herzen zur Ehre, daß er mit Enthusiasmus alles eingesteht, was geleistet war, und alles einräumt, was er selbst vorher für undenkbar hielt. Doch, hier sind seine eignen Worte.

Langenweddingen, den 3. Junius 1810.

Hochgeschätzter Freund!

Sie haben Wort gehalten! — Ihr Karl ist das geworden, ja noch mehr geworden, als Sie vor seiner Geburt von ihm versprachen. Als Sie mir ohngefähr vor zehn Jahren in Beisein unsers verewigten Freundes Glaubitz mit Entzücken erklärten, daß Sie Hoffnung hätten, Vater zu werden, daß Sie innig wünschten, Vater eines gesunden Sohnes zu werden, so setzten Sie die mir unvergeßlichen Worte hinzu: „Wenn mein „Sohn gesund organisirt seyn wird, so bin „ich fest entschlossen, ihn zu einem ausge„zeichneten Menschen zu bilden!“

Ich setzte Ihnen damals entgegen, daß Sie das Gelingen Ihres Lieblingsplanes nicht von der Gesundheit des erwarteten Knaben allein, sondern von seinen besonders glücklichen Naturanlagen hoffen müßten. Sie erwiderten darauf: chaque homme communément bien organisé peut devenir grand homme, supposé qu'il soit élevé comme il faut. Ich fuhr fort, mein Bedenken darüber zu äußern, allein Glaubitz setzte mir entgegen, daß Sie bereits in der Schweitz einen Knaben, der von seinen bisherigen Etziehern als fast stupid aufgegeben worden sei, in kurzer Zeit zu einem mehr als gewöhnlichem Menschen umgebildet hätten. Ich versprach Ihnen damals, mein Urtheil so lange zu verschieben, bis der Knabe selbst erscheinen und für oder gegen Ihre Behauptung sprechen würde. Jetzt nun ist er da, dieser Knabe. Ich sehe in ihm männliche Reife mit kindlicher Unschuld und Güte im seltensten Vereine — ein liebenswürdiges Bild der veredelten Menschheit! — O, führen Sie mich in ein Zimmer mit solchen Menschen angefüllt; ich werde mich dann der Erde entrückt im Kreise höhe-

rer Geister wähnen! — Ja, Freund! Sie haben nicht nur Wort gehalten, Sie haben noch mehr geleistet, als Sie versprachen. Ich fühle mich verpflichtet, dies Ihnen schriftlich zu erklären, um Ihnen die Gerechtigkeit zu geben, die Ihnen gebührt. Allein so glänzend auch der Erfolg Ihrer Bemühungen gewesen ist, so wenig wird es Ihnen gelingen, die Pädagogen von der Wahrheit Ihres aufgestellten Grundsatzes zu überzeugen. Ueberall wird man sagen: „Wie glücklich ist der „Vater, dem solch ein Sohn geboren wurde!“ Man wird die Vorzüge des Knaben, mehr der Natur und den Anlagen des Kindes, als der Kunst und dem Verdienste des Vaters zuschreiben. Und ganz offen gesagt, auch ich gehöre mit zu denen, die da sagen: „Wenn Karl nicht glücklich organisirt ge„wesen wäre, so würde er das nicht gewor„den sein, was er gegenwärtig ist.“ Zwar kenne ich Ihr nicht gemeines Verdienst um ihn. Ich kenne Ihre Kraft, Ihre seltene Ausdauer, und die feste Beharrlichkeit, mit der Sie Ihre Zwecke verfolgen. Ich weiß es, daß dieser Knabe der Punkt war, um den sich

Ihr ganzes bisheriges Leben mit seinem gesammten Thun und Wirken drehte; wie Sie alles, Reden und Schweigen, Kommen und Gehen, Arbeiten und Ruhen, ja alles was den Knaben umgiebt, in nähere und entferntere Beziehung auf ihn und Ihren Zweck zu bringen wußten; wie Sie hierbei unermüdet, ununterbrochen, mit immer gleicher Kraft und Lebendigkeit Jahre lang wirkten. Ich kenne ferner die Allmacht, mit der Ihre, in ihrer Art einzige Beharrlichkeit auf alle diejenigen zu wirken weiß, auf die Sie wirken wollen — allein dessen ungeachtet kann ich jenen Pädagogen nicht Unrecht geben. Es ist nicht bloß schwer, sondern ganz unmöglich, den verhältnißmäßigen Antheil zu bestimmen, den Natur und Kunst an der Bildung des Menschen haben, weil während des Bildungsgeschäfts beide in gegenseitiger Wechselwirkung mit einander stehen. Es wird Ihnen auch in Ewigkeit an einem Erfahrungsbeweise mangeln, wodurch Sie darthun möchten, daß Sie einen zwar gesunden, aber doch nicht grade günstig oder glücklich organisirten, Knaben durch die Kunst der Behandlung allein

einem ausgezeichneten Menschen gebildet hätten. Indessen wird Ihr angestellter Versuch in jeder Rücksicht merkwürdig und wichtig für die Pädagogik bleiben, und die ausführliche Darlegung Ihrer Methode ein sehr schätzbares Geschenk für das Publikum sein. Freilich wird ein Witte dazu gehören, diese Methode in Ausübung zu bringen, und darum stehe ich Ihnen dafür, daß sie wenig Nachahmer finden wird. —

Schrader.
Prediger in Langenweddingen bei Magdeburg.

Es scheint mir, ich könne wohl nicht deutlicher beweisen, daß ich meiner Sache schon gewiß war, ehe ich sie auszuführen anfing. Für den Ungläubigen sei indeß noch Folgendes hinzugefügt:

Der noch lebende Karl ist unser zweites Kind. Das erste, ebenfalls Karl getauft, war so vorzüglich wohlgebildet, daß es Jedermann angenehm auffiel. Es vereinigte die vortheilhaftesten Züge von Vater und Mut-

ter höchst glücklich in sich; die minder vortheilhaften hatte die Natur ihm nicht gegeben. Das Kind gehörte zu den äußerst wenigen, welche bei der Geburt schon eine sprechende Physiognomie haben. Es war ein erwachsener Mensch im Kleinen. Ein junger Mann in Halle, der sehr wohlgetroffene Schattenrisse machte, bat sich es aus, das Kind im Sarge abzuzeichnen. Er that es, und ich besitze diesen Schattenriß noch. Jeder, der ihn erblickt, fühlt die Wahrheit des oben Gesagten.

Dabei war es körperlich ohne Fehler und sehr gesund und kräftig. Aus ihm hätte ich also — menschlichem Ansehen nach — weit mehr bilden können, als aus seinem spätern Bruder. Wirklich war das auch mein Wille. Aber, die Gottheit hatte es anders beschlossen.

Da das Kind mit unbeschreiblicher Sorgfalt behandelt, und äußerst reinlich gehalten wurde, so weinte es niemals. Am zehnten Tage wurde es getauft, und nach der Lochauischen Sitte deshalb in die Kirche getragen. Das hätte sicher nichts geschadet, wenn es mit der gehörigen Vorsicht geschehen

wäre. Aber, die Hebamme! — Ach, das ist (besonders auf dem Lande) noch heutiges Tages ein furchtbares Wort! —

Der verstorbene Geh. Rath Mekel (mein Arzt) hatte uns die beste in der Gegend angerathen, und wir nahmen sie. Aber dennoch hat sie uns dies Kind getödtet, und dem noch lebenden großen Schaden zugefügt.

Der Tauftag war ein rauher Frühlingstag. Ich blieb also selbst dabei, bis das Kind in eine dicke flanellene Windel eingeschlagen, und dann erst in das feine Taufzeug gewickelt war. Jetzt ging ich wieder zur Gesellschaft.

Die Hebamme, die schon früher das Taufzeug bewundert, und das Einschlagen des Kindes in die wollene Windel ungern gesehen hatte, maßt es sich in meiner Abwesenheit ohne weiteres an, das Kind wieder auszuwickeln, den Flanell wegzulassen, und das Kind (das noch mit feiner Leinwand umgeben war) bloß in das sehr zarte Taufzeug zu winden. Meine Gattin macht ihr dagegen Vorstellungen. Sie redet aber die junge, noch völlig unerfahrne, Frau damit nieder:

Das müsse sie besser verstehn! Das Kind sei so mehr als warm genug. Jetzt sei es schön wie ein Engel, aber vorher — u. s. w. Meine Frau giebt endlich nach. Ich weiß von dem allen nichts. Das Kind wird zur Taufe getragen; unterweges noch auf dem Hin- und Herwege abgedeckt, und der gaffenden Menge gezeigt.

Das unglückliche Opfer der Unvernunft schlief. Ach, aber es war sein letzter Schlummer. Ich bemerkte bald, daß es im Schlafe lächelte, und erschrack, weil ich wußte, daß das innerliche Zuckungen zu bedeuten pflege. Ich machte die Hebamme darauf aufmerksam; aber sie erklärte es für unbedeutend. Wie leicht wäre jetzt noch dem Kinde zu helfen gewesen, wenn sie aufmerksam geworden wäre, ihren Fehler gefühlt und wieder gut gemacht hätte.

Das Lächeln dauerte fort, ja es nahm zu. Meine Angst stieg im gleichen Grade. Endlich erwachte das Kind; aber zum ersten Male während seines bisherigen Lebens mit einem durchdringenden Geschrei. Ich ahnete nun, daß es erkältet sein müsse; aber sie stritt

es mir mit Keckheit ab. Ich wollte Mittel gegen Erkältung anwenden lassen, aber sie litt es nicht, weil sie dadurch ihren Fehler eingeräumt hätte. Das Kind schrie bis tief in die Nacht, ohne zu schlafen und ohne zu saugen.

Ich hielt meine Besorgniß nun für bestätigt, aber die Hebamme bestritt sie mehr als je, und erklärte das Schreien und Nichttrinken für Eigensinn. Ich fühlte das Unvernünftige davon sehr wohl; aber was sollte ich thun! — Sie war mir als die beste, von Mekel examinirte und approbirte, Hebamme von ihm empfohlen; sie war älter als ich, und hatte lange Erfahrung. Ich mußte also schweigen, und sie verwies fortdauernd zur Geduld.

Von Zeit zu Zeit hatte ich dem Kinde einen Finger in den Mund gegeben, um zu versuchen, ob es saugen wolle. Es mußte Hunger oder Durst haben, denn es sog oft mit Heftigkeit. Aber schnell ließ es den Finger wieder fahren, und schrie durchdringender als zuvor. Als ich am zweiten Abend dasselbe that, konnte ich die Kinnladen des Kindes nicht auseinander bringen. Ich befragte

die Hebamme ängstlich darüber. Erschrocken versuchte sie es selbst; fand, daß ich Recht hatte und sagte: Großer Gott! das ist der Mundkrampf! Ja, wenn es dann das Einzige auf der Erde wäre, so ist es nicht mehr zu retten.

Ich schickte sogleich einen reitenden Boten nach Halle, und meldete den Vorfall meinem Arzte und Freunde schriftlich. Er kam augenblicklich, aber, es war zu spät! —

Donnernd fuhr er die Hebamme an, was sie mit dem Kinde gemacht habe? Und da zugleich meine Gattin ihn fragte, ob es vielleicht geschadet haben könne, daß das Kind ohne die wollene Windel in die Kirche getragen sei, so kam alles heraus. Mekel war unermüdet, mein Kind zu retten; aber — es schlummerte am andern Morgen in eine bessere Welt hinüber.

Mein Schmerz war gränzenlos, denn ich verlor durch den Unverstand eines Weibes den ersten innigst geliebten Gegenstand meiner Vaterfreuden, und mit ihm die Hoffnung, mein Ideal der Erziehung an einem eignen Kinde zu verwirklichen.

Aber ich mußte meinen tiefen Gram verbergen; denn die junge Wöchnerinn, die das Kind ebenfalls unaussprechlich geliebt hatte, lief Gefahr, unter ihrem Jammer zu erliegen. Ich zwang mich also, heiterer zu scheinen, und rettete sie glücklich. Nie indeß, so lange ich athme, werde ich jene tiefe Wehmuth ganz verlieren, die mich damals fast zermalmte. Ach, ich fühlte nur zu gewiß, daß ich nimmer wieder ein so glücklich gebildetes Kind mein nennen werde.

Da ich dies Alles der Wahrheit gemäß erzählt habe, so wird man mir um so eher glauben, wenn ich im Betreff des noch Lebenden das Gegentheil sage.

Er wurde am ersten Julius, Dienstags Nachmittags um drei Uhr, im Jahre 1800 in Lochau (zwei Stunden von Halle) geboren. Sein Aeußeres versprach gar nichts; denn die ebene Fläche des Gesichts war nur durch zwei große Oeffnungen (die Augen) und durch einen kleinen Aufwurf (die Nase) unterbrochen. Uebrigens war er indeß am Körper vollkommen gesund. Meine Gattin, der das verstorbene Kind noch immer vor Augen

schwebte, erschrack bei seinem Anblick. Ach, sagte sie bald nachher zu mir: „er ist so „häßlich! ich fürchte, es wird nie viel aus „ihm werden.“

Ich sprach ihr Muth ein, — und Geduld, bis wir Gelegenheit haben würden, die erste Aeußerung seines Geistes zu bemerken. Dann wolle ich ihr sagen, ob ich hoffe oder fürchte. Diese Gelegenheit fand sich schon nach einigen Monaten.

Ich trat nämlich einst in das Zimmer meiner Frau, und sagte lebhaft: „Da sind „schon wieder Kühe auf unserer Wiese — —“ In demselben Augenblicke ließ Karl, der eben gesäugt wurde, die Brust der Mutter fahren, sah sich nach mir um und lächelte.

Sogleich unterbrach ich mich selbst, und rief aus: „Gottlob, der Junge ist nicht dumm! „nun will ich auch einen ausgezeichne„ten Menschen aus ihm bilden.“

So wenig verlangte ich von der Natur, um meine Ideen verwirklichen zu können. Meine Gattin lächelte damals, und noch oft nachher, über mich, weil sie meinte, daß diese Handlung des Kindes so gut wie

gar nichts beweise. Mir aber war sie hinreichend, denn ich verlangte bloß, daß er „nicht dumm geboren sein solle.

Meine Verwandten, Freunde und Bekannten waren völlig der Meinung meiner Frau. „Karl wird gewiß einmal ein guter, „braver Mensch" hieß es; „Auch lernt er „sicher unter Ihrer Leitung alles ihm Nö„thige; aber — mehr als das ganz Gewöhn„liche kann er nicht werden, denn, — denn „die Natur hat es ihm versagt!" Ich blieb bei meinen Hoffnungen, weil sie für mich Ueberzeugungen waren, und man deutete an, was meine Frau oft aussprach: die väterliche Eitelkeit hege da sanguinische Hoffnungen, wo doch an dergleichen nicht zu denken sei. —

Dies dauerte bis zum dritten oder vierten Jahre des Kindes fort. Sein Verstand bildete sich langsam, folglich für die nächsten Umgebungen unmerklich. Doch bemerkte ich es, und machte meine Gattin darauf aufmerksam. Es ging mir aber jedesmal wie an dem Tage, als er meinetwegen die Brust fahren ließ.

Sie (und unsre Freunde) hielten die etwanigen Geistes-Aeußerungen für zu unwichtig, um mehr daraus zu folgern, als — daß das Kind nicht gradezu dumm geboren sei.

Fünfter Abschnitt.

Warum hoffte ich so viel, bei so wenigem Anschein?

Es ist wahr, daß ich dies that; aber ich hatte dazu vernünftige Gründe. Ich selbst weiß mich ein redendes Beispiel, daß man ein menschliches Wesen durch fehlerhafte Erziehung verderben, und durch eine bessere erheben kann. Die weitere Auseinandersetzung hiervon ist zum klaren Verstehen dieses Buches wichtig. Da sie aber hier eine zu große Abschweifung veranlassen würde, so verweise ich in Betreff derselben auf die Lebensgeschichte des Einsiedlers Karlo in den Appenninen, und bitte sehr, diese zu lesen.

In meinem zwölften Jahre war ich selbst an Leib, Geist und Gemüth so ganz verderbt, daß es mir kaum begreiflich ist, wie ich

noch das habe werden können, was ich geworden bin.

Aehnlicher Beispiele, jedoch im minderen Grade, habe ich an meinen Freunden und Bekannten viele erlebt.

Kaum fing ich an, selbst Unterricht zu geben, so staunte ich oft die überraschenden Entwickelungen der Geisteskräfte an, welche bis dahin zu schlafen geschienen hatten.

Schon im vierzehnten Lebensjahre unterrichtete ich in Salzwedel mehrere meiner Mitschüler, und beobachtete sie unwillkührlich.

Ich hatte an demselben Orte ganz entgegengesetzte Lehrer: fähige und unfähige, gelehrte und ungelehrte, gutherzige und schlechte. Wie sehr verschieden waren die Wirkungen ihrer Bemühungen! — Das drang sich mir klar auf. —

Dann kam ich nach Berlin unter Gedike's Leitung. Er schien sich weniger Mühe zu geben, als einer seiner Kollegen, der ihm zunächst stand, und wirkte doch unendlich mehr. Eine Frage von ihm, eine Hinweisung, ein belehrender Scherz, entzündete oft einen schlafenden Funken, und

fachte ein heilsames Feuer an; statt daß man von Jenem nur Alltagssachen hörte, und — lernte.

Nach einigen Monaten würdigte mich Gedike, in einer Erziehungsanstalt, welcher seine Schwester mitvorstand, mich zum Lehrer vorzuschlagen. Ich benahm mich, aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit, link dabei, denn — ich docirte jungen Mädchen von eilf bis dreizehn Jahren die Geschichte vor. Er lachte mich aus, und wies mich zurecht. Sobald ich den freieren Erzähl- und Fragetон traf, gab er mir seinen Beifall zu erkennen, und munterte mich zu noch größerer Freimüthigkeit auf.

Die Kinder hörten mir in kurzem gern zu. Man übertrug mir mehr Unterrichts-Stunden; ja ich sollte immer noch mehrere übernehmen, denn meine Schülerinnen lernten gern und viel dabei. Auch die Tochter des Kaufmanns B. und die Söhne des Professor Voitus unterrichtete ich mit Glück. Alle drei Wesen waren aber sehr von einander verschieden; ich mußte folglich jedes derselben auf eine eigenthümliche Art ergreifen. Dadurch

wurde ich zuerst gewahr, daß man auch mit dem langsamern Kopfe viel ausrichten kann, wenn man es nur darnach anfängt.

In Halle wurde ich nach einigen Monaten der Lehrer und Miterzieher der nachgelassenen Tochter des verstorbenen Oberbergraths Goldhagen. Auch bei ihr mußte ich meine Unterrichtsart modificiren, und machte in drei Jahren manche belehrende Erfahrung.

Schon von Berlin aus reisete ich, und besah, so oft ich konnte, Schulen und Erziehungsanstalten. Von Halle that ich dies noch weit mehr, und wurde mit Salzmann, Campe, Trapp, Rochow, (Becker) u. s. w. näher bekannt, sprach mit ihnen über ihre Methoden, machte Einwendungen, und horchte auf ihre Belehrungen.

Jetzt ward ich nach der italiänischen Schweitz in eine Familie von Salis berufen, um den ältesten Sohn des Hauses, Herkules, zu erziehen. Ich reisete über Rostok, Hamburg, Düsseldorf, den Rhein hinauf, besuchte Pfeffel, und lernte bald nachher auch Pestalozzi kennen, dessen Lienhard und Gertrud ich ausnehmend lieb gewann, und das

Wichtigste aus allen vier Theilen auszog, ungeachtet ich das Werk selbst besaß. Ich habe immer geglaubt, und glaube es noch, daß dies Buch mehr ein Buch für (Väter und) Mütter ist, als das, welches diesen Titel führt. Pestalozzi selbst hat mir darin nicht Unrecht gegeben.

An Herkules von Salis fand ich einen höchst verzogenen Knaben von etwa sieben Jahren. Der Vater war so hypochondrisch, daß man ihn wohl melancholisch nennen konnte. Die Mutter dagegen, voll leichten Sinnes, dachte neben ihrer Wirthschaft nur an ihre Zerstreuungen. Um Herkules kümmerte sie sich desto weniger, weil schon fünf Kinder da waren, und ein sechstes erwartet wurde.

Die Großmutter, eine sehr verständige Frau, sagte: „ich verstehe es nicht genug! „Aber ich fühle, daß der Knabe verloren „geht, wenn er nicht bald einen Erzieher bekommt.“

Der Großvater hingegen hatte grade dazu keine Neigung, denn er liebte seinen Enkel über die Maßen, verhätschelte ihn in jeder Art und lehrte ihn — Dinge, die er

besser nicht gelernt hätte, weil sein Herz wenigstens dann reiner geblieben wäre.

Ich erhielt ihn aufgedunsen, klein, bleich, kränklich, dickbäuchig, pfiffig, ohne doch verständig oder klug zu sein, voll Widerwillen etwas zu lernen, und voll Furcht vor mir, seinem künftigen Lehrer: denn wenn der Großvater in den letzten Monaten ihm recht arg hatte drohen wollen, so sagte er: „Warte „nur, wenn nur erst der Herr Witte kommt, „der soll dir es schon eintreiben!“

Zu allem diesem Unvortheilhaften kam noch, daß er kein Wort deutsch oder französisch verstand, von dem italiänischen aber bloß die ganz gemeine Pöbelsprache. Er hatte sie von dem Gesinde, mit dem er sehr viel umging, gelernt, und man ließ es dabei, und sprach dies Kauderwelsch mit ihm.

Ich verstand ihn daher im Anfange fast gar nicht, und er mich ebenfalls wenig.

Das Böseste war aber, daß er seine jüngeren Geschwister beherrschte, und besonders einen armen fremden Knaben, den der Großvater ihm als Gesellschafter zugegeben hatte, mit Worten und Thaten mishandelte,

ohne daß dieser es vergelten durfte, oder gehört worden wäre, wenn er es gewagt hätte, zu klagen.

So in jeder Hinsicht verdorben erhielt ich ihn, und bat es mir aus, in den ersten drei Tagen nichts zu thun, als — beobachten.

Dann ließ ich mir von den vier genannten Personen für die nächsten drei Monate unbedingte Folgeleistung und Nachsicht mit meinem Verfahren versprechen, und handelte ganz so, als wenn ich der Vater des Kindes wäre.

Sobald Herkules erwachte, mußte er aus dem Bette; denn ich erwartete jenen Augenblick in irgend einem Buche lesend. Bisher blieb er wohl noch Stundenlang liegen, aß und trank im Bette, langweilte sich, oder vertrieb sich die Zeit, Gott weiß, womit! — Ach, dieses Lungern im Bette bringt gewöhnlich unsäglichen Schaden!

Vormals zog ein Diener ihn nachlässig an, denn er litt es nicht anders. Waschen ließ er sich fast nimmer. Jetzt half ich ihm selbst beim Anziehen, aber — alle Tage we-

niger,

niger, und nach kurzer Zeit mußte er alles selbst thun. Ich wusch mir, neben ihm, alle Morgen Gesicht, Hals, Hände und Arme mit Seife; und machte ihm den großen Nutzen davon begreiflich. Er that es mir bald nach, und befand sich heiter und wohl dabei.

Das Familien-Frühstück war eine Art von Mahlzeit, bei welcher Herkules, neben dem Großvater sitzend, gewöhnlich schon zu viel zu essen pflegte. Jetzt mußte er bei mir sitzen, und nur das Nothdürftige genießen. Zwei oder drei Mal wählen, wie er sonst that, durfte er gar nicht mehr.

Dann gingen wir, wenn das Wetter nicht zu heiß war, aus; so weit ich ihn in Absätzen zu bringen vermochte. Auf dem Wege unterhielt ich ihn nützlich und angenehm; und so erreichte ich es mit der Zeit, daß mir sehr große Lustgänge machten.

Sonst trank er nichts, als Wein oder Kaffee, selten Thee. Jetzt reines Wasser, und fast nie etwas anderes.

Mittags, wo wir zehn Gerichte hatten, durfte er nur von zweien, und zwar nur von den einfachsten, essen.

Nachmittags gingen wir abermals aus, immer so weit als möglich. Nur wenn es zu heiß war, warteten wir bis gegen Abend. Vor Einbruch der Nacht kehrten wir selten zurück.

Alle Gegenstände gaben uns Stoff zur Unterhaltung. Da ich zugleich die Tochter, Luise, etwa ein Jahr jünger als Herkules, mit ihm erzog, und sein Vetter Max, der seines Alters war, mir bald nachher auch übergeben wurde, so konnten wir vier unter einander uns schon sehr zerstreuen. Oft aber begleitete uns auch der Vater, dessen Hypochondrie sich dadurch allmählig verlor, und der uns durch seinen gebildeten Geist bald wesentlich nothwendig schien.

Kamen wir dann am Abend zu Hause, so beschäftigte ich die Kinder (grade wie des Mittags) bis zum Essen mit dem Einlegen von Pflanzen, oder Wegpacken von Mineralien, oder Besehen von Bildern, oder Erzählen lehrreicher Geschichten, oder Lesen angenehmer Anekdoten.

Kaum hatte Herkules von den fünf Gerichten, die des Abends aufgetragen wurden,

eins gegessen, und sich nothdürftig gesättigt, so war er müde, und ging gern zu Bette.

Diese Lebensweise fesselte ihn schnell an mich; denn er hatte nie Langeweile, und fühlte sich immer wohl und heiter, bald sogar merklich kräftiger als zuvor. Sobald er einmal wußte, daß ich seinem Eigensinne durchaus nicht nachgab, so hörte er bald auf, willkührlich zu wollen, und dies beförderte seine Heiterkeit auf's neue.

Nach einigen Monaten wurde er schlanker, und fing an zu wachsen. Seine Augen bekamen Feuer und seine Wangen Röthe. Er aß mit sehr gutem Appetite, und schlief wie ein Stein. Man bemerkte sogar, daß er auffallend klüger und verständiger, besonders folgsamer wurde.

Jetzt erst fing ich an, ihn regelmäßig zu unterrichten; zuerst nur wenig, und nur Vormittags, z. B. wenn es zu heiß war, um zu gehen. So wie seine geistigen und körperlichen Kräfte zunahmen, und so wie er seine Fortschritte gewahr wurde, wuchs auch seine Neigung, etwas lernen zu wollen. Er

bat jetzt um Unterricht, und lernte nach einiger Zeit so schnell und leicht, daß seine Eltern und Verwandte eine große Freude darüber hatten. Selbst der Großvater fing an, es mir zu verzeihen, daß ich seinen Enkel an mich gefesselt hatte, und daß ich ihn streng zur Ordnung, zum Fleiße und zur Sittlichkeit anhielt.

Die Eltern liebten und behandelten mich wie ihren Bruder, und die Verwandten und Freunde des Hauses bewiesen mir ihre Achtung und Freundschaft oft auf eine sehr rührende Art.

Herzlich mußten wir alle lachen, als einst ein lange entfernt gewesener Vetter den Herkules, von dessen Kenntnissen er gehört hatte, prüfte. Er war ausnehmend wohl mit ihm zufrieden, küßte ihn wiederholt, und sagte mir viel Schmeichelhaftes. „Aber,“ setzte er am Ende hinzu, „gestehen Sie auch, lieber „Herr Witte, daß Sie sehr glücklich gewesen „sind, auf einen Knaben zu treffen, der ganz „ungewöhnliche Anlagen hat. Der gute Same Ihres Unterrichts fiel auf ein herrliches „Land.“ — Ich verwies ihn auf beide El-

tern, die daneben standen, und diese schilderten ihren Sohn, wie er zwei Jahre zuvor noch gewesen war.

Viertehalb Jahre erzog ich diesen Knaben, denn als ich nach achtzehn Monaten die Schweiz verlassen wollte, hielt man mich durch die freigebigsten Anerbietungen noch zwei Jahre zurück.

Herkules ging in der ganzen Zeit sehr glücklich vorwärts. Mein Nachfolger ersetzte mich vollkommen. Unser Zögling zeichnete sich in Passy in der Kriegsschule sehr aus, wurde höchst ehrenvoll zum Offizier ernannt, und genoß bis zu seinem Tode im Regimente der innigsten Achtung und Liebe.

So viel war mir geglückt, ungeachtet ich den Knaben zu spät, (denn er war schon sieben Jahre alt, und ~~waren schon~~ vielfach verdorben) bekommen hatte. Ich machte daraus, und aus früheren ähnlichen Erfahrungen den Schluß, wie unendlich mehr sich erreichen lassen müsse, wenn man die Erziehung und Bildung früher, ja wenn man sie von der Wiege anfange.

Herkules hatte, neben mehreren andern Geschwistern, auch eine Schwester, die etwa ein Jahr alt war, als ich in's Haus kam. Das Kind war eher schön als häßlich, und natürlicher Weise noch unverdorben. Beides machte mir Freude, und ich beschäftigte mich viel mit demselben. Alle Viertelstunden, die ich abmüßigen konnte, brachte ich mit Perpetuen, (so hieß sie) zu.

Anfangs trug ich sie, nachher ging sie an meiner Hand. Mit Veränderungen nach dem verschiedenen Verhältnisse, that ich mit ihr, was ich mit Herkules (und den zwei andern Kindern) that, und die Erfolge waren bei ihr noch weit auffallender. Sie blühte so schön auf, sie wurde so überaus klug und gescheut, daß man allgemein meinte, Perpetua von Salis-Tagstein sei eine Art von Wunder. Nach einigen Jahren schon kannte sie alle Gegenstände im Hause und Garten, genauer und richtiger, als mancher Erwachsene, und sprach so ausgezeichnet fromm und verständig, daß es uns nicht selten bis zu Thränen rührte. Sie ahnete die Gottheit in Allem, im Veilchen wie im Eichbaume, im

Sonnenstrahle, wie im Thautropfen, im furchtbarsten Gewittersturm wie im leisesten Lüftchen, in sich selbst wie in ihren menschlichen und thierischen Umgebungen.

Da wollte Ihr unglückliches Schicksal, daß sie die Blattern bekam. Ich erbat mir sogleich und mit der wärmsten Liebe die Erlaubniß, sie zu warten und zu pflegen, besonders auch darauf zu sehen, daß sie sich nicht kratze, denn die Blattern waren, leider, sehr bösartig.

Die Eltern, und besonders die Mutter, liebten aber das Kind übermäßig; sie besorgte daher namentlich, daß ich zu pünktlich und fest verfahren möchte, und versprach dem Dienstmädchen einen neuen Anzug zum Geschenke, wenn sie — unter meiner Leitung — das Kind zu seiner Zufriedenheit warten und pflegen werde. Ein elender Arzt, der seiner Unwissenheit wegen, Prahler und Schmeichler zugleich war, versicherte, es habe nichts zu bedeuten, wenn sich Perpetua auch ein wenig kratze. Er besitze eine Salbe, die jede Pockennarbe binnen Jahr und Tag gänzlich verschwinden mache. Und so ein armes

Kind müsse sich doch auch etwas Linderung verschaffen.

Dies Geschwätz war ein Hauptgrund, daß das Dienstmädchen zur Pflege des Kindes bestimmt wurde. Kaum hörte ich, was beschlossen war, als ich eine der traurigsten Vorhersagungen aussprach, die aber weit schrecklicher noch erfüllt wurde.

Das Dienstmädchen hatte beständig den versprochenen Anzug im Auge, suchte also das Kind immer zu beschwigtigen. Es durfte sich folglich kratzen, so viel es nur wollte. Ich fühlte bald, daß ich überflüssig sei, und zog mich mit tiefer Wehmuth zurück.

Ach, ich hatte nur zu richtig gefürchtet. Perpetua stand nach einem langen Krankenlager, in welchem sie mehrmals dem Tode ganz nahe war, endlich wieder auf; aber das schöne, das sehr schöne Kind war jetzt eins der häßlichsten geworden, die ich je gesehn habe. Ihr himmlisches Auge, voll Geist und Feuer, hatte sie freilich noch. Ja, es drückten sich in demselben allmählig auch Züge von Wehmuth und Milde ab, die vielleicht von zurückgebliebenen Uebeln, so wie von dem

klaren Bewußtsein ihrer großen Häßlichkeit entstanden.

Dies war aber auch das einzige übrig gebliebene Schöne an ihr, und — es stach mit dem übrigen schrecklich ab. Ihre Umrisse waren verdorben und verzerrt, denn breite Nathen legten sich über die Nase hin, und um das Kinn herum. Der Charlatan schmierte und ließ sich bezahlen, aber das Gesicht der armen Kleinen blieb, wie es war.

Bei ihrer ausgezeichneten Klugheit wußte sie gar bald, daß sie sehr häßlich sei, und pflegte mit kindlicher Unschuld einen vergangenen längeren Zeitraum so zu bezeichnen: „O das ist schon lange her! — Das war „damals, als ich noch schön war. Jetzt bin „ich häßlich, ach, ich bin sehr häßlich.“

Mir traten mehrmals Thränen in die Augen, wenn ich etwas der Art hörte. Denn wer hatte das engelschöne Kind so grundhäßlich gemacht? — Die Mutter, der Arzt und das Dienstmädchen. Und was war der Grund dazu gewesen? — Alberne Liebe.

Sie ist häßlich und kränklich geblieben, bis an ihr frühes Grab. Vielfache Leiden und Zurücksetzungen — besonders in dem glänzenden und eitlen Paris, wo die Eltern späterhin lebten, — haben den reinen und klaren Spiegel ihrer Seele oft getrübt; aber ihr gediegener Verstand und ihre Herzensgüte sollen sie, dem nähern Beobachter, unbeschreiblich liebenswürdig gemacht haben. Gottlob, sie hat überwunden! —

So liegt unser ganzes Schicksal, unsre Gesundheit, unsre körperliche und geistige Bildung, unsre Heiterkeit, unser sogenanntes Glück, sogar unser Leben und Tod sehr oft in höchst unverständigen Händen. Sie zerknicken, ja sie zertreten nicht selten, was sich unter weiserer Behandlung bis zum Allerhöchsten und Edelsten emporgeschwungen haben würde.

Alle angeführte Erfahrungen überzeugten mich unwidersprechlich, daß man etwas Wunderartiges wirken könne, wenn man ein, körperlich und geistig, nicht unglücklich organisirtes Kind, gleich vom ersten Jahre an, mit steter Sorgfalt erziehe und bilde; wenn man

alles Gute und Nützliche in die Seele desselben pflanze und pflege, dagegen alles Böse davon entfernt halte, oder doch sogleich mit der Wurzel ausraufe; besonders wenn man in Beiden zugleich liebevoll und fest verfahre.

Ich sprach diesen Satz schon damals oft aus, aber die Familie Salis versicherte mich stets: ich habe allerdings recht, nur sei das bei eigenen Kindern unausführbar. Die ihrigen hätte ich freilich äußerst gut erzogen; aber bei den meinigen werde es mir gehn, wie tausend andern Vätern, denen ich guten Willen, Vernunft und Kenntnisse doch gewiß nicht absprechen könne.

Ich schwieg dazu, und nahm mir vor, künftig zu thun, was ich vermöge, besonders aber recht fest zu werden im Gehorsam gegen die Gesetze der Vernunft.

In Deutschland leitete ich noch ein Jahr lang einen sechszehnjährigen Jüngling so ganz zur Zufriedenheit seiner Pflegeältern, daß sie mir innig und thätig dafür dankten. Der Pflegevater konnte es kaum fassen, als ich behauptete, ich müße seinem Neffen (in seinen

Verhältnissen und Umgebungen) äußerst wenig; liebe er ihn wahrhaftig, so möge er ihn auf eine gute, aber entfernte Schule bringen. —

Ich mußte ihm zwar zugeben, daß ich seinem Neffen genützt habe, aber ich war zugleich fest überzeugt, daß Fehler, die früher in der Seele tiefe Wurzel schlugen, schwer auszujäten sind, ja daß man — in so fern man es erzwingen will, — einen Theil der guten Erde mit ausreißen muß. Der Satz wurde mir (auch durch diese Erfahrung) also klarer als je zuvor: „Will man bei der Erziehung etwas Tüchtiges leisten, so soll man in der Wiege, auf dem Arme der Mutter anfangen. Dann aber muß auch, — wenn Gott es nicht absichtlich hindert — etwas Auszeichnetes, ich möchte sagen: etwas für jetzt ganz Unbegreifliches, oder, ein, thörichter Weise so genanntes: Wunderkind dadurch entstehen.“

In meinen so eben mitgetheilten, und — spätern Erfahrungen ist die Antwort auf die Frage: Warum ich bei so wenigem

Anschein soviel von meinem Sohne hoffte, enthalten.

Sechster Abschnitt.

Ist mein Erziehungswerk glücklich von Statten gegangen?

Die Art, wie ich meinen Sohn erzog, unterrichtete und bildete, muß wohl nicht bloß glücklich angefangen haben, sondern auch fortgegangen sein, weil die Aufmerksamkeit der Gebildeten, und sogar die thätige Theilnahme ganz verschiedener, ja einander entgegengesetzter Regierungen, nun schon länger als zehn Jahre hindurch mich und ihn im Auge behielten.

Als mein Sohn in seinem achten Jahre zuerst bekannt wurde, lebten wir mit ihm auf einem Dorfe, Lochau bei Halle, in Umgebungen, welche an sich wohl nicht geeignet waren, die Augen der Menge auf ein Kind zu richten. Eher geht dies an in einer Stadt, besonders in einer großen Stadt.

Karls ungewöhnliche Ausbildung fiel ferner in einen Zeitpunkt, in welchem ganz Europa in seinen Grundfesten erschüttert und unser Vaterland, Preussen, fast zertreten war. Ich rede von den Jahren 1807 und 1808. Damals hatte man wahrlich andere Gegenstände der Unterhaltung. Große und schreckliche Begebenheiten, Besorgnisse, Vorkehrungen, Hoffnungen, Sehnsucht nach Hülfe, Vereitelungen derselben: Dies nur schien merkwürdig. Kleinigkeiten wurden natürlich übersehen.

Die Kenntnisse eines Kindes mußten sehr bedeutend, sie mußten ganz ungewöhnlich sein, wenn sie durch die alles verschlingenden Weltbegebenheiten durchdringen, sich Platz schaffen, und — feststellen sollten. Aber doch haben sie dies gethan.

Jener Zeitpunkt war ferner sehr ungünstig; denn man war grade damals völlig allgemein gegen frühe Gelehrsamkeit eingenommen. Männer, wie Salzmann, Campe, Trapp, u. s. w. hatten lange und nachdrücklich dagegen gesprochen, und das Nutzlose, ja Schädliche, früherer Beispiele der

Art anschaulich dargelegt, und mit dem Namen Treibhauserziehung förmlich gebrandmarkt.

Da ich selbst es mir zur Ehre rechne, ihr Schüler zu sein, so gestehe ich gern, daß ich ihre Ansicht auch hierin theilte, und mich nicht wenig verwunderte, unter meiner Leitung etwas entstehen zu sehen, wovor ich mich fürchtete.

Daher kam es denn auch, daß die erste Nachricht davon in den öffentlichen Blättern, (der Brief eines Ungenannten in dem Hamburger Correspondenten, worin er von der privat- und öffentlichen Prüfung meines Sohnes in Merseburg, genaue Nachricht gab,) für unwahr, ja für unsinnig angesehen wurde.

Daher kam es, daß ein dänischer Gelehrter die ganze Thatsache rein wegleugnete, und aus innern Gründen wegleugnen zu müssen wähnte. Nur erst die vielen, aufwiederholte Prüfungen gegründeten, und mit der Namensunterschrift versehenen, Zeugnisse von Männern, wie Schütz, Tieftrunk, Cäsar, Bek, Mahlmann, Rost, und einer Menge andren ausgezeichneten Männer, zu welchen sich bald

auch gelehrte Gesellschaften und Universitäten gesellten, verschafften dem Unglaublichscheinenden Glauben. Bald erhoben sich von allen Seiten Stimmen für die gute Sache; und nun erst ward und blieb sie als ausgemacht angenommen.

Natürlich schwiegen Neid und Bosheit nicht. Aber es waren nur sehr wenige, und zwar elende Menschen, die zum Theil aus Eitelkeit, zum Theil wegen früher von ihnen verübten schlechten Handlungen, die ich durchschaute, und ihnen vorhielt, mir zu schaden suchten. (Die Beläge dafür wird man weiter unten finden.) Deshalb schlichen sie fast immer nur im Finstern, (ohne Namen) oder mit der Blendlaterne, (unter angenommenen Namen).

Was hat es ihnen aber geholfen? Nichts. — Wahr ist's, wenn meine Sache nicht sehr reell gewesen wäre, so hätten sie sie gewiß erdrückt. Denn dann hätten sie schnell der Nachbeter und Helfershelfer Viele gefunden, weil die gewöhnlichen Menschen das Böse leichter, ich möchte fast auch sagen: lieber glauben, als das Gute. Auch

wür-

würden sie kleine Mängel zu groben Fehlern, Mücken zu Elephanten umgestaltet haben.

Meine ganze Widerlegung bestand darin, daß ich jedem Menschen erlaubte, Karln zu prüfen und zu beobachten. Dadurch machte ich, ohne ein Wort darüber zu schreiben, ihre Lästerungen zu Schanden, und die gute Sache gewann bei allen Redlichen und Verständigen nur um so festeren Fuß.

Daß Männer, wie Salzmann, Campe, Trapp, und Andere, mir ihre vernünftigen Bedenken mündlich oder schriftlich mittheilten, ohne je zu verachten, zu spötteln, zu lästern, oder gar heimlich ein Bein unterzuschlagen, versteht sich von selbst. Sie achteten mein Unternehmen im hohen Grade, und bewiesen mir vom Anfang an innige Theilnahme und herzliche Liebe. Auch sprachen sie später ihre veränderte Ueberzeugung mit edler Wärme aus. Dafür waren und sind sie aber auch verehrungswürdige Männer, und Jene — verächt-

liche Geschöpfe, welche das spätere Geschlecht richten wird.

Der erwähnte Zeitpunkt war ferner höchst ungünstig, denn der Krieg und seine traurigen Folgen hatten alles aus seinen Fugen gerissen. Preussen schien vertilgt. Die Einwohner desselben waren und wurden täglich mehr ausgesogen. Zudem wohnte ich an dem einen äußersten Ende der Monarchie, denn Lochau war ringsum von Sachsen umgeben. An Unterstützung war also nicht zu denken, und doch mußte ich bald unser Dörfchen verlassen, wenn Karl nicht stehen bleiben, d. h. zurückgehen sollte.

Auf Preussen konnte ich nicht rechnen. Frankreich wollte Geld haben, nicht aber geben. Und Sachsen konnte kaum etwas thun wollen, weil bei mir durchaus keine physische Noth vorhanden war. Ich hatte eine gute Pfarre, und die schriftliche Versicherung einer noch bei weitem besseren. Ich lebte auf einen anständigen Fuß, und genoß — in Leipzig selbst! — mit den Meinigen alle Vergnügungen unseres Standes.

Die Erziehung meines Sohnes war überdies nur noch im Keime. Unzählige besorgten böse Folgen davon. „Im zehnten bis „zwölften Jahre wird das arme Kind „sterben, oder siech werden!“ das hörte man oft und mit wahrer Aengstlichkeit aussprechen.

Dennoch vereinigten sich die Stadt und Universität Leipzig auf eine sehr überraschende Weise, und machten es mir durch ein bedeutendes Jahrgeld für meinen Sohn, und durch sehr freundliche und vortheilhafte Anerbietungen für mich und meine Gattin möglich, meine Pfarre aufzugeben, und nach Leipzig ziehen zu wollen.

Daß dies nicht ohne die allersorgfältigste Untersuchnng, nicht ohne wiederholte Prüfungen meines Sohnes geschehen sein wird, sagt sich jeder Vernünftige schnell von selbst.

Ganz eben so verfuhr die Französisch-Westphälische Regierung. Sie prüfte meinen Sohn sehr oft und wirklich mistrauisch; bot mir dann aber auch Geldunterstützungen an, und zahlte sie fortdauernd aus; selbst

noch an dem Tage, an welchem die Russen Kassel beschossen.

Als Westphalen zusammengestürzt war, sorgte jeder meiner Gönner und Freunde ängstlich für mich und meinen Sohn. Denn das sieben Jahr lang methodisch ausgesogene und längst erschöpfte Preussen, mein und der Meinigen Vaterland, war in einem unabsehbaren Kriege begriffen, und Hannover, Braunschweig und Hessen machten schnell bekannt, daß Jeder aus einem andern Staate in den ihrigen Gekommene, sich in den seinigen zurückbegeben möge, und verwarfen mit Heftigkeit alle Forderungen, die auf den Grund Westphälischer Anweisungen bei ihnen angebracht wurden. Doch aber bezahlten mir alle drei Staaten schnell und freigebig, was ich auf jene Anweisungen hin bittlich von ihnen forderte. Alle drei überzeugten sich indeß zuvor, — vernünftiger und billiger Weise! — ob das, damals bei ihnen so sehr mangelnde Geld, auch hier gut angewandt sein werde.

Dann ermunterten mich viele Preußen aus den ersten Ständen, mich an unsern Mo-

narchen zu wenden. Lange wagte ich es nicht, weil der Zeitpunkt so höchst unglücklich dazu war. Endlich, aufs neue ermuntert, that ich es, aber mehr anfragend, als bittend, und erhielt die großmüthigste, ermunterndste Antwort. Ja, es wurde mir, nach näherer Untersuchung der Sache, mehr gewährt, als ich zu erbitten gewagt hatte. Wie huldvoll sind ferner die Beweise der Königlichen Aufmerksamkeit und Gnade, welche mein Sohn und ich in den letzten zwei Jahren, hier in Berlin, erfahren haben! —

Wo dies alles sich zehn Jahre lang ununterbrochen erhalten hat, wo sich die verschiedensten, entgegengesetztesten Menschen, Gelehrte und Staatsdiener, ja Monarchen selbst, stets und schnell zu so thätiger Mitwirkung vereinigten, da muß die Sache, derentwegen man dergleichen Aufopferungen mit Wohlwollen bringt, doch wohl gut sein, und glücklich von statten gehen. —

Eine Menge schriftlicher Glückwünsche und Bezeigungen von herzlicher Theilnahme, die größtentheils von Personen kamen, welche mir noch unbekannt waren; eine Menge per-

sönlicher Beweise von Güte, Wohlwollen, Achtung und innigem Mitgefühl bestätigen mir, daß mein Unternehmen fortdauernd gelang. Es hat die Edlern unsers Volkes und des Auslandes für sich gewonnen, oder — Augen, Ohren, Sinne und Vernunft müßten mich gröblich betrügen.

Siebenter Abschnitt.

Ist die Erziehung meines Sohnes schon vollendet?

Von Seiten meiner ist sie es. Lange habe ich Denen widerstanden, welche versicherten, sie sei vollendet. Aber jetzt muß ich es zugeben. Schon in seinem eilften Jahre behaupteten mehrere Professoren in Göttingen, ich habe nicht nöthig, meinen Sohn in die Kollegia zu begleiten. Er wisse sich so gut zu nehmen, sei so aufmerksam, bemerke sich das Nöthige so vernünftig u. s. w. daß ich mir jene Beschwerde ersparen könnte; aber ich begleitete ihn dennoch, und stellte alle Vorbereitungen zu den Kollegien, Wiederholungen

derſelben, in Geſellſchaft mit ihm an. Später in Göttingen, und nachher in Heidelberg, unterließ ich beides, ſchritt aber nur ſehr langſam, ja unmerklich darin vor, ihn allein ſtehen und handeln zu laſſen.

Erſt nachdem er verſchiedene Male mit Achtung und Beifall als Schriftſteller, und zwar über ſchwierige Materien, aufgetreten war; erſt dann, als er mehrfach Ehren-Auszeichnungen erhalten hatte, die nur dem eigentlichen Gelehrten und dem bejahrteren Manne zu Theil zu werden pflegen; erſt als unſers Königs Majeſtät und Sein Miniſter ihn für würdig achteten, ihm eine zweijährige gelehrte Reiſe auf Koſten des Staats aufzutragen; und dafür hielten, daß er damals ſchon — ſechszehn Jahre alt — abzureiſen fähig ſei; erſt dann entſchloß ich mich, ſeine Erziehung von Seiten meiner, für beendigt anzuſehen, und nahm mir vor, endlich einmal für meine Geſundheit ernſtlich zu ſorgen.

Um aber nichts zu übereilen, um beſonders nichts zu verfrühen, (wovor ich mich beſtändig ſehr gefürchtet habe!) ſchrieb

ich dem verehrten Monarchen, daß ich es aus Gründen, die ich anführte, gern sehen würde, wenn mein Sohn noch etwa ein Jahr Zeit behielte, um sich zu diesem ehrenvollen Auftrage eben so gründlich vorzubereiten, als er sich bis dahin zu jeder wichtigen Veränderung in seinem wissenschaftlichen Leben vorbereitet hatte. Se. Majestät gaben ihren gnädigen Beifall hierzu mit einer Bereitwilligkeit und Liberalität, welche die richtige Ansicht und das edle Herz des Monarchen gleichmäßig in ein helles Licht setzten. Nun erst verließ ich, mit Uebereinstimmung meiner Gönner und Freunde, das Haus und die Stadt, in welchen mein Sohn lebte.

Ich bin siebzehn Monate lang weit entfernt gewesen, und habe ihn in der ganzen Zeit nur bei seiner Durchreise durch Wien (nach der Schweiz und Italien) an dem genannten Orte, gesprochen.

Um ihn nicht mit einem Male, und noch dazu so jung, in die Welt hinaus zu stoßen; um die Abstufung von der sorglichen Führung beider Eltern zum gänzlichen Alleinstehen unter Fremden, nicht allzu jähe zu machen;

so ließ ich ihn für die Zeit meiner Abwesenheit bei seiner Mutter und im Kreise edler Freunde und Freundinnen, die, glücklicher Weise, von allerlei Stand und Alter waren, zurück; und befahl ihm, in der schönen Jahreszeit auf meine Kosten Reisen nach Leipzig, Dresden und dessen reizenden Umgebungen, Freiberg, Chemnitz, Naumburg, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Liebenstein, Eisenach, Kassel, Göttingen, Braunschweig, Magdeburg, Salzwedel, u. s. w. zu machen, die Natur und die Kunstwerke jeder Art zu besehen, die Bibliotheken und die persönliche Bekanntschaft der Gelehrten zu benützen: kurz sich praktisch auf seine große Reise vorzubereiten, dann aber nach vier bis fünf Monaten zu seiner Mutter nach Berlin zurückzukehren, um seine theoretische Vorbereitung wieder anzufangen und weiter fortzusetzen. Er hat dies alles gethan, und mit Nutzen gethan; hat im Mai d. J. seine größere Reise von hier aus wirklich angefangen. Ich habe, nach einem zweimonathlichen Zusammensein mit ihm in Wien, auf immer von ihm Abschied genommen, und er

lebt jetzt jenseits der Alpen. Ich kann ihn folglich nicht weiter bewachen. Er steht allein da, nur Gott und seinem Gewissen übergeben. Ich muß also wohl annehmen, daß seine Erziehung von meiner Seite vollendet sei.

Diejenige Ausbildung freilich, die wir alle bis zu unserm Grabe genießen, die Vervollkommnung, welche uns die Verhältnisse des Lebens, unsre Schicksale, unsre Bekanntschaften, unsre Unterhaltungen mit den Lebenden und Todten, geben; diese ist freilich auch bei ihm noch nicht vollendet, und kann es ihrer Natur nach nicht sein.

Als ich meine siebzehnmonathliche Reise antrat, war er körperlich und geistig durchaus gesund, kräftig und heiter: arbeitete gern und sehr leicht. Er war noch nie krank gewesen, hatte sogar keine Kinderkrankheiten gehabt; denn die Schutz-Blattern mußten ihm eingeimpft werden, weil er zweimal die natürlichen (die sehr gutartig waren) nicht bekam, ungeachtet wir ihn mehrmals zu Pockenkindern führten.

Achter Abschnitt.

Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichneter Mensch werden, wenn es nur darnach erzogen wird.

Es ist dies der oben angeführte Satz, welchen ich in Magdeburg, schon vor der Geburt meines Sohnes, gegen eine große Gesellschaft von Erziehern behauptete, und nachher zahllose Male verfochten habe. Wie verächtlich erscheint also Herr Doktor Merkel und sein ungenannter Vorgänger, dem er nachgeschrieben hat, wenn beide versichern: ich maße mir an, das Geheimniß erfunden zu haben, durch welches man „vollkommen „gesunde und talentvolle Kinder pro„kreiren" könne.

Glücklicher Weise widerlegt sich dies sehr leicht dadurch, daß seit dem achten Jahre meines Sohnes unzählige Menschen gegen mich behauptet haben, Karl müsse mit ganz außerordentlichen Anlagen des Körpers und der Seele geboren sein, und ich es stets gegen sie bestritt.

Ich denke also in Betreff Merkels und seiner Sippschaft, wie der treffliche Ponta-

nus: Excellentium virorum est, improbûm negligere contumeliam, a quibus etiam laudari turpe est. Trefflicher Männer Art iſt, Schmähungen niederträchtiger Menſchen zu verachten, denn ſie beſchimpfen ſelbſt durch ihr Lob. —

Am lächerlichſten iſt es, daß zu gleicher Zeit einige mir hämiſch andichten, ich bilde mir ein, meinen Sohn mit außerordentlichen Anlagen des Körpers und der Seele erzeugt zu haben, und dann (ihrer Natur nach) bitter darüber herfahren, ja, ſogar mir Stolz oder Eitelkeit vorwerfen; da doch Andre es mir im Gegentheil ſehr böſe auslegen, daß ich — mit allen meinen Freunden und Bekannten, ſo lange Karl zwei bis ſechs Jahr alt war — verſichere, er habe nur ſehr mittelmäßige Anlagen (in beiderſeitiger Hinſicht) mit auf die Welt gebracht. Mag ich alſo annehmen, was ich will, ſo werde ich von Leuten, die das gut verſtehen, verläumdet. Sage ich: ſchwarz, ſo beweiſen ſie aus Boßheit: weiß! Und ſage ich: weiß! ſo verſichern ſie: ſchwarz! „O über die „biederen und liebenswürdigen Sophiſten! —

Unbekümmert um sie und ihre giftigen Worte sage ich denn, was ich seit fünf und zwanzig Jahren oft behauptet habe, und wovon ich alljährlich fester und inniger überzeugt worden bin:

Jedes gewöhnlich organisirte Kind, um mit Helvetius zu sprechen, kann ein ausgezeichneter Mensch werden, wenn es nur vorzüglich gut erzogen wird.

Ich weiß sehr wohl, daß alle diejenigen Tasten eines Klaviers, deren Saiten fehlen, nicht ansprechen können, mag auch der geschickteste Spieler sie anschlagen. Ich weiß aber eben so gewiß, daß ein der Sache Kundiger selbst einer großen Misstimmung leicht abhelfen, und dann eine angenehme Melodie auch einem vorher widerlich klingenden Instrumente entlocken kann. Das Instrument, von dem wir reden, mag sogar den vollkommenen innern Bau nicht haben, der dies oder jenes andre vortheilhaft auszeichnet. In so fern nur das erste rein gestimmt ist, das andre aber jeden Augenblick unreiner und in mehrfacher Hinsicht verdorbener wird; so werde ich ein Lied, auf dem

ersten Instrumente gespielt, bei weitem lieber hören, als dasselbe auf dem zweiten.

Ohne Bild: fehlt dem Körper oder dem Geiste eines Kindes irgend ein Organ, so ist es auch dem größten Erzieher auf Erden unmöglich, ihm dasjenige anzubilden, was zu den Verrichtungen jenes Organs gehört haben würde. Sind aber die Organe alle da, einige derselben jedoch in schwächerm Grade, und nicht in der gehörigen Vollkommenheit; steht der Wirkungskraft anderer vielleicht etwas entgegen — sei es in der körperlichen oder geistigen Natur —: so ist es dem hellsehenden Erzieher (aber auch nur ihm) möglich, diese Gebrechen allmählig sehr zu mildern, vielleicht ganz wegzuschaffen; wenigstens Wirkungen hervorzubringen, die jeden Vernünftigen in Erstaunen setzen, der denselben Organismus — wie er zuvor war — kannte, und doch jetzt so sehr veredelte Wirkungen gewahr wird.

Ein solcher Erzieher wird ein mittelmäßig organisirtes Kind durch höchst sorgfältige Behandlung auf einen Standpunkt der Bildung emporheben können, auf welchem

eine Menge vorzüglich organisirter Kinder, bei der sorglosen und zweckwidrigen Ausbildung, die sie, leider, gewöhnlich erhalten, nicht zu stehen kommen. Es muß also in der Regel wahr werden, daß ein mittelmäßig gut organisirtes Kind, welches aber durch einen vorzüglich geschickten und sorgfältigen Erzieher mit hoher Liebe, Klugheit, Aufmerksamkeit und Eifer gebildet wurde, im Reiche der Wesen am Ende höher zu stehen kommt, als ein sehr glücklich organisirtes, welches durch gedankenlose und ungeschickte Erzieher, sorglos oder gar schlecht gebildet wurde. Dagegen fällt von selbst in die Augen, daß das Letztere weit höher empor gehen könnte und müßte, wenn es ganz eben so klug und sorgfältig behandelt würde, als das Erste. Daß dies aber in unsrer, so sehr unvollkommnen Welt unzählige Male nicht geschieht; ja, daß es bisweilen unter den obwaltenden Umständen nicht geschehen kann, liegt am Tage. Es ist also klar, daß viele vorzüglich gut organisirte Wesen rückwärts gehn, und unverständig, unwissend, wohl gar schlecht werden: statt daß manche

nur gewöhnlich organisirte, sich mit der Zeit und durch die Umstände, zu einem Standpunkte erheben, auf welchem nur wenige Sterbliche zu stehen kommen. Was der Mensch mit der allerglücklichsten Organisation, bei der allerzweckmäßigsten Erziehung, und unter vorzüglich erhebenden Umständen und Schicksalen, sein könnte und würde, das — behaupte ich — wissen wir noch gar nicht; denn die Alexanders, Cäsars, Carls, Heinrichs und Friedrichs hatten alle ihre schwachen, und richtiger zu reden, ihre schlechten Seiten. Ihnen fehlte also noch sehr viel zu jenem — ganz gewiß! auch in unsrer Welt möglichen — Ideale. Ich bin überzeugt, daß ein ausgezeichnet gut erzogener Mensch, größer, stärker, gesünder, schöner, sanfter, muthiger, großmüthiger, edler, biederer, klüger, witziger, ernster, gelehrter, verständiger, mäßiger, enthaltsamer, (versteht sich alles an seinem Orte!) kurz, daß er ein Mensch sein würde, der den höheren Wesen bei weitem näher stände, als wir alle.

Wären wir in der Erziehungskunst um hundert Jahre vorgerückt, so könnte mein obiger

ger Satz vielleicht falsch sein. Vielleicht auch nicht, denn es käme immer noch darauf an, ob alle Mittel, um die verschiedenen Kräfte, die in jedem Kinde schlummern, zu wekken und auszubilden, schon gefunden und Gemeingut geworden wären, und ob es viele Väter oder Erzieher gäbe, die jede Gelegenheit zur Fortbildung der Ihrigen, von der Wiege an, bis zur vollendeten Erziehung derselben, gewissenhaft benutzten. Dann erst könnte man behaupten, der Vater eines gewöhnlich organisirten Kindes kann nichts mehr für dasselbe leisten, als zehn andere Väter von sehr glücklich organisirten Kindern für die ihrigen thun; folglich kann er seinen Sohn nicht weiter bringen, als sie die ihrigen. Der Seinige muß im Gegentheil hinter jenen zurückbleiben.

Dem ist aber jetzt noch nicht so! Es fehlt uns noch sehr viel, um behaupten zu dürfen, Andere könnten nicht mehr noch leisten. Schwerlich wird ein verständiger, besonders ein erfahrner Mann, eine Erziehung durchgeführt haben, ohne sich auf mehrere Fehler zu ertappen, die seinem Zöglinge scha-

deten, und ihn merklich von dem zurückhielten, was er sonst hätte werden können.

Wenn es nun gar gewiß ist, daß unser gewöhnliches Erziehen, Unterrichten und Bilden noch weit hinter dem zurückbleibt, was hier und da ein Einzelner leistet, weil er seine ganze Kraft aufwendet, um es leisten zu wollen; dann ist ja sehr begreiflich, daß so einer auch die geringeren Anlagen weiter fördern kann, als größere in der Regel gefördert werden; daß er also auch aus dem gewöhnlich organisirten Kinde einen sich auszeichnenden Menschen erziehen wird.

Da aber mein Satz, (von welchem ich freilich so überzeugt bin, wie von meinem Dasein) allgemein angefochten, und doch von einigen Wenigen, augenblicklich gefaßt, ja ohne mein weiteres Zuthun, schon oft in's hellste Licht gesetzt worden ist: so muß ich glauben, daß man ihn gemeiniglich nicht klar verstehe, doch aber ihn zu verstehen wähne, und nur deshalb, — wie ja fast immer der Fall zu sein pflegt — eine Menge Einwendungen dagegen macht, die oft einan-

der selbst aufheben, und meistens so schwach sind, daß sie bei genauerer Aufmerksamkeit als unhaltbar zusammenstürzen.

Ich will also versuchen, ihn näher zu erläutern, indem ich eins der vielen Gespräche, die ich darüber seit fünf und zwanzig Jahren geführt habe, möglichst wörtlich mittheile:

Herr A. Nein, Freund! davon überzeugen Sie mich nimmermehr! Denn daraus würde folgen, daß alle Menschen mit gleichen Anlagen geboren seien, — und wer könnte das annehmen! — Die Verschiedenheit der menschlichen Anlagen ist ja in die Augen springend.

Ich. Auch für mich ist sie es. Aber Sie irren sehr, wenn Sie meinen, daß Ihre Folgerung aus meinem Satze wirklich herfließe.

Er. Wie? meine Folgerung wäre unrichtig? — Ist es denn nicht klar, daß alle Kinder gleiche Anlagen haben müssen, wenn ich aus jedem einen ausgezeichneten Menschen soll erziehen können?

Ich. Verzeihen Sie! Erstlich habe ich

noch nie gesagt: aus jedem; denn ich weiß sehr wohl, daß es auch Kretins giebt, die wir doch Menschen nennen; weiß sehr wohl, daß die Stufenleiter von ihnen bis zu dem Menschen, welcher mit der höchst möglichsten Vollkommenheit der Organisation zur Welt kommt, ungeheuer groß ist; ich weiß, daß wir die vielen Sprossen dazwischen nicht zu zählen vermögen.

Er. Wie? — Das hätten Sie nicht gesagt? Nun, dann müßte ich Sie sehr misverstanden haben.

Ich. Das haben Sie auch, denn ich sagte stets: aus jedem gesund organisirten Kinde, und das macht einen großen Unterschied.

Er. Das finde ich nicht, oder ich verstehe sie nicht.

Ich. Das Letzte könnte leicht möglich sein. Ich will mich also deutlicher erklären. Ich nehme mit Ihnen an, daß die Anlagen der Menschen höchst verschieden sind; daß, wenn wir auf alle (das heißt, auf die Anlagen des Körpers, des Geistes und des Gemüths) einzeln und auf ihre Zusammenstim-

mung unter einander sehen wollen, wir mit Wahrheit sagen können, ihre Verschiedenheit ist nicht zu zählen. Zu unserm Zwecke müssen wir sie uns aber doch als zählbar denken. Nehmen wir also eine Verschiedenheit von eins bis hundert an! Der oben erwähnte Kretin habe die Anlage von eins, der am vollkommensten organisirte die Anlagen von hundert, so wird das gewöhnlich organisirte Kind die Anlagen von .? —

Er. Von funfzig haben. Das ist klar! Aber was soll das? —

Ich. Sie werden es gleich hören. Ich nehme also an, daß viele Kinder mit den Anlagen von funfzig zur Welt kommen, denn das Gewöhnliche findet sich am häufigsten. So gehörte denn Ihr Sohn, der meinige, und unzählige Andere um uns her, zu dieser Anzahl.

Er. Mit nichten! Von dem meinigen gebe ich es zu, aber von dem Ihrigen nimmermehr!

Ich. Gut denn! Ihnen zu gefallen, will ich für jetzt darüber schweigen. Aber, lassen Sie uns fortfahren! Denken Sie

sich zehn bis zwölf von diesen Kindern, deren Anlagen funfzig sind, aber — in ganz verschiedenen Verhältnissen. Lassen Sie zwei von ihnen ganz ohne Unterricht auf dem Lande erwachsen; zwei andere mit nicht viel mehr Unterricht in der Stadt, von der zartesten Kindheit an als Handlanger in Fabriken gebraucht; wieder zwei andre in einer schlechten, dagegen aber zwei in einer besseren Schule unterrichtet; noch zwei, sorgfältig und mit Glück in ihrer Familie gebildet; endlich zwei, welche ebendaselbst völlig verbildet wurden; so begreifen Sie leicht, daß wenn die Anlagen alles, und die Erziehung wenig oder nichts thäten, alle jene zehn bis zwölf Kinder am Ende ihrer Erziehung auf der gleichen Stufe der Ausbildung stehen müßten. Der eine könnte dabei Fürst oder Minister, der andre Gelehrter, der dritte Kaufmann, ja der neunte Bettler, und der zehnte Räuber werden. — Glauben Sie denn aber, daß alle zehn auf derselben Stufe menschlicher Vollkommenheit stehen werden?

Er. Das freilich nicht! Denn der eine

wird viel, der andere wenig, und der dritte gar nichts gelernt haben; der eine ein vortrefflicher, der andre ein gewöhnlicher, der dritte ein böser Mensch geworden sein.

Ich. So bemerken Sie also an diesem Beispiele schon, wie viel die Erziehung bewirkt! Aber, lassen Sie uns auch darüber hinwegsehen! Werden denn ihre natürliche Anlagen, die doch einst vollkommen gleich waren, nach zwanzig Jahren auch noch vollkommen gleichmäßig geblieben sein?

Er. Wie meinen Sie das?

Ich. Ich meine z. B. werden alle zehn Knaben in ihrem zwanzigsten Jahre völlig gleiche Körperkraft besitzen?

Er. Ei, wie wäre das möglich! — Wir reden doch bloß von dem Gewöhnlichen, von dem Natürlichen, wie man es nennt. Da werden dann freilich der Sohn des Räubers, des Tagelöhners und des Bauern in der Regel auffallend mehr Körperkraft haben, als der Sohn des Künstlers, des Gelehrten und des Ministers.

Ich. Richtig! — Aber, warum?

Er. Das ist ja klar! Weil jene drei ihre Körperkraft, natürlicher Weise vorzüglich ausbildeten, in ihrer besondern Lage, und in ihren Verhältnissen vorzüglich ausbilden mußten. Bei den drei andern wird die Körperkraft wahrscheinlich wenig oder gar nicht geübt worden sein, sie wird also geschlummert haben, und zuletzt eingeschlafen sein.

Ich. Sie geben also zu: daß eine Kraft z. B. die Kraft des Körpers, um so mehr zunehmen wird, je mehr Gebrauch man von ihr macht.

Er. Allerdings! Denn es verhält sich damit, wie mit dem Magnet. Je mehr man ihm, wohlverstanden bis zu der äußersten Gränze dessen, was er zu tragen vermag, allmählig zu tragen giebt, desto mehr zieht er.

Ich. Nun, dann habe ich schon viel gewonnen; denn Sie räumen mir ein, daß sich die angebornen Kräfte des Menschen, das heißt, seine Anlagen, nur in dem Grade und nach dem Maaße entwikkeln, als sie von seinen Erzie-

hern in Thätigkeit gesetzt und ausgebildet werden.

Er. Wer könnte das leugnen! — Aber — was schadet mir das?

Ich. Es schadet Ihnen nichts. Mir aber hilft es bei Durchführung meines Satzes sehr viel; denn es folgt daraus, daß man nur nöthig habe, alle natürlichen Anlagen eines Kindes möglichst sorgfältig und möglichst gleichmäßig von der Wiege an, auszubilden, um dadurch einen Menschen darzustellen, der weit höher stehen wird, als alle übrige, die doch mit ihm gleiche natürliche Anlagen hatten.

Er. Sie irren! Der Fall ist bloß möglich; aber vom können zum sein ist die Folgerung nicht erlaubt.

Ich. Ich bitte um Entschuldigung. Sie irren: Denn wir reden jetzt noch gar nicht von der Wirklichkeit. Die Möglichkeit haben Sie mir aber schon zugegeben, und mehr bedarf ich nicht.

Er. Lieber Freund, Sie scheinen mich mit unsichtbaren Fäden zu umspinnen, und werden dann mit einem Male rufen: Se-

fangen! Aber das gilt nicht! Wenn Ihre Behauptung innere Wahrheit hat, so müssen Sie offen gegen mich verfahren.

Ich. Das habe ich fortdauernd gethan, und will es ferner thun. Hier haben Sie den Beweis. Wir gingen davon aus, daß Sie bestritten: man könne aus jedem gesund organisirten Kinde einen ausgezeichneten Menschen bilden, wenn es nur darnach erzogen werde.

Er. Richtig! und das bestreite ich noch!

Ich. Wir sind dann überein gekommen, daß die Menschen mit höchst verschiedenen Anlagen des Körpers, des Geistes und des Herzens zur Welt kommen; daß die sehr unglücklich sowohl wie die sehr glücklich organisirten Kinder die Minderzahl, dagegen die gewöhnlich organisirten die Mehrzahl ausmachen. Wir haben eine Stufenleiter der Anlagen von eins bis hundert angenommen, und den Kretin auf eins, die bei ihrer Geburt schon beglückteste menschliche Natur auf hundert, die Mitgift der meisten Kinder aber auf funfzig

gesetzt; und Sie haben mir eingeräumt, daß unter zehn Kindern der letzteren Art sich bald eine himmelweite Verschiedenheit des Wachsthums ihrer Kräfte zeigen werde, je nachdem bei diesem die eine, und bei jenem die andre vorzüglich ausgebildet werde; daß manche Kräfte selbst einrosten würden, wenn man sie nämlich nicht gebrauche, nicht ausbilde, wohl gar unterdrücke. Ist es nicht so?

Er. Ja, ja! Aber was folgt daraus?

Ich. Was ich daraus gefolgert habe: daß man nur nöthig hat, die natürlichen Kräfte des Kindes, d. h. seine Anlagen, alle, gleichmäßig und mit großer Sorgfalt auszubilden, um einen ausgezeichneten Menschen daraus zu machen.

Er. Gut! ich gebe zu, daß ein solches Wesen mit der Zeit höher stehen wird, als diejenigen, die zwar gleiche Anlagen mit ihm hatten, nachher aber schlecht erzogen wurden. Was beweiset das aber gegen mich? — Ich kann ja annehmen, daß unter den zehn Erwähnten, fünf sehr gut erzogen werden. Und Sie werden doch nicht läugnen, daß dieser Fall mögli ch ist?

Ich. Ich dürfte es wohl leugnen, denn sehr gut erzogen zu werden, ist wahrlich eine Seltenheit. Doch im gewöhnlichen Sinn der Worte will ich es Ihnen zugeben. In dem Sinne aber, in welchem ich sie nehme, kann ich es nicht. Denn ich verstehe unter einer vorzüglich guten Erziehung eine solche, wo schon der Vater des Kindes vom Schicksale, oder von seinen Eltern ungewöhnlich erzogen wurde; wo er die nöthige Gesundheit, Zeit, Kenntniß und Erfahrung besitzt, um vorzüglich erziehen zu können; wo er ferner eine innige Neigung, und einen eisenfesten Willen zur Erziehung seines Kindes mitbringt; wo er auch das nöthige Vermögen besitzt; und endlich seinen Stand, seinen Wohnort, seine Gattinn, seine Haupt- und Nebenbeschäftigungen, seine Freunde, seine Bekannte, seine Dienstleute sogar, dem gemäß wählt. Er muß können und wollen, jetzt einsiedlerisch, jetzt auf Reisen, jetzt in der großen Welt, jetzt auf dem Lande, jetzt in einer Mittel-Stadt, jetzt auf einer Universität, und jetzt in einer Residenz leben. Dann erst

kann eine Erziehung eintreten, wie ich sie im Auge habe, eine völlig ungewöhnliche, durch welche alle Kräfte seines Kindes möglichst weit und doch gleichmäßig ausgebildet werden.

Dies alles, den Umständen gemäß, jeden Augenblick verändern zu können, wie ich es für gut fände, war mein Ideal. Auch erkenne ich dankbar gegen die Vorsehung, daß sie es mir gelingen ließ, mich meinem Ziele wenigstens zu nähern. Aber, gern hätte ich meinen Sohne eine Erziehung gegeben, bei welcher ich dies alles, unendlich mehr nach meinem jedesmaligen Dafürhalten, schnell gegen einander hätte vertauschen, folglich in einem weit höheren Grade benutzen können.

Sie begreifen indeß leicht, daß das weit über meine Kräfte, d. h. über mein Vermögen, hinausging; und doch wäre es mir nur dadurch erst möglich geworden, alle seine Anlagen bis zur äußersten Gränze ihrer Vervollkommnungsfähigkeit, und doch dabei gleichmäßig, auszubilden.

Er. Ganz gut! Aber wer kann denn das?

Ich. Unmöglich ist es nicht. Das werden Sie mir doch zugeben. Wenn nun aber ein Kind auf diese Art erzogen würde, so müßte an ihm wahr werden, daß die Erziehung es über alle hinaussetzte, die früher mit ihm gleich standen.

Er. Ja! Wenn ich annehme, daß es einen so klugen, gelehrten, vermögenden, gutherzigen und eisenfesten Vater gäbe, so haben Sie freilich Recht: seine Erziehung wird sein Kind über alle diejenigen hinaussetzen, welche früher mit demselben gleich standen. Damit haben Sie aber noch wenig gewonnen, denn Ihr Satz spricht mehr aus. Nach ihm müßte ein so erzogenes Kind auch diejenigen übertreffen, die mit den Anlagen von sechszig, siebenzig, achtzig ja neunzig geboren sind. Sie sehn, ich bin so großmüthig, Ihnen hundert zu schenken.

Ich. Thun sie es nicht! Sprechen Sie es immer aus! so weit Sie recht haben, lasse ich es mir gefallen. In wie fern Sie Recht haben, wollen wir bald sehen. Ich habe ge,

sagt: Jedes gewöhnlich organisirte Kind kann ein ausgezeichneter Mensch werden, wenn es vorzüglich gut erzogen wird. Ein ausgezeichneter Mensch heißt aber noch nicht: der erste, zweite oder dritte im ganzen Königreiche. Wenn er nur unter Tausenden hervorragt, so kann man schon zufrieden sein; und das wird er gewiß, denn die Kinder, die mit den Anlagen von achtzig, fünf und achtzig, neunzig, fünf und neunzig und hundert geboren werden, sind sicher eben so selten, als diejenigen, Gottlob! sind, welche mit den Anlagen von fünf und zwanzig, zwanzig, fünfzehn, zehn, fünf und eins stiefmütterlich von der Natur ausgestattet wurden. Bedenken Sie insbesondre noch, daß viele Kinder mit trefflichen Anlagen in solchen Verhältnissen geboren werden und leben, wo ihre herrlichen Anlagen ihnen nicht nützen, wohl gar schaden.

Er. Wie meinen Sie das?

Ich. Dem Sohne des Räubers, des Bettlers und des armen Tagelöhners wird die überwiegende Geisteskraft leicht mehr schaden als nutzen. Richtig ausgebil-

det kann sie, der unglücklichen Verhältnisse wegen, schwerlich werden. Sie wird sich also wie ein Keim, auf welchem ein Stein lastet, einen Seitenweg suchen. Ach, und dieser Seitenweg ist nur gar zu oft ein böser. Je mehr Anlagen des Geistes ein solcher Mensch besitzt, desto mehr zittre ich für ihn, denn was unter andern Umständen das Land veredelt, den Thron gestützt hätte, das wird unter diesen leicht in Schlauheit, List und Büberei ausarten. Je mehr und je schneller sein Geist sich fühlt, desto gewisser wird das geschehen. Ihm fehlten ja die nothwendigen Stützen der Religion, der äußern und innern Sittlichkeit. Er würde nicht zum freiwilligen Entsagen, zur Gottergebenen Zufriedenheit, oder zu einer weisen Geduld gewöhnt. Je kräftiger er ist, desto mehr wird er seine Umgebungen niederzutreten suchen, und was mit Lorbeer und Stern enden könnte, wird ihn zu Brandmarkung, zu Galgen und Rad führen. Ich selbst machte ähnliche Erfahrungen, und unsre größten Denker haben dergleichen aufgezeichnet.

Alle

Alle glücklich organisirte Kinder, die in solchen und ähnlichen Verhältnissen geboren wurden, kommen also gar nicht in Betracht; denn sie werden, leider! den möglichst-gut Erzogenen mit den Anlagen von funfzig nicht überstralen.

Gehn wir nun in die höheren Stände hinauf! Die äußersten Enden berühren sich gewöhnlich. Es ist wahr, daß die Kinder der höchsten Stände weit aus am besten erzogen werden könnten, aber — werden sie es denn? — Ich wünschte, ich müßte, Ja! antworten. Freilich sind bei diesen sehr viel Mittel dazu da. Ich rede von den äußern Mitteln: Vermögen, Gelegenheit, vieles Interessante zu hören und zu sehen, sich mit ausgezeichneten Menschen zu unterhalten, und alles benutzen zu können, was den Geist fördert. Wären bei den Eltern auch die innern Mittel da, und würden sie redlich angewandt, so müßten die Kinder dieser Stände die ersten (principes et nobiles) werden. Ist daher ein vornehmer und reicher Vater, der selbst nicht (vorzüglich) erziehen kann oder will, so klug, sich einen vortrefflichen Er,

zieher aus dem Mittelstande zu wählen, der seinem Sohne, im schönsten Sinne des Worts, Vater sein will; und ist er so glücklich, einen solchen zu finden, so wende er ruhig das Gleiche an ihn, was er an sich selbst zu wenden vermag: er bezahlt ihn nicht zu theuer. Ich setze voraus, daß er, vor allem! dem Erzieher freien Willen läßt, und daß dieser seine Pflicht thut. Sind des Knaben Anlagen vorzüglich, so ist es desto besser! Sind sie mittelmäßig, so ist der erwähnte Erzieher um so nothwendiger. Sind sie gering, so ist er unentbehrlich! — Aber wie oft habe ich es gesehen, daß man diese Mittel nicht anwendete! —

Bei der Wahl des Erziehers fragt man nicht immer: Welcher ist der Bessere? sondern oft: welcher ist der Wohlfeilere? Welcher hat den feinsten Weltton? Oder gar: Aus welchem Lande, oder aus welcher Kaste ist er? — Andere Eltern beschränken ihm die nothwendig freie Wirksamkeit in Betreff seines Zöglings. Noch andere vergessen die Achtung und Freundschaft,

die sie ihm schuldig sind, und schaden in allen diesen Fällen ihrem Kinde unersetzlich *).

Und wo ist denn wohl die vornehme Familie, welche den Willen und die Kraft hätte, die Verbindungen, Vorurtheile, Bequemlichkeiten, Zerstreuungen und den sinnlichen Genuß, der sich ihnen täglich in andern Gestalten darbietet, ich will nicht sagen, ihres Sohnes wegen, aufzuopfern, sondern nur diesen davon standhaft zu entfernen? —

Sind nicht die meisten Kinder der Art

---

*) Man sieht, ich setze hierbei schon voraus, daß Vater und Mutter nicht selbst gut erziehen können oder wollen. Möchten doch alle vornehme und reiche Eltern so klug sein, als König Philipp von Macedonien war, der, um den weisen Aristoteles zum Erzieher seines Sohnes zu erhalten, sein Gold für Kleinigkeit hielt, und deshalb die schmeichelhaftesten Bitten hinzufügte. Dann würden mehr Alexanders erzogen werden. Die christliche Moral würde ihnen aber hoffentlich das Schwert des Eroberers aus den Händen winden, und nur das Schwert des Vertheidigers feurig in denselben blitzen lassen.

schon übersättigt, noch ehe sie Jünglinge werden? Und — wenn ihnen ja ihre Eltern reines Mark und Blut mitgegeben haben, wird es nicht allzu oft schon in den frühesten Jahren verunreinigt, und der Körper geschwächt, so daß eine bleiche, kraftlose Stubenpuppe, die der erste Nordsturm zu Boden wirft, hervorwankt; statt daß — bei den Erziehungsmitteln — ein junger Herkules mit der Geisteskraft eines Apolls hätte gebildet werden müssen?

Jünglinge der letztern Art finden wir in den höchsten Ständen eben nicht viele, und doch könnten und sollten sie häufig da sein: sollten um so herrlicher zunehmen an Geist wie an Jahren, weil die Gelegenheit zu hören, zu sehen, zu erfahren, also den Geist zu bilden und zu üben, sich ihnen alle Tage darbietet, und weil sie früh in Aemter gesetzt werden, die sie emporziehen müssen, da die Geschäfte derselben ihren Verstand schärfen, ihre Ein- und Uebersicht vermehren, und sie zum Handeln und Eingreifen (im Großen) tüchtig machen.

Bei einiger Ueberlegung werden Sie finden, lieber Freund! daß ich von dieser Seite her freilich zu fürchten haben sollte, aber — nicht habe. Es giebt wirklich in den höheren Ständen nicht viele Jünglinge — Kinder vielleicht! — die überwiegende Kraft an Körper, Geist und Herzen darlegen. Oder wissen Sie es anders?

Er. Leider, nein! Aber was soll das?

Ich. Ihnen beweisen, daß wenn das Kind mit den Anlagen von funfzig wirklich so gut erzogen wird, als es Menschen nur möglich ist, es wahrscheinlich dereinst auch über die Jünglinge der höheren Stände hervorragen werde, selbst wenn sie mit den Anlagen von achtzig, neunzig und hundert geboren sind.

Er. Sehr, sehr schlimm! Aber ich kann Ihnen nicht Unrecht geben.

Ich. So bleiben uns also nur noch die Kinder des begüterten Mittelstandes übrig. Da dieser Stand eigentlich das ächte Schrot und Korn der Nation ist, so muß ich mich dabei noch verweilen. Kinder aus dem begüterten Mittelstande können freilich leichter

zu hoher Ausbildung emporgehen. Aber — hier tritt es ein, was ich früher gesagt habe: ich würde Unrecht bekommen, wenn die Erziehungskunst schon so weit gefördert wäre, daß Eltern oder Erzieher gewöhnlich alles leisteten, was der Mensch zu leisten vermag. Das ist aber so wenig der Fall, daß ich mit Wahrheit sagen kann: man greift unzählige Male fehl! Ich erstaune oft darüber, wie es möglich ist, daß verständige Eltern so unrichtig handeln können, und doch geschieht es täglich. Ich sage es ihnen, und sie hören es nicht; oder, sie hören (und fühlen) es zwar, aber sie thun es nicht.

So lange Vater oder Mutter z. B. ein Kind mehr lieben als das andere; so lange ihre Liebe mehr sinnlich als vernünftig, mehr thierisch als menschlich ist; so lange ihnen ihr Geld, oder ihre Ehre im Staate, oder ihre Vergnügungen und ihre Gesellschaften mehr sind, als ihre Kinder; so lange wird es ihnen nie möglich werden, alle Kräfte ihrer Kinder gemeinschaftlich und zugleich im möglichst hohen Grade aus-

zubilden. So lange wird also auch der minder von der Natur ausgestattete, wenn nämlich alles für ihn gethan wird, was Menschen zu thun vermögen, sich über jene erheben können, selbst wenn ihre natürlichen Anlagen die seinigen merklich übertreffen.

Nehmen Sie hierzu, daß ein lebhafter Kopf leichter fehlt, als ein träger; daß er weiter in seinen Verirrungen gehen und schwerer davon zurückzubringen sein wird: so begreifen sie gewiß, das ein Mensch, der möglichst nach dem Ideale, das dem tüchtigen Erzieher vorschwebt, erzogen wurde, nicht leicht einen andern finden wird, der ihn übertrifft.

Er. Freilich wohl! *) — Sie müssen mir aber doch zugeben, daß ein Anderer mit größeren Anlagen weiter kommen würde, wenn man ihn eben so gut erzöge.

---

*) Hier ist meine Aufgabe (im strengeren Sinn des Wortes) gelöset. Da ich aber die weiter unten angeführten (und widerlegten) Einwürfe sehr oft habe hören müssen, und da sie aus einer nicht vollkommen klaren Einsicht des bisher Gesagten nothwendig herfließen, so lasse ich sie absichtlich folgen.

Ich. Ei, das leidet keinen Zweifel!

Er. Nun, wie weit würde denn dieser kommen?

Ich. Bis zu einem uns noch unbekannten Grade der Vollkommenheit. Was uns weitläuftige Zusammenstellungen, tiefe Ueberlegungen kostet, würde so einer in einem Augenblicke vergleichen und durchschauen. Was uns schwierige Arbeit ist, wäre ihm ein leichtes, angenehmes Spiel. — Nur die Gränzen der Menschheit würden ihm Schranken setzen.

Er. Glauben Sie denn aber, daß ein Mensch so weit ausgebildet werden könne?

Ich. Ob ich das glaube? — Ich müßte ja keinen weisen und gütigen Gott annehmen, wenn ich es nicht glaubte. Ich glaube es nicht bloß, sondern ich bin gewiß, ja felsenfest davon überzeugt.

Er. So? — Nun, ich glaube es nicht, denn — es würde viel Unglück hervorbringen.

Ich. Viel Unglück? — Was denn für Unglück?

Er. Viel, sehr viel! In der obern und in der untern Klasse der Menschheit.

Ich. Sie machen mich äußerst neugierig, denn ich kann das alles nicht finden.

Er. Das wundert mich sehr! Es liegt doch so nahe!

Ich. So bitte ich herzlich, theilen Sie es mir mit.

Er. Recht gern! Sie nehmen an, daß es Menschen geben könne, die den Engeln nahe stehen, die allenthalben die Wahrheit ohne Vorurtheile erkennen; die überall nur fragen: was ist recht, wahr, schön, gut, vernünftig, billig, Pflicht u. s. w. und die endlich das, was wir schwere Geschäfte nennen, wie Kinderspiel leicht abthun, und doch bei weitem besser machen als wir andre. Nicht wahr, das halten Sie für möglich? —

Ich. Für sehr möglich! Ja ich hoffe sogar, daß es solcher Menschen nach hundert Jahren viele geben werde, wenn anders die allgemeine Bildung und besonders die Erziehung glücklich vorwärts schreiten.

Er. So bedaure ich die arme Menschheit, denn sie wird abermals eine Revolution erdulden müssen.

Ich. Wie so?

Er. Ganz natürlich! — Es werden Menschen auftreten (ich gehe in Ihre Ideen ein) die sehr viel höher stehen, als alle ihre Umgebungen . . .

Ich. Ich muß Sie unterbrechen. So sehr viel nicht! Nicht mehr, als jetzt unsere vorzüglich gebildeten den übrigen voranstehen. Vergessen Sie ja nicht, daß ich die Bedingung hinzugefügt habe: wenn anders die allgemeine Bildung und besonders die Erziehung glücklich vorwärts schreiten. Ist dies der Fall, so bleibt das Ganze in seinem bisherigen Gleichgewichte. Der vorzüglich ausgebildete dann wird freilich höher stehen, als der vorzüglich ausgebildete jetzt; aber das ganze menschliche Geschlecht seiner Zeit steht mit ihm höher, wird also eben so nahe an ihn anreichen, als unser jetziges Geschlecht an den Gebildetsten unserer Zeit reicht.

Er. Das mildert meinen Einwand freilich einigermaßen; aber es hebt ihn nicht auf. Immer wird ein solcher doch auffallend höher stehen, folglich, die Menschheit zu sich emporziehen wollen. Mit andern Worten: er wird Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, Güte, Vernünftigkeit, Billigkeit, Pflicht allgemein einführen wollen, und — wenn man ihm entgegen arbeitet, entweder eine Revolution entzünden, oder — ins Tollhaus gebracht werden.

Ich. Beides wird nur in demselben Maße der Fall sein können, als er es jetzt ist, und gewesen ist, so lange die Erde steht. Außerordentliche Menschen haben oft schon die moralische Welt erschüttert. So lange wir aber eine Vorsehung glauben, müssen wir annehmen, daß sie es zum Besten der Menschheit zuließ. Und dann vergessen Sie ja nicht, daß ich gesagt habe: Alle Kräfte eines vorzüglich erzogenen Menschen müssen gleichmäßig ausgebildet werden. Geschieht dies, so wird sein Herz an Güte, an Nachgiebigkeit, an Sanftmuth und Geduld gewiß nicht arm sein, und in die

sem Falle werden Liebe und Mitleiden für seinen Nebenmenschen seinem Wollen und Handeln die rauhen Ecken und scharfen Spitzen nehmen.

Er. Wenn das nun aber nicht wäre!

Ich. Sie gehen erstlich aus unserer Annahme heraus, daß bei einer vorzüglichen Erziehung alle Kräfte gleichmäßig gebildet werden sollen. Folglich trifft mich Ihr Einwand nicht. Ich kann ihn aber gelten lassen uud komme doch nicht in Verlegenheit.

Er. So? —

Ich. Ja, So! — Nicht wahr, ein scharfes Messer kann eben so gut zum Nutzen als zum Schaden, zum Essen als zum Tödten gebraucht werden? Soll ich des möglichen Mißbrauchs wegen, den Künstler weniger achten und ehren, der es verfertigte?

Er. Das nun wohl nicht.

Ich. Mein Sohn hat auf großen Fußreisen, vor, bei und nach erschöpfenden Anstrengungen, Wein trinken dürfen. Ich habe ihn selbst dazu ermuntert, ungeachtet er gewöhnlich nicht Wein trank. Setzen wir den unseligen Fall, daß er ein Trinker wür-

de, und Körper und Geist dadurch schwächte. Wäre ich Schuld daran, weil ich ihm Wein als Arzenei gegeben habe?

Er. Nichts weniger!

Ich. Die Schreibekunst, die Buchdrukkerei, das Schießpulver, die Entdeckung von Amerika u. s. w. das alles sind Erfindungen, die neben dem vielen Guten, das sie bewirkten, auch sehr viel Böses veranlaßten. Soll man sie deshalb hassen, oder geringschätzen?

Er. Nein, Nein!

Ich. Sollen wir es etwa machen, wie die Väter und Mütter vor dreißig bis vierzig Jahren, die ihre Töchter absichtlich nicht schreiben lernen ließen, damit sie keine Liebesbriefe schreiben könnten, und sie dadurch in die Netze niedriger Gauner, Gelegenheitsmacher und Kuppler trieben?

Er. Behüte der Himmel!

Ich. Nun dann! so thun wir das Gute, redlich und mit aller Kraft! Und vertrauen dabei auf Gott, der die bösen Folgen verhindern, oder — zu herrlichen Endzwecken leiten wird. Sollen wir keine Washingtons und Franklins wünschen, weil

sie die Revolution vollendeten, die Nordamerika auf eine so hohe Stufe zum Throne der veredelten Menschheit gehoben hat, und noch mehr heben wird? „Wäre die „Herrscherin England der bis dahin „unterworfenen Tochter freundlich „entgegen gekommen, so hätte keine „Revolution statt gefunden, und das „von der Gottheit beabsichtigte Glück „wäre doch erreicht worden.“ In diesen Worten liegt alles, was ich zu sagen brauche; liegt mehr, als Sie vielleicht meinen.

Er. O, ich verstehe Sie, und Sie haben vollkommen Recht. Gebe nur der Himmel, daß diese und ähnliche Erfahrungen ganz den Nutzen schaffen, den sie schaffen könnten und sollten!

Ich. Ich hoffe es. Denn die Menschheit schreitet unaufhaltsam vorwärts, und, Gottlob! zum Besseren. Ich kann nun vierzig Jahre lang denken, und grade in diesen vierzig Jahren ist, wie Sie wissen, eine Menschengeschichte von vierhundert Jahren wenigstens, an uns vorübergegangen. Ich habe ungeheure Umwälzungen erlebt; ich

selbst habe mehr als einmal schrecklich dabei gelitten; aber dennoch behaupte ich, daß unsre jetzige Zeit der ehemaligen bei weitem vorzuziehen ist. Als bejahrter Mann könnte ich leicht Vorurtheile für die früheren Jahre hegen; als erfahrner Mann kenne ich die tausendfältigen Uebel, die über den Erdkreis hingeschritten sind: aber dennoch segne ich dankbar das Geschick, das mich bis jetzt leben ließ; denn Wahrheit und Vernunft haben sich mächtig emporgekämpft. Die Rechte der Menschheit werden anerkannt, selbst wo es mit Ingrimm geschieht. Die Klassen, die einst — gesetzmäßig! — wie Heerden behandelt, ja nach Willkür zertreten wurden, stehen jetzt als Menschen da; denn die Gesellschaft forderte und erlangte ihre Beachtung.

Er. Wahr! Wahr und gut! Aber eben dieser Gang unseres Gesprächs erinnert mich an einen andern Einwand. Lassen Sie uns doch sehen, ob Sie auch den zu heben vermögen?

Ich. Gern! Nur erlauben Sie mir, Sie zuvor zu fragen: durch wen sind jene herrlichen Wirkungen, — denn auch Sie er-

kennen sie als solche an, — hervorgebracht? Durch die Besseren oder Schlechtern?

Er. Was wollen Sie damit sagen?

Ich. Was ich damit sagen will, gehört noch nicht hierher. Zunächst nur, was ich sagen will. Ich frage Sie also noch einmal: Sind diese anerkannt trefflichen Wirkungen durch Menschen hervorgebracht, welche vorzüglich gut, oder welche schlecht erzogen wurden? Wohlverstanden, ich rechne alles mit zur Erziehung, was Zeit, Ort, Verhältnisse, Umgang, Begebenheiten und Schicksale gethan, und zur Ausbildung gewirkt haben.

Er. Jetzt verstehe ich Sie. Nun ja! durch die Gebildetsten, denn so thöricht bin ich nicht, daß ich die Unmenschen der französischen Gräuel gegen Sie anführen wollte.

Ich. Das können Sie auch nicht, in sofern Sie Wahrheit, Recht und Billigkeit im Auge behalten wollten. Hochmuth Eigensinn und Schwäche der Gegenparthei haben diese Scheusale hervorgebracht und groß gesäugt. Sobald sie zu Kraft gekommen waren, schlugen sie zuerst nach den

Wei-

Weiseren und Besseren, weil diese ihnen stets bei ihrer Grausamkeit und Unvernunft entgegenstanden. Vergessen Sie es nie, daß, wo man von einem Drachen erzählt, allemal ein Sumpf und eine Felsenhöle als Erzeuger und Aufenthaltsort genannt werden. Vertilgen Sie beide früher, so entsteht der böse Drache gar nicht! Vertilgen Sie sie später, so verschwindet er schnell, und das Böse, das er — weil man nicht vernünftig verfuhr — gethan hat, hört wenigstens nun auf.

Er. Ich begreife! — Auch haben Sie Recht! — Jetzt also mein Einwand. Ich wünsche, daß Sie ihn widerlegen können; aber — mir scheint er wichtiger, als der erste.

Ich. Vor einer Viertelstunde hätten Sie das vielleicht nicht gesagt. Lassen Sie ihn indeß doch hören!

Er. Gern! — Sie versichern, es könne und werde mit der Zeit dahin kommen, daß einzelne Menschen sich in ihrer Ausbildung bis nahe zu den höheren Wesen emporhöben; ja daß selbst das ganze Menschengeschlecht, wenigstens ganze Erdtheile, oder doch ganze

Nationen zu merklich höherer Bildung gelangten.

Ich. Richtig, das hoffe ich, als Mensch! Das glaube ich, als erfahrner Mann! Davon bin ich überzeugt, weil ich ein vernünftiges Wesen bin, und einen allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott glaube.

Er. Gut! — Ich leugne es nicht, es ist ein schöner, ein herzerhebender Gedanke. Aber was soll dann aus unsern Arbeitsbienen werden? — Und — wo wollen wir am Ende Arbeitsbienen hernehmen?

Ich. Wie verstehen Sie das?

Er. Sie haben Recht, ich fehlte darin, daß ich Ihnen zwei ganz verschiedene Fragen zu gleicher Zeit vorlegte. Zuerst also: Wo wollen wir dann Arbeitsbienen hernehmen? — Denn unsre jetzigen Arbeitsbienen, (der niedrige Theil des Volks) werden so hoch in der Ausbildung emporgehen, daß sie nicht mehr werden arbeiten wollen.

Ich. Sie irren, Freund! Bei allseitiger Aufklärung kann das nie der Fall sein, und von der einseitigen, — die man jetzt

gewöhnlich Aufklärung nennt, — ist hier nicht die Rede; denn — alle Anlagen des Menschen sollen ja gleichmäßig ausgebildet werden; folglich auch, und ganz insbesondere, die Anlagen seines Herzens, seines Gemüths, seines guten Willens, seines sittlichen, seines religiösen Sinnes. Tugend und Gottesfurcht müssen, so wie Liebe zu den Menschen, zur Pflicht und zu Gott, das Allerhöchste bei einem trefflich Erzogenen sein. Er wird also seinen Beruf achten, seine Pflichten lieben, und die Arbeiten seines Standes gern und willig thun, um dem Höheren zu gefallen.

Er. Lieber Freund! — Das glaube ich Ihnen nicht! — Wie? ein sehr gebildeter Mensch sollte graben, pflügen, eggen, mähen, dreschen u. s. w. wollen? — Nimmermehr!

Ich. Sie irren. Es hat sogar Hirten gegeben, die bei höchst spärlichem Einkommen ihre noch weit niedrigeren Geschäfte treu und redlich, ja mit inniger Liebe dafür, erfüllten, ungeachtet sie an wahrer Ausbildung

höher standen, als mancher General, mancher Minister und mancher Fürst.

Er. Einen solchen Hirten wünschte ich doch zu kennen.

Ich. Das können Sie leicht. Lesen Sie David Klaus, den Kuhhirten in Halberstadt, dessen Leben der Konsistorialrath Streithorst beschrieben hat.

Ein Bauer der Art war Kleinjogg, und ähnliche Tagelöhner (ein öffentlich bekannt gewordener heißt: Maus, wenn ich nicht irre) oder Handwerker habe ich selbst gekannt, die sich weit über ihren Stand erhoben, ihn aber doch innig liebten, und ihre Pflicht mit Freuden erfüllten. Auch muß es so sein, wenn die Bildung rechter Art ist. Ein Schulmann und ein Landprediger sind doch gewiß, wenn sie ihre Pflicht redlich erfüllen wollen, geplagte Menschen. Sie haben viele, kleinliche, mechanische, folglich sehr unangenehme Geschäfte. Der Landprediger hat sogar Pflichten, welche seine Gesundheit, ja sein Leben in Gefahr setzen. Und doch habe ich in beiden Ständen Männer gekannt, die, bei den Kenntnissen eines

Konsistorialraths und Professors, doch mit Mangel und Noth kämpfen mußten, und nichts desto weniger um Gotteswillen, verstehen Sie mich wohl, mein Freund! um des Gottes willen, der in ihrer Brust, so wie in dem endlosen Weltall waltete, alles und mit Freude thaten, was sie wußten und konnten, damit sie dieses kleine Winkelchen im großen Garten der Gottheit möglichst gut anbauten, eingedenk des hohen Versprechens: Du bist über Wenig getreu gewesen, dafür will ich dich nun über Viel setzen.

Bei wahrer Aufklärung hat es also nicht Noth. Die Arbeitsbienen werden, nach wie vor, am Umherfliegen in Gottes freier Luft, am Aufsuchen der ihnen nützlichen Blumen, und am ämsigen Sammeln des Honigsaftes, so wie des Wachsstaubes, ihre angenehme Beschäftigung finden. Sie werden ihre Freude und ihren Stolz nach wie vor darin suchen, wer von ihnen am meisten für sich selbst und für das allgemeine Wohl thue! — Tritt dieser Fall nicht ein, so sind unsre Aufklärer, und deren Obere, selbst schuld daran.

Mögen aber auch einige unter ihnen sich in eine höhere Klasse emporschwingen, vom Hirtenstabe zur Feder, vom Pfluge zum Pinsel oder Grabstichel greifen! Was schadet das?

Er. Grade da erwartete ich Sie. Ich sage also: es schadet sehr viel! Denn wir werden bald keine gröberen Arbeiter mehr haben. Es wird an Händen fehlen, die uns die ersten Bedürfnisse des Lebens schaffen und zubereiten sollen. Wir werden also hungern, dursten und frieren müssen, weil die niedrigste Klasse zu ausgebildet, zu fein, zu zärtlich und zu veredelt geworden ist, um dort unten zwischen den Erdschollen bleiben und umher wühlen zu wollen.

Ich. Sein Sie ruhig, lieber Freund! Es wird der Arbeitsbienen, die es bleiben wollen, immer noch genug geben; dafür bürgt mir die gewiß bis zum Ende der Welt fortdauernde Verschiedenheit der natürlichen Anlagen; dafür bürgt mir die Gebrechlichkeit des menschlichen Geschlechts, dessen angeborner Hang zur Trägheit, seine Neigung zu dem, was leichter zu erlernen ist, und — un-

ſre allgemeine Liebe, uns im Freien thätig zu bewegen. Jagd und Fiſcherei, ſo niedrig ſie als Handthierung ſtehen, werden ja ſelbſt von den Höchſten der Erde mit Vergnügen, oft mit wahrer Leidenſchaft, betrieben. Ich bin alſo auch im Betreff des Holzhauens, des Grabens, (zwei vernünftige Beſchäftigungen vieler Gelehrten, um ſich vor Hypochondrie zu ſichern) des Pflügens, Mähens und Dreſchens nicht bange. Es werden ſich immer Menſchen finden, die es gern übernehmen. Eher fürchte ich mich, daß wir bei höherer Veredelung der unbeſchäftigten Arme zuviel bekommen werden.

Er. Sind Sie wunderlich? Ich dächte, aus dem bisher geſagten ginge das doch nicht hervor?

Ich. Direkt nicht! indirekt aber doch! Wir wiſſen ja alle, daß es jetzt ſchon Gegenden giebt, wo der unbeſchäftigten Arme viel zu viele ſind, weil die höhere Ausbildung das Feuer, das Waſſer und die Luft zwang, ihre Anſtrengungen zu übernehmen.

Er. Ach, Sie meinen England?

Ich. Nun, ja! und hundert andre Gegenden und Oerter zugleich mit. Noch gestern besah ich eine Fabrik, in welcher eine kleine Dampfmaschine die Arbeit von drei bis vierhundert Personen verrichtet, und — besser verrichtet, als sie es könnten. Man hat aber in demselben Hause schon eine zweite gebaut, die mehr als tausend Personen unnöthig machen wird. Wer weiß denn, ob wir nach hundert und funfzig Jahren nicht durch Maschinen graben, harken, pflügen, eggen, mähen, binden, einfahren u. s. w. lassen werden! — so wie es schon jetzt mit dem Rudern, und [illegible] Pflastern wirklich der Fall sein soll.

Er. Sie geben mir die Waffen in die Hände. Denn ich frage Sie sonach mit Recht: Wie wollen wir dann diese überflüssigen Hände beschäftigen? Ihrer werden Viele werden, weil ihrer jetzt schon da und dort mehr als genug sind, und die menschliche Ausbildung doch noch merklich steigen, und die Vermehrung des Menschengeschlechts alljährlich zunehmen soll. Die Schutzblattern erhalten ja allein Millionen, welche sonst starben.

Ich. Lieber Freund! Das ist Gottes Sache. Hat er uns die Kraft und den Willen gegeben, uns im Reiche der Geister höher zu schwingen, so ist es unsre Pflicht, dies zu thun. Seine Sache ist es dann, dafür zu sorgen, daß das Ganze nicht aus dem Gleichgewichte komme. Und — das wird er sicher thun! — Vor hundert Jahren würde man es für unmöglich gehalten haben, unter Umständen, wie wir sie erlebt haben, froh zu sein. So ängstigen wir uns also sicher unnützer Weise über das, was nach andern hundert Jahren statt finden wird. Aber — unverständig — ja, im strengsten Sinne des Wortes: gottloß oder vielmehr gottesvergessen würden wir handeln, wenn wir das Bessere deshalb verwerfen, oder doch nicht befördern wollten, weil unsrer Kurzsichtigkeit sich nach — hundert Jahren Schwierigkeiten aufzuthürmen scheinen. O mein Freund! es ist noch lange hin, bis unser europäischer Acker sämmtlich umgegraben, bepflanzt und gejätet wird. Es ist noch sehr lange hin, bis Asien, Afrika, Amerika und Südindien

keine unbebaute Paradieſe mehr in ſich faſſen. Jetzt wollen die Menſchen, aus Trägheit, Vorurtheil und thörichter Liebe zu dem Winkel, in welchem ſie geboren wurden, nicht dahin wandern. Die Gottheit wird ſie durch die zu hoffende höhere Ausbildung zwingen, ſich auch nach jenen Gegenden zu wenden; und ſo wird, eben durch Hülfe der allgemeinen Veredelung, die ganze Erde ein großer Garten Gottes werden, in welchem man allenthalben die ſichtbaren Spuren menſchlicher Arbeit, ſei es der Hände, oder des Kopfes, mit Freuden bemerkt.

Eine Menge ehemaliger Bewohner Frankreichs iſt jetzt nach Amerika gegangen. Das Schickſal trieb ſie dahin! ſage ich mit Ueberzeugung: nicht das Ungefähr that es. Wer weiß, welche wichtige Folgen nach einigen hundert Jahren aus dieſer Auswanderung entſtehen werden! Hat doch Richelieu in kurzer Zeit ſehr viel Gutes — am ſchwarzen Meere — für Rußland und für die Menſchheit, gewirkt! — Die Hungersnoth vor zwei Jahren trieb eine Menge

Schweizer *) nach Rußland und nach Amerika. Desto besser! denn dort werden sie bequemer leben, als in ihrem Vaterlande, und großen Nutzen stiften.

Er. Wenn nun aber die Erde ganz voll Menschen sein wird, und das muß sie doch einst werden! Wie dann? —

Ich. Lieber Freund! das ist eins von den Geheimnissen oder Räthseln (wie Sie wollen), welche die Gottheit sich vorbehalten hat, so gut wie die Erhaltung beider Geschlechter im gleichmäßigen Verhältnisse. Bei unserm jetzigen Maße der

---

*) Ich selbst habe zur Zeit der Hungersnoth die ersten Männer von Zürich und Bern auf die Nothwendigkeit und den Nutzen aufmerksam gemacht, (nach Art der Tyrier, Karthager, Griechen und Römer) Kolonien anzulegen; aber, durch Hülfe von Verhandlungen, welche der ganze Staat der Auswandernden mit dem Staate, in welchen sie ziehen wollen, übernimmt. Der große Schade, daß dieses bisher nicht geschehen war, lag so sehr am Tage, daß man mir ihn augenblicklich einräumte.

Bildung wenigstens halte ich es nicht bloß für thöricht, sondern sogar für vermessen, darüber urtheilen zu wollen. Das ist Seine Sache! —

Neunter Abschnitt.

Ob ich die Absicht hatte, meinen Sohn zum frühen Gelehrten zu bilden?

Nicht einmal zum Gelehrten, viel weniger zum frühen Gelehrten wollte ich ihn bilden. Dieser Satz ist vollkommen wahr; ich wundere mich aber nicht, wenn er den meisten Lesern sonderbar, wenn er ihnen sogar undenkbar scheint.

Ich will also zuvor sagen, was ich aus ihm machen wollte; dann wird sich von selbst ergeben, was er nach meinen Wünschen nicht werden sollte.

Ich wollte ihn zum Menschen, im edelsten Sinne des Wortes, bilden. So weit ich in meinen Verhältnissen es vermochte, und durch meine Kenntnisse und Erfahrungen unterstützt wurde, sollte er zuerst ein vollkom-

men gesunder, kräftiger, thätiger und heiterer Jüngling werden; und das ist mir — bekanntlich! — geglückt.

Er sollte mit dieser unschätzbaren Ausstattung in's männliche Leben eintreten, und dadurch — wenn er sich fernerhin selbst vor Störungen seiner Gesundheit hütet — ein gesunder, bedürfnißloser, seinen Nebenmenschen nützender, folglich froher, selbst glücklicher und Andre beglückender Mensch werden.

Die Kräfte seines Körpers sollte er möglichst und gleichmäßig ausbilden. Eben so sehr und allgemein aber auch die Kräfte seines Geistes. Es wäre mir höchst unangenehm gewesen, vorherrschend einen großen Lateiner, oder Griechen, oder Mathematiker u. s. w. aus ihm werden zu sehen. Deshalb griff ich sogleich ein, wenn ich meinte, daß diese oder jene Sprache oder Wissenschaft ihn — früh schon! — mehr als die übrigen an sich ziehen möchte.

Grade so machte ich es mit der Stärkung und Verfeinerung seiner Sinne. Alle

wurden mit Sorgfalt geübt, und möglichst gleichmäßig weiter gefördert.

Mit den Uebungen jener Seelenkräfte, die, leider! nur selten gehörig in Betrachtung zu kommen pflegen, als Witz, Einbildungskraft, zartes Gefühl u. s. w. verfuhr ich, unterstützt von meiner Gattinn, grade eben so. Daß wir Eltern beide aber auf die Bildung des jungen Herzens das Hauptgewicht legten, und daß wir gemeinschaftlich, vom Arme der Mutter an, dahin arbeiteten, daß die Neigungen und Abneigungen desselben alle nach den Gesetzen der äußeren und inneren Sittlichkeit, besonders aber nach den Gesetzen der reinsten Frömmigkeit geregelt, manche folglich zurückgedrängt und andere lebhaft und anhaltend gefördert wurden, versteht sich für jeden Vernünftigen, der das bisher Gesagte reiflich erwogen hat, von selbst.

Man sieht, das Bild, welches mir im Geiste vor Augen schwebte, paßte vor zwanzig Jahren auf den gewöhnlichen Gelehrten von Profession ganz und gar nicht.

Jetzt paßt es freilich etwas besser. Auch steht zu hoffen, daß es nach andern zwanzig bis funfzig Jahren noch besser passen werde.

Wenigstens Stubengelehrte jener Zeit, in welcher ich meiner künftigen Kinder Bildung im Auge hatte, — ich rede von der Regel! Treffliche Ausnahmen, die ich kenne und verehre, gehen mich hier nichts an! — waren meistens kränklich, schwächlich, für das Leben mehr todt als lebendig und in der Gesellschaft schüchtern und unbeholfen. Ihr äußerer Gesichtssinn reichte selten über die nächsten Bücher hinaus, und ihr innerer nicht viel weiter als ihre Brodwissenschaft. Daher die spärliche und trockene Unterhaltung mit jedem, der nicht von ihrer Zunft war. Daher die kurzsichtigen Urtheile über Gegenstände des Thuns und Treibens im gewöhnlichen Leben, wodurch sie sich bei Menschen von Welt und feiner Bildung so verächtlich und lächerlich machten, daß es bei diesen zum Sprichwort geworden war: „er „ist pedantisch und unbeholfen wie ein Gelehr„ter!“ oder: „man merkt ihm den Gelehr„ten schon auf zehn Schritte an.“ Welche

zahllose Menge von lächerlichen Vorfällen sind deshalb allbekannt! — Es wäre leicht, ein Buch damit zu füllen *).

Ein Jüngling, der in Gesellschaft für einen witzigen Kopf galt, oder dessen zartes und feines Gefühl sich auszeichnete, und deshalb die gemeinen, ewig widerkehrenden, auswendig gelernten, meistens sogar

---

*) Von Tausenden, die mir zu Gebote ständen, nur eine. Der berühmte Geh. Rath und Professor J. B—r in G. hört viel von Wielands Oberon. Bald nachher meldet sich ein Student aus Weimar bei ihm zum Kollegio. „Weimar!" sagt er mit Nachdruck. „Ist „das nicht der Ort, wo der berühmte Wie„landus lebt, der den Tractatum de Obe„ronte geschrieben hat?"

Als er einst bei der Vorstellung des Hamlets gegenwärtig, (und vielleicht zum erstenmale in einem Schauspielhause) war, sagte er am Ende des zweiten Aktes zu seinem Nachbar: „Mich will bedünken, der Mann mit dem „schwarz- und weißen Strumpfe sei eben der „Prinz Hamletius, über welchen alle disse„riren. Ist meine Conjectur richtig?"

gar abgeleſenen Katheder-ſpäßchen verachtete; deſſen veredelte Einbildungskraft ſich beim Sprechen oder Schreiben durch gewählte, rein deutſche und feine Wendungen zu erkennen gab; war jenen Zunftmännern ſchon darum verdächtig. Oft genug habe ich das Urtheil von ihnen ausſprechen gehört: „Ach der N — kann unmöglich etwas ge„lernt haben, er macht Verſe, und glänzt in allen Geſellſchaften.“

Weitſchweifige und trockne Abhandlungen mit langen und verwikkelten Perioden, erwarben dagegen — beſonders wenn der Verfaſſer ſich häufig auf die alten Klaſſiker bezog, — das Lob: „Aus dem wird „einmal was rechtes werden. Er hat ſich „ganz nach den Alten gebildet!“

Die guten Alten! Wie höhniſch würden ſie lachen, wenn ſie hörten, daß man eine ſolche Stubenfliege, einen ſolchen Bücherwurm mit ihnen vergleiche; mit ihnen, deren Leben vom Morgen bis zum Abend unter freiem Himmel, in beſtändiger Thätigkeit des Lebens, in fortwährendem Handeln, und in ſtetem Geſpräche über die großen Ge-

schäfte des Vaterlandes oder doch der Vaterstadt, auf dem Markte oder an den Stadtthoren, verfloß!

Wohl zu bemerken, daß sie alle bei dem Steigen und Sinken des Vaterlandes wesentlich interessirt waren, statt daß jene gelehrten Handwerker oft nicht viel mehr davon wußten, als daß es existire.

Sollte man es glauben, daß einer der größten unter ihnen seinen Schülern oft sagte: Griechisch und allenfalls Lateinisch sei das einzige, was ein vernünftiger Mensch studiren müsse. Die sogenannten Wissenschaften (Alterthumswissenschaften abgerechnet,) und die neuern Sprachen seien Kinderpossen, die man am Kaffee- oder Theetische mit aller Bequemlichkeit erlernen könne?

In Betreff des Herzens habe ich ja wohl nur nöthig, an die allbekannten, ja klassisch gewordenen Ausdrücke: Gelehrtenneid, Gelehrtenstolz und Universitätskabalen zu erinnern; damit man mir glaube, daß ich meinen Sohn nicht zum Gelehrten von Profession bilden wollte.

Ich selbst konnte und sollte nach den Wünschen meiner Gönner Universitätsgelehrter werden: aber mein stets von mir verehrter Freund, der erfahrne und biedere Weltumsegler, Reinhold Forster, drang in mich, es abzuschlagen. „Sie kennen," sagte er in seiner starken Sprache, „die Teufeleien, die „auf den Universitäten mehr als irgendwo „zu Hause sind, lange nicht genug. Aber ver„lassen Sie sich auf einen alten Mann, der „die Welt und das Universitätsleben „genau kennt. Es ist entsetzlich arg damit."

Ein noch lebender Professor, der absichtlich jetzt auf einer kleineren Universität wohnt, als damals, sagte zu mir, weil er aus dem Briefe seines Freundes sah, wozu ich bestimmt war:

„Ach, werden Sie nur ja nicht Uni„versitätslehrer! Neid und Bosheit „sind daselbst an der Tagesordnung. Meines „Schwiegervaters wegen muß man mich ei„nigermaßen schonen, aber dennoch bin ich „des Lebens satt und müde. Es wäre wahr-

„lich Schade um ihre jugendliche Heiterkeit „und um Ihren offenen Sinn.“

Ein allgemein verehrter Minister wiederholte noch im Jahre 1818 mir, was er früher meinem Sohne in Betreff der Universitätslehrer mitgetheilt hatte. „Ich habe,“ sagte er früher zu meinem Sohne, und nachher zu mir, „mit drei- bis vierhundert Bauern in „der Schenke zu thun gehabt, um sie zu „überzeugen, oder zu vereinigen. Eben so „mit mehreren hundert Bürgern auf dem „Rathhause. Ich habe Herrschaften und Unterthanen, die sich förmlich unter einander „verbissen hatten, auseinander setzen müssen. Ich hatte mit Landständen, mit ganzen Kollegien und mit Gesandten fremder „Mächte zu schaffen; ja sogar mit Feinden „und mit recht bösslichen Freunden, die „mehr als Feinde waren; und alles ging „wenigstens nicht schlimm! Schwieriger „war es schon, als ich einige große Schulen „revidiren mußte. Aber weit aus am allerschlimmsten ging es mir in meinen Geschaften mit Universitätsgelehrten. „Den Verdruß und die Kränkungen, die

„ich, trotz meinem besten Willen und „redlichsten Wirken zu ihrem Besten, „von diesen erlitt, werde ich nie vergessen.*)

Das alles war mir, der ich fast sieben und zwanzig Jahre lang in und dicht bei mehreren, und zwar grade den berühmtesten Universitäten in Deutschland gelebt habe, genau bekannt. Wie hätte ich ihn also zum Professor bestimmen können! — Nicht einmal Gelehrter sollte er werden, sondern ein ausgezeichnet geschickter, vielseitig ausgebildeter Jüngling, und dann — was er selbst

---

*) Sollte man nicht glauben, der verstorbene Kanzler der Universität Halle, der Geh. Rath von Hoffmann hätte diese Worte zu mir gesprochen? Und doch war er es nicht! — Leider hat er aber ganz eben so schlimme Erfahrungen gemacht, ungeachtet er ein sehr großer Wohlthäter der Universität war. Verständige und der Sache kundige Männer versichern, daß er die jährlichen Einkünfte der Universität fast um das Doppelte vermehrt und höchst zweckmäßig für die Anwendung dieses Geldes gesorgt habe. Aber — was hilft das alles! — Er konnte weder griechisch noch lateinisch sprechen.

wolls, Künstler oder Staatsmann; aber am liebsten — Kaufmann.

Ein Kaufmann? höre ich neugierig fragen. Ein Kaufmann? fragte ganz Leipzig im Jahre 1808 und 1809, als man dort sich so edelmüthig seiner annahm. „Nein!" sagten mehrere desselben Standes, „ein Kaufmann „darf er nicht werden, dazu ist er zu gut! (Sie wähnten das, nicht ich!) „Auf das Komptoir nehmen wir ihn nicht, aber studi„ren lassen wir ihn gern."

So wurde ich denn gewissermaßen gezwungen, einen Gelehrten aus ihm zu machen. Doch will ich meine Ideen, auf welche Art er Kaufmann werden sollte, hieher setzen, weil sie vielleicht noch irgend Jemandem nützlich werden können.

Mein Sohn, der, wie man weiter unten sehen wird, damals, d. h. in seinem neunten Jahre, schon allgemein für völlig reif zur Universität erklärt wurde, sollte nach meiner Absicht sich immer noch fester in den neuern Sprachen und im Rechnen setzen, eine schöne Hand schreiben lernen, und auf der Universität alle diejenigen Wissenschaften studiren,

die eine allgemeine Vorbereitung und Bildung geben. Erdbeschreibung mit Statistik vereinigt, so praktisch als möglich! Naturgeschichte in allen ihren Zweigen, mit Mathematik, Physik und Chemie verbunden; Geschichte, Philosophie und Politik. Fast alles dies hat er jetzt bis zu seinem vierzehnten Jahre, (in welchem er Doctor Philosophiae wurde) gründlich studiren können. Er würde es also auch dann gekonnt, und wenn ich ihm ein Jahr mehr (das funfzehnte dazu), verwilligt hätte, so würde er noch Zeichnen, Musik und eine Menge praktischer Kenntnisse, (auf den Ferienreisen gesammelt) damit verbunden haben.

Funfzehn Jahr alt, hätte ich ihn an einem bedeutenden Orte, am besten in einem Seehafen, ein Jahr lang in eine Materialhandlung gebracht, um Waarenkenntniß gründlich, d. h. auch praktisch, zu erlernen.

Nun erst auf ein Comptoir.

Die verschiedenen, ihm von mir vorgeschriebenen Stufenfolgen wären gewesen: Hamburg, Amsterdam, London. Dann

nach seinem eigenen Dafürhalten, wohin er auf der ganzen Erde sich wenden wollte.

Die Wahl des Landes wäre ihm minder schwer geworden, als vielen Andern, weil er fast alle europäische Sprachen mit Leichtigkeit gesprochen, und in denselben geschrieben haben würde.

Noch vor seinem zwanzigsten Jahre mußte er auf diese Weise ein Mann werden, der allenthalben und in seinem Fache zu allem tüchtig war, den jeder tiefer blickende Kaufmann an sich zu ziehen wünschte, und mit dem man gern in Geschäfte trat. Denn, daß dabei auch seine äußere und innere Sittlichkeit auf Religiosität gegründet, und im höchsten Grade ausgebildet worden wäre, setze ich, als sich von selbst verstehend, voraus.

„Aber — das Geld! sagt man; das „Geld! — Denn ein Kaufmann muß viel „Geld haben, wenn er etwas Großes an„fangen will.“

Ich antworte: Darauf gedacht habe ich in der That! Hier sind die Resultate meiner Ueberlegungen.

Wer nicht viel Geld hat, muß klein anfangen! Dies thaten schon Viele, und stiegen doch zu etwas Großem empor, durch Kopf, Kenntnisse, Betriebsamkeit, Redlichkeit und — Gottes Segen! —

Wenn mein Sohn indeß zehn Jahre mit Auszeichnung diente, so konnte er sich dabei schon das Nothwendigste zum Anfange sammeln, und war doch erst sechs und zwanzig Jahre alt.

Ein junger Mann der Art wäre gewiß gern zum Associé aufgenommen, oder ein Zweiter hätte das nöthige Geld gegen seinen Kopf, Kenntnisse, u. s. w. in die Wage gelegt.

Ferner stimmen alle erfahrne Kaufleute darin mit mir überein, daß ein Anfänger mit obigen Eigenschaften leicht Vertrauen (Credit) finde, und schwerlich zu Grunde gehen werde.

Aber, sagt man, wenn er nun wirklich Kaufmann, und ein reicher Kaufmann gewesen wäre; was hätte er dann groß genützt?

O viel! sehr viel! wenn er anders ein edler, ein frommer Mensch blieb! —

Ein großer Kaufmann ist ein Fürst, dessen Unterthanen in mehreren Erdtheilen wohnen. Von seinem Schreibtische aus kann er väterlich für sie alle sorgen. Sein Wille wirkt in derselben Stunde nach Ost- und Westindien, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und nach Californien hin. Auf ihn hofft man im Innern der schlesischen Seitenthäler, wie in den großen Fabrikstädten Englands. Gebirge, ebnes Land, Ströme und Meere sind voll von seinen Untergebenen. Er kann ihnen Ueberfluß verleihen, wenn sie für sich und die Ihrigen zu zagen anfangen. Durch seinen Kopf, Kenntnisse und Verbindungen ist er ihr Versorger, ihr Helfer, oft ihr Retter. Kurz er ist in der großen Haushaltung Gottes ein Herr der Erde, wie der Mensch im edelsten Sinne des Wortes, als Stellvertreter der Gottheit, es sein soll.

„Auf den Stapel schüttet die Erndten der Erde
der Kaufmann.
„Was dem glühenden Strahl Afrika's Boden ge-
biert,

„Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
„Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

„Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
„Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Schiller.

Und solch einen erhabenen Menschen hätte ich nicht gern aus meinem Sohne bilden sollen? O Gott, mit Freuden hätte ich es gethan! —

In so fern er aber doch Gelehrter werden mußte, so sollte er, nach meinem Willen, wenigstens kein früher Gelehrter werden. Ein früher Gelehrter, eine Treibhauspflanze, ein siechES Kind, eine Leiche als Knabe, das alles waren mir, durch eigene Erfahrungen, durch meine Lehrer, und durch große Vorbilder in der Erziehungskunst so geleitet, gleichbedeutende Worte. Ich würde es für eine schwere Versündigung an Gott und meinem Sohn

gehalten haben, wenn ich es mir erlaubt hätte, ihn frühreif bilden zu wollen.

Erst im siebenten Jahre sollte er anfangen, etwas regelmäßig zu lernen. In diesem Falle konnte er dann wahrlich im achten noch nicht als ein ungewöhnliches Wesen angestaunt werden.

Eine Erfahrung, die ich an ihm machte, als er vier Jahr alt war, trug nicht wenig dazu bei, meine Aengstlichkeit in dieser Hinsicht noch zu erhöhen. Ich war im Jahr 1804 vom Konsistorio zu Magdebung beauftragt, das Pestalozzische Institut zu besuchen, und darüber zu berichten. Meine Auseinandersezzung der Methode, die bald nachher gedruckt wurde,*) erhielt den Beifall des Konsistoriums so sehr, daß es den Bericht an das Oberkonsistorium, an das Oberschulkollegium, und an den Herrn Minister schickte. Alle dankten mir und belobten mich. Aber täglich fühlte

*) Bericht an Se. Königl. Majestät von Preussen über das Pestalozzische Institut zu Burgsdorf, (jetzt in Buchsee) von Karl Witte, Prediger in Lochau bei Halle. Leipzig in der Dykschen Buchhandlung, 1805.

ich die Wahrheit dessen, was ich zu Pestalozzi selbst und zu seinen Freunden gesagt hatte, stärker:

„Das Rechnen Eurer Kinder macht mich „schwindeln, so hoch versteigt es sich! Aber „die innere Natur der Zahlenverhält„nisse nutzt wenig für das Leben, und da„zu soll doch vernünftiger Weise das Kind „hauptsächlich gebildet werden.“

Sie gaben mir nicht Unrecht, versicherten aber, damit beschäftige sich eben Schmidt in diesem Augenblicke, es werde folglich nicht lange mehr dauern, bis das erscheine, was ich wünsche.

Ich dachte inzwischen darüber nach, ob es nicht möglich sei, das bürgerliche Rechnen so zu vereinfachen, daß selbst ein kleines Kind es schnell begreifen, und sich aneignen könne. Ich wählte meinen Sohn, der damals grade vier Jahr alt war, um die Probe mit ihm anzustellen.

Da ich um dieselbe Zeit äußerst beschäftigt war, um neben meinen Amtsgeschäften für den Druck zu schreiben, so konnte (und wollte) ich bloß vor dem Lichtanzünden eine Viertelstunde mit ihm zu meiner Bewe-

gung und Zerstreuung im Zimmer auf- und abgehn, und ihn zugleich lehren.

Ich fing mit dem allereinfachsten Zusammenrechnen: 1. und 0., (oder: 1. und nichts) bringen zusammen nur 1 hervor, an, und ging: zu 1 und 1 bringen zusammen 2 hervor, oder wie man zu sagen pflegt, machen 2, fort, und gelangte in kurzer Zeit, zu meinem eigenen Erstaunen, dahin, daß das Kind schwere Exempel aus der Regula de tri mit Brüchen, sehr schnell und sicher aus dem Kopfe rechnete. Ich nahm Karln um dieselbe Zeit mit nach Magdeburg zu meinem Vetter und Freunde, dem Herrn Hofrath Jüngken. Mein Freund erstaunte so sehr über diese Kraft des Kindes, die er zuvor als undenkbar bestritten hatte, daß er einige von ihm sehr geachtete Schulmänner zu sich einlud. Diese mußten dann selbst Versuche und Prüfungen anstellen, und erstaunten gleichfalls im hohen Grade.

Damals also schon hätte ich Gelegenheit gehabt, mit ihm zu glänzen, wenn ich das gewollt hätte. Aber alles Glänzen mit ihm haßte ich, und ließ es bloß — voll

Angſt für ihn! — geſchehen, wann und weil ich es nicht ändern konnte; wie man weiter unten ſehen wird.

Beim Fortſetzen jener Uebungen bemerkte ich aber einſt, als ich dem Kinde meine Hand auf den Kopf legte, und lobend ſagte: „brav! „lieber Junge!“ daß ſeine Haare warm und feucht waren.

Ich erſchrack, denn mir fielen die Worte ein, die man von äußerſt fleißigen Knaben zu ſagen pflegt: (freilich ohne das Eigentliche dabei zu denken!) „Er lernt, daß ihm „der Kopf raucht!“

Gott! dachte ich, ſollte das hier vielleicht Statt finden, und ſollte dein armes Kind dadurch geſchwächt werden können, wohl gar es ſchon ſein? —

Ich unterbrach ſogleich, unter einem paßlichen Vorwande, die Rechenübung für dieſen Tag. Am andern Abend legte ich gleich beim Anfange meine Hand auf Karls Kopf, und fand ihn kühl und trocken, wie den meinigen. Nach zehn Minuten ſchon wurde er etwas warm, und nach einer guten Viertel Stunde ſchwitzte er förmlich.

Jetzt wußte ich, was ich wissen wollte, und von dem Augenblicke an wurde nie mehr gerechnet, bis mein Sohn merklich älter, und an Leib und Seele kräftiger war. Zwar erinnerte er noch oft daran, aber ich wich ihm aus, und gelangte endlich dahin, daß er diese Uebungen, und sein Rechnen selbst, gänzlich vergaß.

Wohl mir und meinem Kinde, daß ich dies that! Denn viele Erfahrungen von zu weit getriebenen Anstrengungen in der zarten Kindheit, haben mir gezeigt, welche schreckliche Folgen damit verbunden zu sein pflegen.

Eine Menge Beispiele der Art sind entweder gedruckt, oder man hat sie mir bloß mündlich erzählt. Die nachstehende ist, so viel ich weiß, noch nicht gedruckt, und doch hat sie mir ein allbekannter, allgemein geachteter Mann, der Herr Regierungsrath und Professor Dr. Hartleben, vor drei Jahren in Mannheim, aufgesetzt. Da sie äußerst lehrreich ist, so theile ich sie wörtlich mit:

„Noch ehe der Unterzeichnete sein drittes Lebensjahr begonnen hatte, ließ ihn sein Vater, der Kurmainzische Hofrath und Professor

der

der Pandekten, von mehreren Lehrern in dem Lesen, Schreiben, der Geographie, Geschichte ꝛc. unterrichten. Es wurde dahin gebracht, daß er an dem Geburtstage seines fünften Jahres eine öffentliche Prüfung während zwei Tagen bestehen konnte, in welcher er zwei tausend deutsche Wörter in lateinischer Sprache, alle vorzügliche Flüsse und Städte der Europäischen Staaten zu nennen, und auf der Karte zu zeigen, auch alle Namen großer Männer in der Universalgeschichte anzugeben wußte. Durch dieses stete Memoriren ward das junge Gedächtniß so geschwächt, daß bei dem Studium in der folgenden Zeit, die Erlernung von Namen äußerst schwierig wurde. So schwach das Namengedächtniß blieb, so stark war das Sachgedächtniß, und beide gingen mit zunehmenden Jahren auf gleiche Art das eine vor-, das andere rückwärts. Dieses kam soweit, daß, als der Unterzeichnete während zehn Jahren die deutsche Reichsgeschichte an der Universität Salzburg lehrte, er zu Erzählung der Fakten keiner Hefte bedurfte, dagegen sich aber sorgfältig alle Jahrzahlen und Namen aufschreiben mußte. Jedes

Bemühen, das Namengedächtniß zu wecken oder zu stärken, war vergebens. Noch jetzt im fünf und vierzigsten Lebensjahr ist mein Sachgedächtniß außerordentlich stark, so, daß ich Sätze, die ich vor mehreren Jahren in einem Buche las, angeben kann; dagegen muß ich mich oft auf die Namen meiner Freunde vergebens besinnen.

Mannheim. Hartleben.

Noch bemerke ich hierbei, daß alten Spruchlehren (Sprichwörtern) gewöhnlich eine wichtige Wahrheit oder ein tiefer Sinn zum Grunde zu liegen pflegt, so wenig es uns auch scheinen mag.

In so fern mein Sohn studiren sollte, war meine Absicht, daß er in seinem siebenzehnten bis achtzehnten Jahre zur Universität reif, dann aber auch so vielseitig und zugleich gründlich ausgebildet sein sollte, daß er dreist mit jedem andern Abgehenden in die Waage treten könne, mit der stillen Ueberzeugung, daß er jenen überwiegen werde.

Dies wollte ich! aber nichts anders! Deshalb hatte ich bei Karls Geburt schon

meinen jetzt verewigten theuren Lehrer Gedike und den Abt Schewe vom Kloster Lieben Frauen in Magdeburg zu Zeugen seiner Taufe gebeten, und beiden geschrieben, daß sie im strengeren Sinne des Wortes seine Mitväter sein, und von dem Augenblicke an für seine weitere Ausbildung sorgen sollten, wenn ich auf dem Lande nicht mehr im Stande wäre, den Unterricht des Knaben weiter zu führen.

Beide nahmen mein Ansuchen gern und völlig mit den dabei gemachten Bedingungen an. Gedike sagte mir nicht lange darauf mündlich: „Sobald der Knabe so weit ist, daß „Sie ihn aus dem Hause geben können und „wollen, so bringen Sie ihn mir! Dann will „ich sein Vater sein, und an dem Sohne „beweisen, was ich seinem Vater gern ge„leistet hätte, wenn mein damaliges Gymna„sium einen Fonds gehabt hätte.“

Es war also alles eingeleitet und besorgt, damit im Fall meines früheren Ablebens, oder wenn meine Lieblingsideen nicht ausgeführt werden sollten, der Knabe ein Gelehrter mit Auszeichnung werden könne. Aber —

der Mensch denkt und Gott lenkt! Beide Männer starben schnell nach einander; Gedike in der Blüte seiner Jahre, und ehe noch mein Sohn etwas Ausgezeichnetes versprach. Schewe als nicht alter Mann; doch erlebte er es noch, daß meine Art des Unterrichts schneller Frucht trug, als er und ich selbst es erwartet hatten.

Zehnter Abschnitt.

Wie kam es, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?

Auch dies ging ganz natürlich zu. Ja, wenn mein Freund Glaubitz, der mich besser kannte, als irgend ein Mensch, Recht hatte, so mußte er es werden. Trotz seinen mittelmäßigen Naturanlagen, und trotz meiner Abneigung gegen frühe Gelehrsamkeit, war — bei dem jetzigen Standpunkte der Erziehung und des Unterrichts — die Grundlage dazu gemacht, und das Resultat mußte so gewiß erfolgen, als eine Kugel die schiefe Flä-

che hinabrollt, wenn sie einmal über den obern Rand derselben hinabgelegt worden ist.

Freilich sah ich dies damals nicht ein, denn so genau kannte ich die menschliche Natur, ihre Kräfte, und deren Vervollkommnungsmöglichkeit noch nicht. Ich urtheilte bloß nach dem, was ich kannte und um mich her erblickte; folglich mußte mein Urtheil falsch werden, und ich mußte der Natur des Menschen zu nahe treten.

O, sie steht hoch! viel höher als wir glauben! Freilich bei dem sogenannten regelrechten Unterrichte merkt man das weniger. Das ist der große, schwere Frachtwagen, der nie aus seinem bedächtigen Schritte, nie aus seinem tiefeingefahrnen Geleise kommen kann. Der vielen mittelmäßigen, oder richtiger, nicht gehörig vorgebildeten Köpfe wegen setze ich hinzu: vielleicht auch nie aus seinem bedächtigen Schritte und tief eingefahrnen Geleise kommen darf.

Jene Köpfe gleichen schwachen Fußreisenden, die sich zu diesem Frachtwagen halten, und um so ruhiger sich auf ihn verlassen, je langsamer und desto sicherern Schrittes er

geht. Die Armen würden erschrecken, wenn er schneller zu rollen anfinge. Sie, die Kraftlosen, würden zurückbleiben müssen, wenn er rasch davon eilte.

Anders ist es mit einem leichten und zugleich sicheren nnd bequemen Wagen. Man braucht weniger Pferde, und sprengt doch, wie der Blitz, dem langsam schleichenden Fuhrwerke vorüber. Beide (Wagen oder Fuhrleute) wären aber sehr thöricht, einander verachten, oder sich gegenseitig Vorwürfe machen zu wollen. Beider Gang ist zweckmäßig und ihren Verhältnissen angemessen. Beide würden unnatürlich handeln, wenn sie anders gingen. Es können Umstände eintreten, wo beide ihren Gang verändern. Aber sie sind selten. Von einer sanften und zugleich ebenen Anhöhe hinab wird der Frachtführer schneller fahren, da wird es aber auch seinen Mitreisenden möglich sein, nachzukommen. Im tiefen Sande, im Sumpfe, oder zwischen vielen Steinen wird der leichtere Wagen langsam gehen.

Beides ist wieder ganz in der Ordnung, und nur der Thor wird es anders verlangen.

Schon auf dem Arme seiner Mutter, so wie auf dem meinigen, lernte Karl vieles, woran man gewöhnlich nicht denkt, es die Kinder zu lehren. Er lernte alle Gegenstände in den verschiedenen Zimmern kennen und richtig benennen. Auch die Zimmer selbst, und die Treppe, und den Hof, und den Garten, die Ställe, den Brunnen und die Scheune; alles vom Größten bis zum Kleinsten wurde ihm oft gezeigt, klar und deutlich genannt, und er ermuntert, es möglichst deutlich wieder zu nennen. Sprach er es richtig aus, so wurde er geliebkost und gelobt; im Gegentheil hieß es merklich kälter: „Mutter „(oder Vater), Karl kann das oder jenes „Wort noch nicht aussprechen!“

Er gab sich daher sehr viel Mühe, alle Gegenstände zu kennen und richtig zu benennen. Es dauerte auch gar nicht lange, so sprach er alle Worte nach unsern Wünschen aus. An Stammeln oder Stottern war nicht zu denken, weil er sehr langsam reden mußte, und nie verschüchtert wurde. Er dachte frei, und sprach frei; aber er mußte denken und bedächtig sprechen.

Die Unvernunft so vieler Eltern und Wärterinnen, dem Kinde zuerst eine undeutsche Sprache beizubringen, die von den Erwähnten: Kinderdeutsch genannt wird, richtiger aber: kauderwelsch heißen sollte, wurde in unserm Hause schlechthin nicht geduldet. Niemand durfte: Buh, statt: Kuh. Bä! statt: Schaf! Miau! statt: Katze, oder Wau, wau! statt: Hund sagen. Auch nicht Buhkuh, oder Bäschäfchen, oder Miaukätzchen, oder Wauwauhündchen, sondern Kuh, Schaf, Katze und Hund. Nur bei dem jüngeren und kleineren Thiere desselben Geschlechts war das Verkleinerungswort gestattet. Sprach er oder jemand anders: Kätzchen, so mußte es eine junge oder sehr kleine Katze sein. Im ersten Falle verwechselten wir es absichtlich mit der Benennung: eine junge Katze, und bemerkten dabei, daß dies eigentlich richtiger sei. War sie zwar klein, aber nicht grade niedlich, und doch auch nicht mehr jung, so setzten wir lieber die Benennung eine kleine Katze, an die Stelle des Kätzchens, und machten ihn darauf aufmerksam, daß das Verkleine-

rungswort gewöhnlich zugleich etwas niedliches oder angenehmes von Seiten des so Benannten, und etwas liebkosendes von Seiten des Benennenden in sich schließe.

„Wenn Du unartig gewesen bist, ich „meine: wenn Du nicht gesagt oder gethan hast, was Du solltest, (sprachen „wir dann wohl zu ihm) so wirst Du schwerlich hören, daß wir Dir zurufen: Karlchen! — Nein, nein! dann heißt es sicher: „Karl! Nicht wahr? —

Wirklich beobachteten wir diesen Unterschied, so wie unzählige andere der Art, sorgfältig; auch sprachen wir mit ihm und in seiner Nähe immer reines Deutsch, mit andern Worten: Bücherdeutsch; zwar in sehr einfachen und möglichst verständlichen, aber doch stets in gewählten Wendungen, und immer laut, deutlich, und zweckmäßig langsam. Nie durfte ferner bei einem von uns die Betonung vergessen oder unrichtig gebraucht werden. Wir sprachen stets so richtig, in jedem Sinne des Worts, als es uns nur möglich war. Dunkle und verworrene Sätze, Ausdrücke, die nur einen

undeutlichen Sinn geben, wurden bedächtlich vermieden.

Das verwirrte Kindergeschwätz hat er nie gehört, und nie gesprochen, folglich auch nie nöthig gehabt, sich davon wieder zu entwöhnen, und — eine richtigere Sprache zu erlernen.

Das Einzige der Art, welches ich eine Zeitlang duldete, war, das Sprechen in der dritten Person, anstatt des abgezogenen: ich, du, er u. s. w. weil es tief in der Natur des ungebildeten Menschen, folglich auch des Kindes, liegt, sich nicht so leicht dahin erheben zu können. Aber auch dies fand nur statt, so lange es durchaus geschehen mußte, wenn wir der Verständlichkeit nicht schaden wollten. Auch wurde die Umänderung sehr bald dadurch vorbereitet, daß wir die Worte: der Vater, die Mutter, Karl, oft mit: ich, du, er, sie verwechselten, auf diese Art eins durch das andere erklärten, und den Gebrauch des richtigeren anbahnten und erleichterten. Etwas später setzten wir auch wohl scherzhaft, (aber durchaus nicht bitter)

hinzu. Wärst Du schon verständiger, so hätte ich: Du! (oder: ich) gesagt.

So ein freundlicher Scherz, der auf Unwissenheit, Unverstand u. s. w. zurückweiset, reizt ungemein zur Anstrengung und zum Erlernen desjenigen, was dem Kinde noch fehlt.

Auf diesem Wege lernte Karl sehr früh alles ihn Umgebende vollkommen richtig kennen und benennen, und sprach das, was er zu sagen vermochte, stets in so reinem Deutsch, als ob er dies aus einem für Kinder gutgeschriebenen Buche abläse. Er konnte nicht wohl anders, denn er hatte nie von uns schlechtes Deutsch gehört. Auch betonte er von selbst alles so richtig und bemerkbar, daß der kleine Redner dadurch uns selbst nicht selten ein Lächeln, und Fremden oft Erstaunen ablockte.

Kluge Menschen wurden schon hierbei aufmerksam auf das Kind, und ahneten daraus etwas Ungewöhnliches für die Zukunft.

Es liegt freilich sehr nahe, daß das richtige Erlernen unsrer Muttersprache ein Kind schnell verständig machen müsse, denn es setzt

seine Aufmerksamkeit und seine verschiedenen Geisteskräfte jeden Augenblick in Thätigkeit. Immer muß es suchen, vergleichen, unterscheiden, vorziehen, verwerfen, wählen, mit einem andern Worte: arbeiten, d. h. hier: denken. Ist es dabei richtig verfahren, so wird es gelobt. Hat es sich geirrt, so tadelt man es scherzhaft, und giebt ihm zur Hülfe einen leisen Fingerzeig. Jetzt fängt es die oben genannten Verstandeshandlungen noch einmal an; ist glücklicher, freut sich seines Kampfs und Sieges, so wie des dafür erworbenen väterlichen oder mütterlichen Beifalls.

Welch' ein großer Nutzen ist es ferner für das Gedächtniß! — Sollen die obigen Thätigkeiten eintreten, so ist ein Vorrath von Worten nöthig. Das Gedächtniß muß also wirksam sein, sie aufzufassen und zu behalten. Wir wollen annehmen, daß von dem ungeheuren Schatze der deutschen Sprache nur dreißigtausend Worte in den ersten fünf bis sechs Jahren an der Seele des Kindes vorübergehn, — und bei einem vorzüglich gut erzogenen Kinde kann dies leicht

der Fall sein! — wie viele Gelegenheit hat das Gedächtniß dabei, sich zu üben und zu stärken! Wie sehr wird es zugleich gereizt, es zu thun, wenn das Kind anders gewöhnt ist, und dadurch sich geneigt fühlt, mit Ueberlegung und Auswahl zu sprechen! — Es bedarf in der That wenig Nachhülfe, so entwirft sich das Kind selbst eine Art von Sprachlehre, und sucht sich — sogar mit einiger Mühe! — gern die verschiedenen Veränderungen der Haupt- und Zeitwörter nach seinem Vermögen heraus. Wohlthätig erscheint ihm alsdann die Unterstützung der wirklichen Sprachlehre, sei es im Munde des Vaters oder gedruckt, (in so fern es bereits an das Lesen gewöhnt ist.)

Man hat dies alles schon lange dunkel gefühlt, deshalb fing man den Unterricht mit den alten Sprachen an. Leider aber fühlte man es nur dunkel; sonst hätte man nicht — unverantwortlich genug! — die treffliche Muttersprache zurückgesetzt, und das kindliche Gemüth durch die trocknen todten verschüchtert, und den Verstand dabei im Keimen erdrückt.

Wähne doch Niemand, daß bei dem Unterrichte in den todten zu dem Gemüthe des Kindes freundlich gesprochen, oder daß der Verstand dadurch erhellt worden wäre! Ach, nein! Grade das Gegentheil! Ich werde mich darüber an einem andern Orte ausführlich mittheilen.*

Diese frühe Beschäftigung mit der Muttersprache führte Karln täglich mehr in die inneren Tiefen derselben ein, und bereitete ihn vor, mit Leichtigkeit die fremden zu studiren.

Was ihn in denselben sonst würde angeekelt haben, oder wovor er hätte erschrecken müssen, das war ihm jetzt zwar neu, aber nicht ganz unbekannt. Etwas Aehnliches hatte er in der Muttersprache schon kennen gelernt, und sich zu eigen gemacht. Er durfte also nur modificiren, so war auch das Fremdere sein. An geistiges Arbeiten war er aber gewöhnt, folglich machte

*) Am ausführlichsten in der Lebensgeschichte des Einsiedlers Carlo in den Appenninen. Es sind furchtbare Erfahrungen darin niedergelegt.

ihm so eine Beschäftigung Vergnügen, denn er wußte schon, daß jeder Kampf den Sieg mit sich führe, und daß der Sieg erfreuend sei.

Die natürliche Folge war also, daß er ohne große Anstrengungen den Homer, Plutarch, Virgil, Cicero, Ossian, Fenelon, Florian, Metastasio und Schiller, mit dem innigsten Vergnügen, oft mit wahrem Entzücken, in den Originalen las, als er acht Jahr alt war. Darum versicherte der große Sprachforscher Heyne in Göttingen, ein und ein halbes Jahr später, von ihm schriftlich, er besitze eine nur fähigen Köpfen eigne Sagacität, durch welche er selbst das richtig treffe, was er nicht wisse. Heyne hatte wohl gewiß Recht, denn er, der viele Tausende prüfen mußte, hatte ihn sehr sorgfältig geprüft; ich würde aber auch gesagt haben, daß meine Erziehung verfehlt sei, wenn es nicht so gewesen wäre. Doch hier sind Heynens eigne Worte an — Wieland.

Heyne an Wieland.

Göttingen, den 25sten Julius 1810.

Ehrwürdiger Veteran!

Der Herr Prediger Dr. Witte rühmt mir dankbar Ihre guten Gesinnungen und Entwürfe für die fernere glückliche Ausbildung seines Sohnes.

So wenig ich nun auch sonst von einer vorzeitigen Reife Freund bin, und die allgemeinen Gesetze der Natur verehre, so erkenne ich auch sehr wohl, daß die Natur selbst Ausnahmen macht, und daß es also Pflicht wird, ihren Winken nachzugehen, und an einem fähigern Geiste, auch eine frühere Entfaltung zu befördern. In dieser Hinsicht und zur näheren Kenntniß der Anlagen oder Naturgaben, und deren möglichen weiteren Ausbildung, und zu guten Zwecken und eigenem Glücke des Knaben, ließ ich mich bewegen, ihn näher zu beobachten, zu prüfen und unabhängig von fremden Urtheilen und Bewunderern, mein eigenes Urtheil zu fassen; aber auch nicht bloß mit der Absicht, ihn als ein Naturprodukt zu betrachten, an welchem man

Ex-

Experimente machen will, sondern wie fern es möglich sein und werden kann, aus dem Knaben, durch eine den Anlagen der Natur gemäße Ausbildung einen glücklichen, der Gesellschaft, menschlicher und bürgerlicher, nützlichen Mann zu bilden; und dies dürfte in der That keine leichte Aufgabe sein. Ich fand den Knaben an Leib und Seele munter und gesund, mehr als ich erwartet hatte; ich fand in Versuchen mit Homer und Virgil, daß er bereits Wort- und Sachkenntnisse genug hatte, um fertig zu übersetzen, und den Sinn zu treffen; eine natürliche Sagacität, welche gewöhnlich Köpfe von Fähigkeit besitzen, auch ohne genauere grammatische und logische Kenntniß, aus der Verbindung mit dem übrigen, den Verstand der Stelle richtig zu errathen. Mir war weit das Merkwürdigste, daß er mit Sinn, Gefühl und Affect las. Ein Zweites, daß ich keine, die andre überwiegende, Geisteskraft an ihm bemerkte, kein hervorstechendes Seelenvermögen; Gedächtniß, Imagination, Verstand, ungefähr im Gleichgewicht; und dabei in andern Dingen, außer dem, was durch Unterricht

ihm beigebracht war, noch den munteren muthigen Knaben erkannte, den er selbst im Muthwillen nicht verläugnete; welches mir sehr beruhigend war. An einer Vorliebe für epische Dichter, und ernsthafte, das Gemüth ergreifende, Gedichte und Schriften, konnte die bisherige Bildung Antheil haben; rühmlich für die Erziehung, die der Vater befolgt hat.

Wir werden beide schwerlich den endlichen Erfolg angemessener Maßregeln erleben; aber herzlich wünsche ich, wie Sie, daß der Staat, wie wir zu sprechen pflegen, Nutzen von der ungewöhnlichen Wohlthat der Natur ziehen, und der Knabe einst ein angemessenes Glück in der Welt erwarten könne. Seine Bestimmung, Brauchbarkeit und Glückslage wird doch, allem Ansehen nach, in der Klasse der Gelehrsamkeit, vielleicht vorzüglich der historischen, zu erwarten sein.

Verzeihen Sie, mein Verehrter! daß ich mich mehr, als meine erste Absicht war, verbreitet habe; das Vergnügen, mich einmal

wieder mit Ihnen unterhalten zu können, hat mich dazu verführt.

Ihr ergebener

Heyne.

Schon als Karl ein kleines Kind von vier bis fünf Jahren war, nutzte ihm diese genauere Kenntniß seiner Mutterſprache unglaublich viel. Er hatte ſie nicht aus todten Büchern gelernt, wie das Lateiniſche und Griechiſche den Kindern eingetrichtert wird, und, leider! jetzt noch, nach der Meinung ſo Vieler, eingetrichtert, oft auch wohl eingebläuet werden muß.

~~Sechszehn~~ Dreizehn Stunden Lateiniſch in jeder Woche für einen dreizehnjährigen Knaben! Es iſt doch arg, und ich rede hier, leider! vom Jahre 1818, und zwar von einer berühmten Schule in der Reſidenz.

Karl lernte ſein reines Deutſch vielmehr im Leben, im Hauſe, im Garten, auf der Wieſe, im Walde, auf dem Felde, in Geſellſchaften, auf kleinen und größern Reiſen, kurz in allen verſchiedenartigen Verhältniſſen, die ich in meiner Lage nur herbeizuſchaffen

vermögend war. Im ersten Jahre wurde er schon allenthalben mitgenommen, und so weit es möglich war, mit allem bekannt gemacht, und zwar desto sorgfältiger, je mehr ihn etwas anzuziehen schien.

Er war deshalb schon in den ersten zwei Jahren seines Lebens oft mit uns in Merseburg, Halle, Leipzig, Weissenfels, Naumburg, Dessau, Wörlitz, Wittenberg u. s. w. und lernte an allen diesen Orten vielerlei kennen, was er zu Hause nie gesehn haben würde.

Im dritten und vierten Jahre war er noch öfter an denselben Orten, prägte sich das früher schon dort Gesehene oder Gehörte tiefer ein, erkannte es klarer, und breitete seinen Erkenntnißkreis weiter aus. Auch sah er, der Natur der Dinge gemäß, wichtigere und ihm interessantere Gegenstände; denn in seinem dritten Jahre brachte er schon gegen acht Wochen in Leipzig zu, und im vierten oder fünften bereisete er mit mir Magdeburg, Halberstadt, Salzwedel, Stendal, das Mannsfeldsche, einen Theil des Harzes u. s. w. In jede Gesellschaft, zu jeder Merkwürdigkeit wurde er mitgenommen. Er kannte folglich

Concert, Schauspiel und Oper so gut, wie die Wasser- und Windmühle, den Löwen, Strauß und Elephanten, wie den Maulwurf und die Fledermaus, die Salzwerke wie die Dampfmaschine, den Dorfmarkt wie die Leipziger Messe, die Baumannshöle wie das Bergwerk, das glänzende Gesellschaftszimmer wie die Hütte des armen Tagelöhners, den Tanzsaal wie das Sterbebette.

Aber keinen von allen genannten Gegenständen kannte er bloß angaffend, wie ihn Kinder zu kennen pflegen, sondern genau, ja oft genauer als viele Erwachsene. Denn seine Mutter und ich durchsprachen jedesmal theils mit ihm, theils, absichtlich, nur in seiner Gegenwart, alles noch einmal; auch nachher wieder bei einer paßlichen Gelegenheit. Immer wurde aber er dabei gefragt, ob er dies, das oder jenes wohl bemerkt habe, und wie es ihm vorgekommen sei? Bald gewöhnte er sich so sehr an das Wiederholen und Durchsprechen des Gesehenen und Gehörten, daß er uns anredete, fragte, mittheilte, einwandte u. s. w.

Nimmt man hierzu, daß er im fünften Jahre schon mit mir nach Potsdam und Berlin, durch die Prieguitz und auf verschiedenen Wegen durch das ganze Meklenburgsche bis Rostock, Warnemünde, nach Dobberan reiste, das Meer befuhr — bei stillem Wetter und im mäßigen Sturme; daß er Handel und Schiffahrt sah, dann über Ludwigslust nach der Altmark reiste, und hier Wochenlang auf dem Lande in höchst verschiedenen Familienkreisen und Gegenden zubrachte, allenthalben als eigenes, geliebtes Kind betrachtet und behandelt wurde; daß man sich des kleinen Fragers und Schwätzers innig freute, ihm gern zuhörte, und alle nur mögliche Auskunft gab; so begreift man leicht, daß er dabei einen Schatz von Sprach- und Sachkenntnissen sammeln mußte, wie ihn mancher weit Aeltere nicht hat.

Noch muß ich ausdrücklich hierbei bemerken, daß er nichts falsch wußte, nichts nach Vorurtheil beurtheilte, so weit nämlich wir, seine Eltern, die Gegenstände richtig kannten. — Fehlte uns eine genauere Kenntniß derselben, so ließen wir uns und Karln

von den ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Personen darüber belehren.

In seinem sechsten Jahre hielt ich mich mit ihm sechs Wochen in Dresden auf, machte ihn genau mit der schöneren Natur des Orts und seiner Umgebungen, und besonders mit den mannigfaltigen Schätzen der Kunst bekannt, und berichtigte, durch das häufige Betrachten derselben, so wie durch die mannigfaltigen Unterhaltungen darüber, die wir beide, sogleich und später, führten, seinen Geschmack. Schon in Leipzig, Potsdam und Berlin, und wo sonst etwas Schönes zu sehen gewesen war, hatte ich angefangen, ihn vor dem kindischen Behagen an grellen Farben bei unrichtiger Zeichnung zu bewahren. Seit unserm Leben und Weben auf der Bildergallerie in Dresden, vorzüglich im innern (italischen) Saale, unter den Antiken und Mengsischen Abgüssen, war er davor völlig gesichert. Ich habe seit der Zeit nie ein albernes Urtheil über Kunstsachen von ihm wahrgenommen, und doch hört man sie, selbst von großen — Kindern gar oft! —

Sobald während unsers Aufenthaltes in Dresden das Wetter beständig wurde, besuchten wir den Plauischen Grund, Tharand und die ganze sächsische Schweiz. Da ich alles Schöne daselbst mehrmals gesehen, das Buch in der Hand, und einen Führer bei mir hatte, so wurde nichts vorbei gelassen, nichts nachlässig angesehen. Welche Mannigfaltigkeiten bieten aber diese himmlischen Gegenden selbst dem Erwachsenen, wie viel mehr dem sechsjährigen Kinde, dar! Die lieblichen Umgebungen von Schandau und Lohmen, der Liebethaler und Ottowalder Grund, der Kuhstall und das Prebischthor, die Bastei, die Basaltsäulen bei Stolpe und der hohe Winterberg, endlich der Königstein, *) Lilienstein, Sonnenstein und Pillnitz.

---

*) Ich blieb absichtlich mehrere Tage lang mit ihm auf dem Königstein, und hatte das Glück, ihm dort etwas zeigen zu können, was ihn unbeschreiblich überraschte, nämlich: das ganze Thal war von Wolken verdeckt, und wir über denselben unter dem schönsten blauen Himmel.

Jetzt bedarf es wohl keiner Vertheidigung mehr, daß ich oben gesagt habe:

„Wir wollen annehmen, daß von dem „ungeheuren Schatze der deutschen Sprache „nur dreißigtausend Worte in den ersten „fünf bis sechs Jahren an der Seele des „Kindes vorübergehen, — und bei einem „vorzüglich gut erzogenen Kinde kann „dies leicht der Fall sein! — Wie viele „Gelegenheit hat das Gedächtniß dabei, sich „zu üben und zu stärken! Wie sehr wird es „zugleich gereizt, es zu thun, wenn das Kind

*

Natürlich gab dies die beste Veranlassung, ihn über Nebel, Wolken, Regen, Schnee, Reif, Hagel, über das fast tägliche Bedecken der Sonne, des Mondes, der Gestirne u. s. w. durch die Wolken, anschaulicher und also überzeugender zu belehren, als bis dahin möglich gewesen war. Den Einfluß davon bemerkte ich schnell und stark.

Bei allem, was auf der Festung, als Festung, geschah, waren wir gegenwärtig. Wir machten es mit, weil mein Freund D., damals Arzt auf Königstein, uns die Erlaubniß dazu ausgewirkt hatte.

„anders gewöhnt ist, und dadurch sich ge„neigt fühlt, mit Ueberlegung und Aus„wahl zu sprechen! —“

Der große Nutzen, den das Angeführte vielseitig bewirkt, leuchtet jedem Unbefangenen von selbst ein, auch werde ich später deshalb darauf zurückkommen. Jetzt rede ich bloß von dem wichtigen Einflusse, den es auf die Sprache des Kindes hat.

Alle erwähnte Gegenstände, und die vielen tausend, die ich nicht angeführt habe, wurden Karln richtig genannt, es wurde darüber gesprochen, gelesen, geurtheilt. Er und ich, unsre Führer, Freunde und Bekannte theilten unsre Empfindungen dabei uns mit. Zu Hause erzählte er es seiner Mutter und seinen jungen und älteren Freunden und Freundinnen in Merseburg, Halle und Leipzig. Seinen entfernteren Bekannten schrieb er davon. *) Er hatte es also ganz in seiner

*) Aus den öffentlichen Blättern ist bekannt, daß er schon sehr früh schrieb und Briefe wechselte, aber — er hatte es sich selbst gelehrt, und bediente sich anfangs der Druckbuchstaben, die er nachmahlte.

Gewalt, sich darüber besonnen und klar auszudrücken.

Der nützliche Einfluß hiervon ist bei weitem größer, als man meint, denn je mehr Sachen der Mensch, nebst ihren Namen und Eigenschaften, richtig kennt, und Andern mittheilen kann, desto größer ist sein gewonnener Geistesvorrath; über desto mehr gebietet er jeden Augenblick, desto häufiger sieht er sich veranlaßt, „zu suchen, zu „vergleichen, zu unterscheiden, vorzu„ziehen, zu verwerfen oder zu wählen; folglich zu arbeiten, d. h. hier: zu denken.“

Je mehr der Mensch aber denkt, desto mehr lernt er denken, und je mehr er sich übt, desto schneller geht es von Statten. Deshalb ist schon unendlich viel gewonnen, wenn man nur erst erreicht hat, daß die Kinder bei allem, was sie sagen oder thun wollen, zuvor denken.

Ein daran gewöhntes Wesen lernt jeden Augenblick zu. Oft ist ihm zwar der Gegenstand für jetzt noch zu schwierig. Aber gewohnt, alles durchschauen zu wollen,

(zu müssen, möchte ich von dem richtig geleiteten Kinde noch lieber sagen), sucht es wenigstens genau zu behalten, was es nicht begreifen kann; und arbeitet dann, ohne selbst es zu wissen, im Stillen daran, sich dasjenige aufzuklären, was ihm bis dahin dunkel blieb. Es fragt, es forscht, es hört etwas damit in Verbindung stehendes. Es liest vielleicht über einen ganz andern Gegenstand; findet aber irgend eine Andeutung, irgend eine Auseinandersetzung, die ihm Bezug zu haben scheint auf das, was es früher nicht verstand. Jetzt werden alle seine Seelenkräfte auf's neue in Thätigkeit gesetzt; es liest eifrig weiter, vergleicht auf's neue, fragt seine Eltern, Lehrer, Freunde, Gespielen; kurz es ruhet nicht eher, bis es durch die schwankenden Wellen der Unwissenheit hindurch, bis zum festen und blumigen Ufer klarer Einsicht gelangt ist.

Eben so wichtig ist die Erfahrung: daß ein Kind, welches früh schon viele Sachen kennen lernte, mit ihren Namen und Eigenschaften vertraut wurde, und sich über alles dahin Gehörige leicht und richtig auslassen

konnte, jedem Gespräche der Erwachsenen mit großer Aufmerksamkeit zuhören wird. Es kann sich nicht dabei langweilen, kann nicht während desselben gähnen, oder mit jener albernen Kinderaufmerksamkeit (d. h. Gedankenlosigkeit) drein schauen. Nein, es versteht weit aus das meiste, folglich nimmt es innigen Antheil daran. Kommt etwas vor, was es nicht versteht, so wächst sein Interesse, denn das Gesagte ist ihm neu, es will, es muß es also verstehen lernen, und seine gewohnte Thätigkeit wird sicher nicht ruhen, bis auch dieser Knoten aufgelöset ist.

Wie unübersehlich viel wird aber ein Kind in sechs, acht bis zehn Jahren, d. h. in 3650 Tagen und den Tag nur zu zehn Stunden gerechnet, in 36,500 Stunden lernen, wenn jede Unterhaltung mit ihm, oder in seiner Gegenwart es belehrt! — Die Menge und Klarheit der Ideen, die es sich dadurch unvermerkt aneignet, ist gar nicht zu ermessen, viel weniger anzugeben.

Hierauf gründet sich meine feste Ueberzeugung, daß auch ein mittelmäßig organisirtes Kind den höheren

Wesen nahe gebracht werden kann, wenn man es darnach anzufangen weiß, kann und will.

Drei bekannte Erzieher, welche damals in Leipzig wohnten, besuchten uns mit einander in Lochau, als mein Sohn noch nicht drei Jahr alt war. Er stand auf der Schwelle, und kannte die Ankommenden nicht. Sie erriethen leicht, wer er sei, und begrüßten ihn freundlich. Er dankte ihnen, wie es die Sitte mit sich bringt, fragte dann aber schnell: „Wie heißen Sie?“ und alle drei freuten sich sehr über diese Frage, weil sie ihnen bewies, daß er gewohnt sei, alles unter seinem eigenthümlichen Namen zu kennen und zu benennen.

Noch angenehmer fiel es aber ihnen und andern denkenden Personen auf, daß er, der kaum noch alle Worte gehörig auszusprechen im Stande war, ihnen über Gegenstände seines kleinen Kreises genaue Auskunft gab, und zwar in so reindeutschen Ausdrükken, wie sie selbst dergleichen in der Seele eines richtig sprechenden Knaben niederschreiben würden.

Um die Stufe der Bildung bemerkbar zu machen, auf welcher Karl in seiner zartesten Kindheit von Jahre zu Jahre stand, theile ich hier mehrere kleine Vorfälle mit, welche meine Gattinn ehemals gelegentlich ihrer Mutter in der Altmark meldete. Sie fangen mit der Zeit an, in welcher Karl zwei Jahr und drei Monate alt war, wo also meine Frau, bekanntlich! nichts weniger glaubte, als daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werden würde. Doch handelte sie in Betreff seiner nach ihrer besten Kraft, und so viel ihr irgend möglich war, in meinem Sinne.

Dabei hörte nnd sah sie dann bisweilen dies oder jenes, was ihr angenehm auffiel, und sie zugleich überraschte. Vorfälle dieser Art, nebst einigen Unterhaltungen mit Karln sind es, die sie den Ihrigen schrieb. Später erst wurden diese brieflichen Mittheilungen ihr und mir wichtig, weil unsre entfernten Verwandten sie weit höher aufnahmen, als wir, und — weil die Folgezeit ihre Ansicht derselben rechtfertigte.

Hätten wir damals alles aufgeschrieben, was es eben so wohl verdiente, als das, was

ich mittheilen werde, so hätten wir viel zu thun gehabt, und leicht ein kleines Bändchen damit füllen können. Aber meine Gattinn machte nicht viel daraus, und ich meinte, wie ich immer gemeint habe, und noch jetzt meine:

Es sei so in der Ordnung, und könne nicht anders sein. Wäre es weniger gut, so wäre es schlimm! Denn alsdann wäre Zeit verloren, und Mühe verfehlt.

Ich bin mir dessen stets bewußt gewesen, was besser noch sein könnte und sollte, wenn wir alle drei und besonders — meines Sohnes spätere Umgebungen — nicht, als Menschen, Fehler begangen hätten.

Doch, hier sind die kleinen Vorfälle und Unterhaltungen. Meine Gattinn spricht darin vertraulich und kunstlos mit den Ihrigen:

Als Karl etwa zwei und ein viertel Jahr alt war, besuchte ich mit ihm oft einen armen kranken Mann, und brachte ihm eine Erquikkung. Zugleich suchte ich Karln deutlich zu machen, was Waisen seien, und daß die Kinder des Kranken es würden, wenn ihr Vater stürbe. Bald darauf starb der Mann,

und

und sein Sohn kam nun, meinem Manne seinen Tod zu melden. Karl saß in einer Ecke des Zimmers und spielte; aber als er von dem Tode des Mannes hörte, kam er ängstlich und das ganze Gesicht blutroth, zu mir, und sagte wehmüthig; „Liebe Mutter, „geben Sie Kloppen (so hieß der Knabe) ein „Stück Brod, er ist nun eine Waise, und „sein Vater kann ihm nichts mehr verdie„nen.“

Als er gegen drei Jahr alt war, ging er einst mit dem Vater und mir zu einem Sterbenden. Er sah mich weinen, umarmte mich zärtlich und sagte: „Liebe Mutter, weinen „Sie nicht! mein Vater stirbt ja noch nicht!“

Am Abende dieses Tages hatte er einen Wachsstock in der Hand, der bis in die Büchse hinabgebrannt war, und jetzt eben erlöschen wollte. „Sehen Sie! rief Karl, das Licht „stirbt, wie der alte Pöhler.“ (So hieß der Mann, der gestorben war.) Wir erinnerten uns nicht, diesen Vergleich jemals gebraucht zu haben.

Im Winter 1803 (Karl war also drei und ein halbes Jahr alt) erzählte ich ihm

von einem Knaben, dessen Mutter sehr frühzeitig gestorben sei, und der nun eine Stiefmutter habe, die ihn freilich nicht so herzlich liebe, als die, die ihn geboren hatte. Karl wurde gerührt, ängstlich und roth, und wollte zur Thür hinaus. Wo willst Du hin, mein Kind? fragte ich ihn. Ich will zu meinem Vater, sagte er, und will ihn bitten, daß er alle Tage singen soll: „Mein liebes Weibchen lebe! *) damit ich nicht auch eine Stiefmutter bekomme.

In demselben Winter sollte in Lochau eine Orgel gebaut werden, und viele Familien kamen, um ihren Beitrag dazu zu bringen. Karl verlangte seine Sparbüchse, in welcher er sich acht Pfennige nach und nach mühsam durch's Lesen bei mir verdient hatte. Er nahm fünf Pfennige davon und gab sie dem Vater. „Da, lieber Vater! sagte er, „wenn ich mir nun einmal wieder zwölf

---

*) Diese Worte sind aus einem neun Stanzen langen Rundgesange seines Vaters, wovon jede Stanze zehn Zeilen hat. Er hatte das Lied auswendig gelernt.

„Pfennige verdient habe, dann gebe ich Ih-
„nen noch achte davon, damit ich doch auch
„etwas zur Orgel beitrage.“

Einst kam er zu mir in die Küche und sagte, (als ich ihm einige Zeit vorher von dem Unglücke der Kinder erzählt hatte, die früh ihre Mutter verlören): „Liebe Mutter!
„bitten Sie den lieben Gott, daß er meine
„Frau so lange leben läßt, bis alle meine
„Kinder groß sind!“

Wir haben den Begriff in ihm erregt und befestigt, daß er einst, wenn wir alt und schwach sind, uns so ernähren müsse, wie wir jetzt ihn. Er denkt sich folglich auch das Gleiche für sich von seinen dereinstigen Kindern. So sagte er denn einmal zu mir:
„Liebe Mutter! ich hoffe, daß ich einst recht viele Kinder bekommen werde.“

Ich. Warum denn?

Er. Weil ich den lieben Gott darum bitte.

Ich. Warum wünschest Du es denn?

Er. Damit ich einmal recht viel Brod und Pflege habe, wenn ich alt und schwach bin.

In Betreff unserer (seiner Eltern) sagte er ein andermal: „Wenn meine Frau etwas „Gutes gekocht hat; dann will ich immer zu „ihr sagen: „Liebe Frau! sorge nur erst für „die Alten!“

Als sein Vater in der Schweiz war, 1804, (er war damals vier Jahr alt) erzählte ich einmal unserm Mädchen von einem Kinde in der Nachbarschaft, welches grade krank war, und setzte hinzu: „Die Mutter würde sich sehr grämen, wenn das Kind stürbe!“ Karl spielte in einer Ecke des Zimmers, und ich glaubte nicht, daß er auf uns hörte; aber er kam zu mir und sagte:

„Liebe Mutter! eigentlich wäre es wohl recht gut, wenn Friedchen stürbe?“

Ich. Warum meinst Du das, mein Kind?

Er. Ja, weil er dann doch klüger und besser wird.

Ich. Du hast Recht, mein Kind! aber mögtest Du denn auch wohl sterben?

Er besann sich eine Weile und sagte dann:

„Nein! liebe Mutter! ich will lieber leben bleiben, damit Sie doch Jemand haben,

der Sie ernährt, wenn Sie alt und schwach sind.

Schon seit mehr als einem Jahre (d. h. als er noch nicht drei Jahr alt war) wird er oft bis zu Thränen gerührt, wenn der Vater, oder ich, ihm eine rührende Geschichte erzählen, und springt laut lachend umher, wenn sie sich glücklich endigt.

Ich erzählte ihm einst von zweien Knaben, wovon der eine gut, fleißig und sparsam, der andere böse, faul und naschhaft war. Der Gute sammelte sich von seinen Belohnungen etwas, gab davon den Armen, und kaufte auch seinen Eltern bisweilen eine Kleinigkeit. Sein Vater wurde krank . . . . „Ach wenn er doch jetzt gleich hinginge, rief Karl, und seinem Vater Medicin kaufte!"

— Der faule Knabe verließ seine Mutter, um ihre Ermahnungen nicht zu hören; er konnte und wollte aber nicht arbeiten und kam daher in sehr große Noth. Karl wurde gerührt und rief weinend: „Ach! wenn er doch nur zu seiner Mutter zurückginge und sagte: Liebe Mutter, vergeben Sie's mir, ich

will auch nun immer gern gut und fleißig sein!“

Als er vier Jahr alt, und sein Vater in der Schweiz war, betrug er sich einst beim Leseunterricht *) höchst unaufmerksam, und gab sich durchaus keine Mühe. Ich versuchte Güte und Ernst umsonst, und ließ ihn endlich unzufrieden gehn. Ich sah sehr mißmuthig aus, und sagte wehmüthig: „Ach! was bin ich für eine unglückliche Mutter, wer wird mir etwas verdienen, wenn ich alt bin! —

Karl ward sehr gerührt, kam zu mir mit Thränen im Auge, schmeichelte sich an mich an, und bat:

„Liebes Mütterchen! vergeben Sie mir es nur diesmal, und lassen Sie mich noch einmal lesen; ich will mir auch rechte Mühe geben und fleißig sein! Aber sehen Sie nur nicht so betrübt aus! —

Wirklich las er nun mit sehr großer Aufmerksamkeit.

---

*) Meine Frau hatte mich damit überraschen wollen, daß Karl lesen könne, wenn ich zurückkäme.

Bald nach dem vierten Jahre sagte er zu mir: „Liebe Mutter, bitten Sie den lieben Gott, daß er Ihnen noch ein Kind giebt, halten Sie nur noch einmal die Schmerzen aus *), damit Sie doch noch einen haben, der Ihnen und dem Vater etwas verdient, wenn Sie alt sind.

Einmal kam er zu mir in die Küche und sagte: „Liebe Mutter, ich muß sehr viel lernen, denn ich muß gleich für fünf Personen sorgen, wenn ich groß bin.

Welches sind denn die fünf Personen? fragte ich. „Sie und der Vater, und ich und meine Frau, und Karoline. (Dies war der Name unsers Dienstmädchens.) Ich bestätigte ihn in dieser Idee, und er brachte mir sein Buch, um daraus zu lesen.

Er war vier Jahr alt, als er einmal in des Vaters Stube spielte, indem mir dieser nach einem französischen Werke deutsch diktirte, und ich schrieb. Der Vater sagte unter

---

*) Ich hatte ihm im Allgemeinen gesagt, daß das Gebären der Kinder, den Müttern viele Schmerzen verursache.

andern: „Alles ist aus nichts geschaf-
„fen, und wird wieder zu nichts. Au-
genblicklich verließ Karl sein Spiel und sag-
te: „Es wäre wohl besser, wenn es
hieße: Gott hat alles erschaffen.“

In denselben Tagen war einst zur ge-
wöhnlichen Zeit (d. h um zwölf Uhr) das
Mittagbrod warm gestellt worden, weil der
Vater noch nicht kommen konnte. Karl war
sehr hungrig, und sehnte sich unbeschreiblich
nach dem Essen. Ich vertröstete ihn auf die
baldige Ankunft des Vaters. Unser Mäd-
chen aber aß schon ihr Mittagbrodt; Karl sah
es sehnsuchtsvoll an, trat dann an's Fenster,
und sagte mit Ausdruck: „Hast Du genug
und Ueberfluß, so denk' an den, der darben
muß!“ (Eine Stanze aus einem seiner Le-
sebücher.)

Er war einst äußerst zärtlich gegen mich.
Wen liebst Du denn wohl am meisten auf
der Welt? fragte ich ihn. Er antwortete:
„Meinen Vater, Sie und mich selbst.
„Ja, ja! Sie können mir's glauben, daß ich
„mich selbst auch liebe, ich gebe mir ja
„auch immer zu essen. —“

Im Januar 1805, als Karl vier und ein halbes Jahr alt war, sagte er einst zu mir: „Liebe Mutter! darüber war wohl der liebe Gott sehr unzufrieden, daß die Menschen Christum tödteten?

Ich. Ja wohl! mein Kind! denn Christus war der beste Mensch, der jemals auf der Erde gelebt hat; er war so gut und so verständig, und half so vielen Armen und Leidenden aus der Noth; und that alles, was der liebe Gott haben will.

Karl. Aber warum sagte denn Christus den Menschen nicht: ich bin ja gut und thue nichts böses?

Ich. Das wußten die Menschen selbst wohl, aber Viele unter ihnen waren sehr böse. Das sagte ihnen denn Christus immer, und wollte, daß sie besser werden sollten, dazu hatten sie aber keine Lust. Auch wollten sie es nicht einmal hören, daß sie böse seien, und konnten darum Christus nicht leiden, weil er es ihnen immer wieder sagte.

Karl. Aber es war doch wahr *), und Christus konnte es ihnen ja beweisen, daß sie böse seien; dann durften sie ihn doch nicht todt machen.

Dies Gespräch endigte mit einer kleinen Beschreibung des Lebens Christi.

Am Abend dieses Tages las Karl dem Vater etwas aus Tillichs erstem Unterrichte, den ihm der Vater aus Leipzig mitgebracht hatte, vor. Er konnte nicht satt werden, und wollte immer noch mehr lesen, ob es gleich schon sehr spät und er vorher sehr müde war. Endlich sprach der Vater mit Andern, und Karl neigte sich zum Schlaf, konnte aber noch nicht zu Bette gebracht werden, weil ich Zahnschmerzen hatte. Der Vater wollte ihn wieder ermuntern, und sagte deshalb, er möge nun nur fortfahren. Karl las, bis er an die Stelle kam: „Die Aeste haben Blät-

*) Wir hatten ihn dazu gewöhnt, daß ihm Wahrheit über alles ging. Er hätte sich lieber die größten Schmerzen zugezogen, als — eine Unwahrheit gesagt.

ter" dann rief er mit großer Lebhaftigkeit:*) „Das ist falsch! es müßte heißen, die Aeste haben Zweige, und die Zweige haben Blätter!

Im Frühjahr 1805, als Karl vier Jahr neun Monate alt war, fuhren wir nach Leipzig und mußten durch Skeuditz. Es ist dort ein sehr schlechtes Pflaster, ich sagte daher: „Wenn wir nur erst durch das verdammte „Skeuditz wären, da wird man ganz mürbe „gestoßen!"

Wir waren nachher wohl schon eine Stunde gefahren, und glaubten, Karl schliefe. Mit einem Male fing er an: „Liebe Mutter! eigentlich sollte man doch wohl nicht sagen: das verdammte Skeuditz, weil Skeuditz nicht dafür kann, daß es ein so schlechtes Pflaster hat."

Zu derselben Zeit brachte ich ihn des Abends zu Bette. Er hatte schon lange Zeit gelegen, als ich wieder in das Zimmer kam.

---

*) Dergleichen offenherzige Aeußerungen seiner Meinung erlaubten wir ihm damals ohne Bedenken, weil wir die reine Kindlichkeit nicht unterdrücken wollten.

„Vor einer kleinen Weile hat es zehn geschlagen, sagte er. Ich hoffe, daß ich einmal ein recht guter Wirth werde.“ — Warum das, fragte ich. „Liebe Mutter, weil ich doch auf alles achte, und das muß ja ein guter Wirth!“

Eines Mittags wollte es ihm nicht schmekken, denn die Speise behagte ihm nicht. „Iß dich satt mein Sohn! sagte ich, Du bekommst vor vier Uhr nichts wieder!“

Er aß demohngeachtet wenig und versicherte, er sei satt. Es war aber noch nicht drei Uhr, so klagte er schon über großen Hunger und bat, ich möchte ihm etwas zu essen geben.

„Wie viel ist die Uhr, mein Kind? fragte ich ihn.

Er. Bald drei.

Ich. Wann habe ich Dir gesagt, daß Du etwas bekommen würdest?

Er. Um vier.

Ich. Kann ich Dir nun, als eine vernünftige Mutter, jetzt schon etwas geben?

Er. (wehmüthig) Nein! eigentlich nicht!

Er bat nicht wieder, sondern stellte sich in eine Ecke, und wandte sich an den lieben Gott, indem er mit gefalteten Händen sein Gebet vor Tische sprach. Der liebe Gott erhörte ihn nun durch mich, denn — ich gab ihm etwas.

Einst klopfte ich Karln auf die Backen und sagte scherzhaft: Nun will ich die Bäckchen recht klitschen! „Liebe Mutter, sagte er, als ich es eine Weile gethan hatte, es müßte wohl klatschen und nicht klitschen heißen, denn es klingt ja deutlich wie ein a, wenn Sie auf die Backe schlagen.

Im Mai 1805, als er gegen fünf Jahr alt war, fragte ich ihn einst, wie ihm eine Dame gefalle, die bisweilen bei uns war. (Sie war sehr stark, dabei aber auch etwas steif und machte viel Ansprüche. Sie war zwar gütig mit Karl, konnte sich aber nicht in das Kindliche hineinfinden, und sie und ihre Tochter schminkten sich.)

„Nicht gut! antwortete er; Sie ist so dick, und macht sich immer so breit. (er zeigte einen großen Umfang.)

Aber Frau Professorin W., (sagte ich) ist ja auch so dick?

Er. Ja! sie macht sich aber nicht so breit.

Ich. Wie gefällt Dir denn aber ihr Gesicht, das ist doch hübsch?

Er. Nein! es gefällt mir nicht, sie hat so sonderbare Backen, und die Mamsell auch, die Backen kann ich nicht leiden!"

(Er hatte durchaus keinen Begriff von Schminke, hatte auch nie davon gehört.)

Um eben diese Zeit sagte ich zu einer Mamsell, die ein sehr schönes Tuch um hatte: „Liebes Mädchen, ich habe mich schon lange in Ihr Tuch verliebt, das ist doch sehr schön!

„Ja! rief Karl, und ich habe mich schon „lange in Ihr Gesicht verliebt, das ist noch „schöner!"

Er hat einen sehr richtigen und feinen Sinn für Schönheit, und weiß schnell die Personen aus der Gesellschaft heraus zu finden, die vorzüglich schön sind, und mit diesen beschäftigt er sich dann besonders viel. Er sah vor etwa einem halben Jahre ein sehr schönes Mädchen in Halle, die er gleich sehr

zärtlich behandelte, und nachher noch oft von ihr sprach. Als er eben ein bißchen schreiben konnte, sollte er einmal ein ihm von mir aufgegebenes Exempel rechnen. Es währte sehr lange, ehe er es mir zur Durchsicht brachte, so daß ich zu ihm ging und nachsah, woran es fehle.

„Was machst Du denn da? fragte ich, als ich sah, daß er noch gar nicht gerechnet hatte.

Er. Liebe Mutter, da habe ich den Namen des schönen Mädchens aufgeschrieben, das in Halle war!

Ich sah nach und fand verkehrt geschrieben (weil er sich mit den Buchstaben noch nicht zurecht finden konnte) den Namen v. Z . . . . . tz. (So hieß sie.)

Hier sind noch einige dergleichen Vorfälle, welche ich damals unsern Verwandten schrieb.

Als Karl sechs Jahr alt war, nahm ich ihn zur Belohnung seines Fleißes und seiner guten Sitten, dahin und dorthin mit, und er gefiel allenthalben. Seine Art, Deutsch zu lesen, und das Wenige, was er vom Französischen verstand, erregten ein freudiges Er-

ſtaunen. Heute, den 27ſten Julius 1806, las er eine Gellertſche Ode, die er nie geſehen hatte, ſo gut, daß die ſämmtlichen Zuhörer, ſogar der rohe G., weinten, und daß er alle meine eigenen Erwartungen und Forderungen (die doch nicht klein ſind) weit übertraf. Der Kaufmann, der ihm und mir drei Tage zuvor den Gall'ſchen Kopf gezeigt, und Karls Anmerkungen dabei mit Verwunderung angehört hatte, ſagte jetzt zu meiner Frau: Er habe an dem Tage (da Karl den Gall'ſchen Kopf beſah) etwas geſehn und gehört, was er noch nie geſehen und gehört habe. NB. Ich hatte genug zu thun, ihm Stille anzudeuten, denn er wollte von Karls Klugheit reden.

Karl ſagte einen Tag darauf, nachdem er den Kopf geſehn hatte: Lieber Vater! bei mir muß wohl das Organ der Dummheit *) ſehr

*) Ich hatte es mit Ueberlegung dahin gebracht, daß er wirklich glaubte, er ſei häßlich und ſehr dumm. Dadurch glitten alle Schmeicheleien glücklich von ihm ab.

sehr stark sein! — Zugleich betastete er seinen Kopf, und zeigte mir eine vorzüglich große Hervorstehung, mit den Worten: dies lieber Vater! wird es wohl sein! —

Am 26sten Julius 1806 ging ich mit ihm nach Wesenitz spatzieren. Auf dem Hinwege fragte er aus Langeweile:

Lieber Vater! werden denn auch jetzt wohl manche Menschen Tausend Jahr alt? (NB. Ich hatte ihm vor einigen Tagen von Methusalah und den wahrscheinlichen Mondesmonaten statt Jahren erzählt.)

Ich antwortete, um ihn zurückzuweisen. Du wirst es wohl werden.

Karl. Warum ich? —

Ich. Weil ich einmal gelesen habe, ein Mensch, der recht närrische Einfälle habe, werde Tausend Jahr alt werden. (Ich hoffte auf die Antwort, sie erfolgte aber nicht. Er schwieg für jetzt, und sprach von andern Dingen.)

Als wir zurück kamen, und dieselbe Stelle betraten, sagte er: „Lieber Vater! der „Mann, der das geschrieben hat: Wer recht „närrische Einfälle hat, werde Tausend Jahr

„alt werden, muß wohl selbst Tausend Jahr „alt geworden sein!“

Ich lachte und machte Scherz daraus; denn nie benahm ich mich bei einem solchen Einfall, als ob er etwas besonderes wäre. Oft habe ich heimlich Freudenthränen geweint, und that doch gegen ihn, als ob er etwas höchst gewöhnliches gesagt habe.

Im Jahr 1806 kam ich einst mit Karln des Abends von Halle zurück. Wir plauderten. Von ungefähr wandte er sich um, unterbrach sich im Sprechen, und rief sehr schnell: „Lieber Vater! da ist ein Magnet!“ denn er konnte das Wort: Komet nicht so schnell finden. — Ich sah mich ebenfalls um, und fand, daß es wohl ein Komet sein müsse. Da ich aber noch nie einen gesehen, auch an demselben Tage mit Karln bei meinem ehemaligen Lehrer, dem Professor der Astronomie, Herrn Klügel, gewesen war, ihn lange gesprochen, und dieser mir nichts davon gesagt hatte; so zweifelte ich. Es war aber wirklich der nachher so bekannte Komet jenes Jahres, den nur noch Niemand wahrgenommen hatte, weil der Himmel seit langer

Zeit mit Wolken bedeckt gewesen war. Auch heute war es sehr bewölkt, und bloß in der Nähe des Kometen befanden sich ein paar helle Streifchen. Karl entdeckte also diesen Kometen, in demselben Augenblick, als er ihn zuerst sah, ob er gleich noch niemals einen gesehen hatte. Wenige Tage nachher waren alle öffentliche Blätter voll davon, daß man an jenem Abend einen Kometen am Himmel entdeckt habe.

Welche schnelle und scharfe Urtheilskraft jener augenblickliche Ausruf beweist, brauche ich dem Denkenden nicht erst weiter aus einander zu setzen. Ich bemerke also nur, daß vieles von dem Erzählten — grade wie dieser Vorfall — klar vor Augen legen wird, wie albern oder hämisch jene Menschen sprachen, welche versicherten: nur meines Sohnes Gedächtniß sei ausgebildet, seine Urtheilskraft aber nicht.

Mit größerem Rechte könnte ich allenfalls das Umgekehrte sagen, denn wirklich habe ich mehr als einmal die Gedächtnißkraft zurückzudrücken gesucht, wenn ich merkte, daß sie überwiegend zu werden anfing. Die

Urtheilskraft des Kindes haben wir beide (meine Gattinn und ich) stets mit der allerhöchsten Sorgfalt zu vermehren und zu veredeln uns bemüht.

Als Karl zwischen drei und vier Jahr alt war, hörte ich ihn einst in unsrer Akazienlaube sehr lebhaft sprechen. Ich ging hinein und erfuhr, daß der Student, der bei ihm war, gesagt habe: es sei daselbst (in der Laube) kalt! Karl hatte darauf geantwortet: ich bitte um Vergebung! es ist hier nicht kalt, sondern kühl! — Kalt ist es im Winter, wenn es friert. Jetzt aber (es war mitten im Sommer) kann es nur kühl sein.

Der Student hatte seinen Ausdruck: „kalt" vertheidigen wollen. Daher war das lebhafte Sprechen von beiden Seiten entstanden.

* * *

Weil aber ein Unterricht über das A. B. C., seiner Natur nach, am trokkensten, folglich am schwierigsten ist, so sei es mir erlaubt, hier den kleineren Theil einiger Un-

terredungen mit meinem Sohne über diesen Gegenstand folgen zu lassen.

Das Ganze wurde zwar zu jener Zeit gedruckt, aber nur wenig bekannt, weil die darin aufgestellte Methode weder nach der damaligen Mode war, noch auch die nützlichen Folgen derselben geahnet wurden. Das Wenige, was ich davon hier gebe, erscheint verbessert und vermehrt, und kann zugleich als (verlangtes) Muster meiner Unterrichtsweise dienen.

Unterredungen mit Karl über die Buchstaben.

Erster Tag.

Von den selbstlautenden Buchstaben.

Vater. Du weißt nun zwar, lieber Karl, wie die Buchstaben heißen, aber Du weißt noch nicht, wie sie ausgesprochen werden. Das Zeichen A heißt A, und wird

auch A ausgesprochen; das Zeichen B heißt aber Be, und wird doch nicht Be ausgesprochen, sondern so weit man dies kann, als B e ohne e. Aus einem Buche kannst Du dies nicht lernen, sondern mußt es von ältern und verständigen Leuten hören und sehen, und dann behalten. (Er macht mit dem Munde und besonders mit den Lippen die nöthigen Bewegungen, um das Be ohne e ihm anzudeuten.) Nicht wahr, Du hörst eigentlich keinen Laut, wie beim A. Daher könnte man das A einen lautenden (tönenden, klingenden) Buchstaben nennen, das B aber einen nicht selbst lautenden, (nicht selbst tönenden, nicht selbst klingenden).

Karl. Lautet denn allein das: A? lieber Vater!

Vater. Nein, mein Sohn! Es giebt noch andre lautende Buchstaben. Außer dem A, nämlich zunächst noch: e, i, o und u. Diese fünf Buchstaben könnte man auch Hauptbuchstaben nennen, weil ohne sie,

oder ihres Gleichen, keine einzige Sylbe gebildet werden kann. *)

Karl. Sie sagen: Ihres Gleichen; was meinen Sie damit?

Vater. Ich meine Buchstaben, die ebenfalls selbst lauten (klingen oder tönen) so wie a, e, i, o und u, aber doch im Grunde nur aus diesen gemacht sind, oder: ihre Kinder heißen können, z. B. das ä (Nb. Man spreche dem Kinde ja nicht: ae vor!) das vom a und e herkommt, oder als ein Kind von: a und: e anzusehen ist.

Ferner das: y, das ungefähr wie das: i klingt, und auch sein Bruder genannt wer-

---

*) Merkwürdig ist, daß die Ordnung, in welcher die reinen selbst lautenden Buchstaben gestellt zu werden pflegen, sich genau darnach richtet, wie man den Mund beim Aussprechen derselben öffnen muß. Bei der Aussprache des a z. B. öffnet man den Mund ganz; bei der des e etwas weniger; bei der des i noch weniger; bei der des o schließt er sich merklich mehr; und bei der des u fast gänzlich. Will man die unreinen mit hinein nehmen, so muß, zu obigem Behufe, die Ordnung sein: a, ä, e, i, o, ö, u, ü.

den könnte. (Es ist eigentlich ein griechischer Buchstabe, und sollte aus unsrer Sprache, da wir ohnedies das ü haben, wegbleiben.

Ferner das: ö (ja nicht: oe!), das von: o und: e herkommt;

endlich das: ü, (ja nicht: ui!), das vom u und i herkommt.

Auch diese kannst Du als selbstlautende (selbstklingende oder selbsttönende) Buchstaben ansehen. Sie alle lauten gerade eben so, wie sie heißen. Nenne sie mir also einmal und zähle dabei.

Karl. 1) a.

Vater. Und wie wird das: a ausgesprochen?

Karl. I nun! lieber Vater, a wird a gesprochen.

Vater. Meine Frage ist gar nicht unnütz: denn wird etwa b auch be ausgesprochen?

Karl. Ach nein, sondern nur: (er bemüht sich, be ohne e auszusprechen.)

Vater. Wie heißt der zweite Buchstabe, der selbst lautet?

Karl. e.

Vater. Und wie sprichst Du ihn aus?

Karl. Auch e.

Vater. Wie heißt der Sohn dieser beiden?

Karl. ä.

Vater. Recht, mein Kind! und wie wird er ausgesprochen?

Karl. Auch ä.

Vater. Manche Leute sagen statt ä lieber ae. Ist das richtig?

Karl. Nein!

Vater. Warum nicht? ä ist ja das Kind von a und e, folglich muß es ae heißen.

Karl. Nein, lieber Vater! ich bin das Kind von Vater und Mutter. Heiße ich darum: Vater-Mutter? Nein, ich heiße Karl.

Vater. Ja so! — nun darin hast Du recht! also: ä. Wie heißt der vierte selbstlautende Buchstabe?

Karl. i, und wird auch i ausgesprochen.

Vater. Wie heißt sein Bruder?

Karl. y. Wie wird der doch ausgesprochen?

Vater. Auch wie ein i; es ist ja das

griechische i, Du kannst es auch das überflüssige i nennen. Der sechste aber, hurtig!

Karl. O den weiß ich. Er heißt o, und wird auch o ausgesprochen.

Vater. Der siebente ist mit ihm verwandt. Wie heißt er?

Karl. ŏ, wird ŏ ausgesprochen, und seine Eltern heißen o und e.

Vater. Der achte?

Karl. u, und wird auch u ausgesprochen.

Vater. Gut! nun fehlt nur noch einer, der neunte. Wie heißt der?

Karl besinnt sich und wiederholt halblaut: a, e, ă, i, y, o, ŏ, u — — Ach nun weiß ich es, ŭ heißt er, und wird auch: ŭ ausgesprochen. Seine Eltern sind u und i. Nun weiß ich sie alle neun. a, e, ă, i, y, o, ŏ, u und ŭ.

Vater. Sage sie einmal rückwärts her.

Karl ŭ, u, ŏ, o, y, i, ă, e, a.

Vater. Sage sie noch einmal außer der Ordnung her, lasse aber so viel als möglich Eltern und Kinder oder Geschwister zusammen!

Karl. Was ist das: Geschwister?

Vater. Bruder und Bruder, oder Schwester und Schwester, oder Bruder und Schwester.

Karl. Ach so! nun weiß ichs. Sie meinen das i und das y. Dann nehme ich zu dem i das u, und erhalte das ü. Das a und e geben mir das ä, und das o und e das ö. Nun habe ich sie doch alle genannt?

Vater. Ja, mein Kind! Zur Belohnung sage sie mir nun noch alle neun, aber ganz außer ihrer Ordnung her!

Karl. ä, y, ö, ü, u, o, i, e, a. (Er lächelt.)

Vater. Kleiner Schalk! meinst Du, daß ich es nicht gemerkt habe, daß Du doch eine Ordnung beobachtet hast? Du hast die unreinen selbstlautenden Buchstaben, als ä, y, ö und ü, zuerst und von vorn her, die reinen aber, als a, e, i, o und u, von rückwärts hergesagt. Ists nicht wahr?

Karl. Ja, lieber Vater! Aber Sie sind doch deshalb nicht böse?

Vater. Nein, mein Kind! Lerne aber hieraus, daß es dem Menschen meistens leich-

ter wird, eine Sache in einer gewissen Ordnung zu thun, als ohne alle Ordnung. Versuche es einmal, und sage die neun selbstlautenden Buchstaben ohne alle Ordnung her! Ich will zählen.

Karl. ä.

Vater. Gut! eins.

Karl. a.

Vater. Gut! zwei:

Karl. e.

Vater. Das gilt nicht!

Karl. Nun denn, ö.

Vater. Meinetwegen! drei; eigentlich aber hast Du auch hier eine Ordnung im Kopfe. Auf jeden Fall darfst Du nun nicht ö nennen.

Karl. Nun denn, u.

Vater. Gut! vier.

Karl. i.

Vater. Gut! fünf.

Karl. Nun aber doch ö.

Vater. Ja! sechs.

Karl. e.

Vater. Du! (er droht thm lächelnd.) Von ö zu e? das ist ja gewissermaßen in

der Ordnung. Indeß, weiter nur, es soll sieben sein.

Karl. ü.

Vater. Gut! acht. Der neunte aber heißt?

Karl. (sinnt lange nach). Lieber Vater! ich weiß es nicht. Ich verirre mich ganz und gar. O, lassen Sie sie mich lieber in der Ordnung hersagen!

Vater. Meinetwegen! Dir fehlt überdies bloß das überflüssige i, das sogenannte: y. Nun, wie heißen sie denn in der Ordnung?

Karl. a, e, ä, i, y, o, ö, u, ü.

Vater. Gut, mein Kind! Da hast Du einen Kuß! Bleibe nur immer bei der Ordnung! Durch Hülfe der Ordnung findest Du alles, was Du suchest, viel leichter, als ohne sie.

Lerne Ordnung, übe sie!
Ordnung spart Dir manche Müh! —

Zweiter Tag.

Von den nicht selbstlautenden Buchstaben überhaupt.

Vater. Wir haben gestern von den selbstlautenden Buchstaben geredet. Wie heißen sie doch?

Karl. a, e, ä, i, y, o, ö, u und ü.

Vater. Gut! Welches sind aber die nicht selbstlautenden?

Karl. Alle übrige! Nicht wahr, lieber Vater?

Vater. Freilich wohl! Aber wie heißen sie?

Karl (ist verlegen) a, b, c —

Vater. Sage das ganze A-B-C her, laß aber die selbstlautenden Buchstaben weg!

Karl (sagt sie langsam her). b e, c e, d e, e f, g e, h a, k a, e l, e m, e n, p e, k u (q), e r, e s, t e, v a u, w e, i x, z e t.

Vater. Wie viel waren es?

Karl (wiederholt sie merklich geschwinder). Neunzehn, lieber Vater!

Vater. Gut, mein Kind! Hast Du aber auch wohl bemerkt, wie viel schneller Du sie das zweite Mal hersagen konntest, als das erste Mal? Siehe, so geht es mit allen Dingen. Auch das Schwerste wird uns leicht, wenn wir es öfter nach einander vornehmen, d. h. es üben. Uebe Dich also in allem, was nützlich ist: denn das Sprichwort ist sehr wahr und lehrreich:

Uebung bringt den Meister hervor.

Hurtig also noch einmal! wie heißen sie alle neunzehn?

Karl (sagt sie rasch her). — Nb. das Kind muß sie nun auch wirklich hersagen.

Vater. Aber rückwärts!

Karl (sagt sie rückwärts her).

Vater. Aber außer der Ordnung!

Karl (thut auch dies, und bringt, mit Hülfe des Vaters, alle neunzehn heraus)

Vater. Das kostete Mühe! nun so sage sie denn dafür noch einmal nach der Reihe her!

Karl (thut es). Aber, lieber Vater, das ist doch sonderbar, daß einige be, ce, und andre ha, ka und vau und ix heißen.

Vater. Wie meinst Du das?

Karl. Ich weiß es selbst nicht, aber es scheint mir so unordentlich.

Vater. Du möchtest also wohl lieber auch he und ke, (wie be und ce) sagen? Nicht wahr?

Karl. Richtig, lieber Vater, richtig! Ich wußte es nur nicht auszudrücken.

Vater. Und also wohl auch ve und xe, statt vau und ix?

Karl. O ja! wenn ich es dürfte. Dann wären die nicht selbstlautenden Buchstaben viel leichter zu behalten. Be, ce, de, ef —

Vater. Närrchen! fe müßtest Du dann sagen.

Karl. Ach ja! fe, ge, he, ke, el wie doch? le, me, ne, pe, que, re, se, te, ve, we, xe, ze.

Vater. Gut! Sage sie einmal alle neunzehn nach einander so mit: a vereinigt her, als Du sie jetzt eben mit: e vereinigt hattest.

Karl. Ba, ca, da, ef, af, nein fa! ga, ha, ka, la, ma, na, pa, qua, ra, sa, ta, va, wa, xa, za.

Vater.

Vater. Vereinige sie einmal eben so mit; i!

Karl (thut es). Bi, ci, di, fi, gi, hi, ki, li, mi, ni, pi, qui, ri, si, ti, vi, wi, xi, zi.

Vater. Nun mit: o, aber schnell!

Karl (sagt sie sehr schnell her). Bo, co, do, fo, go, ho, ko, lo, mo, no, po, quo, ro, so, to, vo, wo, xo, zo.

Vater. Nun mit: u, aber noch schneller!

Karl (thut es). Bu, cu, du, fu, gu, hu, ku, lu, mu, nu, pu, quu, ru, su, tu, vu, wu, xu, zu.

Vater. Nun einmal mit: ä.

Karl. Bä, cä, dä, fä, gä, hä, kä, lä, mä, nä, pä, quä, rä, sä, tä, vä, wä, xä, zä.

Vater. Mit: y.

Karl. By, cy, dy, fy, gy, hy, ky, ly, my, ny, py, quy, ry, sy, ty, vy, wy, xy, zy.

Vater. Mit: ö!

Karl (thut es).

Vater. Gut! nun auch noch mit; ü!

Karl (thut auch dies, und zwar sehr schnell.)

Vater. Nun einmal rückwärts mit. ü.

Karl thut es, und der Vater fährt so

fort mit: ö, mit: y, mit: ä, mit: u, mit: o, mit: i, mit: e, und mit: a. (Nb. das Kind muß wirklich so aus dem Kopfe alle durchbuchstabiren).

Vater. Setze nun einmal das: a vor, statt dessen, daß Du es eben hinter setztest! Anstatt: ba hieße es dann? —

Karl (sieht ihn verlegen an).

Vater. Nun, Du weißt ja schon, daß das B nur be heißt, aber eigentlich ohne das e ausgesprochen werden soll, so weit das möglich ist. Setze also vor das: be ohne e ein: a. Wie heißt es dann?

Karl. A—b.

Vater. Gut, mein Sohn! Ziehe es nur etwas mehr zusammen, oder, sprich es schneller aus, so wird es richtiger sein!

Karl. Ab!

Vater. Richtig! Weiter!

Karl. Ac, Ad, fa!

Vater. Karl, Karl! woran denkst Du?

Karl. Ich weiß es schon: af, ag, ah, ak, al, am, an, ap, aqu, ar, as, at, av, aw, ax, az.

Vater. Ganz recht, nun eben so mit: e!

Karl. Eb, ec, ed, ef, eg, eh, ek, el, em, en, ep, equ, er, es, et, ev, ew, ex, ez.

Vater. Eben so mit: i.

Karl thuts, und der Vater fährt fort mit allen selbstlautenden Buchstaben vorwärts und rückwärts, und läßt sie ihn zuletzt von beiden Arten außer der Ordnung versetzen. (Nb. das alles muß mit dem Kinde wirklich geschehen.)

Vater. Wenn Du die nicht selbstlautenden Buchstaben nun so genau kennst, als ich es wünsche und glaube, so hast Du auch wohl schon bemerkt, daß bei einigen von ihnen der selbstlautende Buchstabe, durch Hülfe dessen sie benannt werden davor steht, bei andern aber dahinter. Bei welchen steht er z. B. dahinter?

Karl. Bei be, ce, de, ge, ha, ka, pe, qu, te, vau, we, zet.

Vater. Wie viel sind das aber?

Karl (wiederholt sie und sagt dann:) zwölf.

Vater. Gut, mein Sohn! Bei welchen steht er denn vorn?

Karl. Bei ef, el, em, en, er, es und ix; also bei sieben.

Vater. Wir wollen sehen. Du sagtest bei zwölf nicht selbstlautenden Buchstaben stände der selbstlautende hinten, bei sieben stände er vorn; wie viel sind nun zwölf und sieben?

Karl. Das weiß ich nicht.

Vater. Ach so! Du kannst noch nicht rachnen. Nun so will ich es Dir sagen: es sind neunzehn. (Das Rechnen mein Kind, ist Dir aber sehr nothwendig, suche es also ja zu lernen! *) Wie viel nicht selbstlautende Buchstaben sind aber überhaupt?

Karl. Neunzehn.

Vater. Nun dann hast Du ja Recht gehabt. Bei zwölfen davon steht der selbst-

---

*) Verständige Eltern oder Erzieher begreifen leicht, daß der Knabe es wünschen, und dann — darum bitten soll. Wenn Vater und Mutter ihn oft auf diese Art aufmerksam machen, daß es ihm nothwendig sei, so wird er mit der Zeit es sicher wünschen und dann — darum bitten.

lautende Buchstabe nach, und bei sieben steht er vor, also sind alle neunzehn da. Ist es Dir lieb, daß es bei einigen so, und bei andern anders ist?

Karl. Nein, ich sähe es lieber, wenn bei allen der selbstlautende Buchstabe vor, oder wenn er bei allen nach stände. Noch lieber sähe ich's, wenn gar kein selbstlautender Buchstabe dabei wäre.

Vater. Das letztere geht nicht an, mein Sohn! Denn man würde alsdann die Buchstaben den Kindern nicht nennen können. Und doch müssen sie genannt werden. Z. B. Be ohne e (er bemüht sich, es auszusprechen) heißt: be, das will sagen: Sein Name ist: be, aber ausgesprochen wird er, oder vielmehr: soll er werden b. Ce ohne e u. s. w. Wohl aber wäre es gut, wenn alle selbstlautende Buchstaben vor, oder alle nach dem nichtselbstlautenden ständen, und — wenn die nicht selbstlautenden alle mit dem gleichen selbstlautenden verbunden wären, z. B. Be (und die meisten übrigen) ist mit e verbunden, und dies e steht nach. Es könnten und sollten also alle mit

e verbunden sein, und das e sollte nachstehen; aber ha und ka sind mit a verbunden, ix mit i, zet mit et, und vau gar mit au, und bei ef, el, em, en, er, es und ix steht der selbstlautende Buchstabe vor.

Dritter Tag.

Von den gleichlautenden Buchstaben.

Vater. Giebt es unter den selbstlautenden Buchstaben einen, der einem andern in der Aussprache gleich, wäre?

Karl. Nein, lieber Vater! Denn das griechische i (y) gilt nicht, und die übrigen lauten alle von einander verschieden. Hören Sie nur selbst: a, e, ä, i, o, ö, u, ü!

Vater. Gut! so laß uns denn einmal unter den nicht selbstlautenden Buchstaben suchen! Findest Du da vielleicht einige, die in Rücksicht der Aussprache einander gleich sind? — Denke darüber nach!

Karl (denkt nach, und sagt endlich:) Ich finde keine.

Vater. Nun, so will ich Dir helfen. Sprich einmal ce ohne e aus, und dann gleich hinterher zet ohne et.

Karl (thut es, so weit beides möglich ist). Ach ja! es ist wahr, beim Andeuten derselben sind sie einander gleich. Aber ihre Namen sind es nicht.

Vater. Deshalb mußt Du allemal beim Namen eines nicht selbstlautenden Buchstaben auch zugleich daran denken, wie man ihn aussprechen würde, wenn man es könnte.

Karl. Wenn sich aber ce und zet in der Aussprache so gleich sind, so wäre es ja wohl besser, ich ließe einen von ihnen weg; dann hätte man weniger Buchstaben zu behalten, und könnte diese zwei auch weniger mit einander verwechseln. Denn ich fürchte, daß ich das öfters thun werde.

Vater. Mit der Zeit wird man wahrscheinlich auch einen von beiden weglassen. Jetzt aber geschieht es noch nicht; also mußt Du den Gebrauch von beiden noch lernen. — Was meinst Du aber, welcher von beiden könnte wohl am ersten wegbleiben.

Karl. Ja, das weiß ich nicht. Ich

glaube, es ist einerlei. Soll ich darum losen?

Vater. Nein, mein Kind! Wo man untersuchen und nach Gründen forschen kann, muß man es nicht auf den Zufall ankommen lassen. Hier kannst Du aber selbst untersuchen. Setze z. B. einmal zet ohne et mit a zusammen, und sprich es aus!

Karl. Das heißt za.

Vater. Gut! mit e aber!

Karl. ze.

Vater. Mit i.

Karl. zi.

Vater. Mit o!

Karl. zo.

Vater. Mit u!

Karl. zu.

Vater. Hast Du wohl bemerkt, daß das z vor allen selbstlautenden Buchstaben sich gleich klingt? Wiederhole einmal alle Sylben, die Du ausgesprochen hast.

Karl. za, ze, zi, zo, zu! — Ach ja! allenthalben wie z. (Er sucht das zet ohne et auszusprechen.)

Vater. Wir wollen doch sehen, ob es mit dem ce eben so hübsch ordentlich zugeht. Wie sprichst Du es vor dem e aus?

Karl. Ce.

Vater. Recht! und vor dem i?

Karl. Ci.

Vater. Und vor dem a?

Karl. Ca.

Vater (lächelnd). Falsch! — ka!

Karl. Aber, lieber Vater, ka heißt ja ka! also müßte ja ca ca (Er spricht za.) heißen.

Vater. Du magst wohl Recht haben. Ca wird nun einmal ka gesprochen, und eben so co ko, und cu ku.

Karl. Dann könnte das t aber in diesen drei Fällen lieber ganz wegbleiben, man dürfte dafür ja nur ka, ko und ku nehmen.

Vater. Freilich wohl, vielleicht auch in den beiden andern Fällen vor e und i.

Karl. Wie so? Ce heißt ja nicht ke, sondern ce.

Vater. Und wie heißt ze?

Karl. Ach ja! das heißt auch ce, und zi heißt ci. Nun ja, auf diese Art könnte

das c ganz fehlen, denn vor dem a, o und u könnte man es durch k, und vor dem e und i durch z ersetzen.

Vater. Auch vor den unreinen selbstlautenden Buchstaben ließe es sich eben so gut durch k oder z ersetzen. Es kann also, und zwar um so eher, wegfallen, weil es sicher ein fremder Buchstabe ist, den die ehemaligen deutschen Gelehrten, welche mehr, oder doch lieber und richtiger lateinisch als deutsch sprachen und schrieben, aus der lateinischen in die deutsche Sprache herübergenommen haben. Deshalb ist es auch billig, daß er in fremden, noch nicht verdeutschten Eigennamen vor der Hand noch bleibe. z. B. in Cicero, oder Cäsar. Merkwürdig ist, daß wir noch nicht einmal gewiß wissen, ob die Römer: Zizero oder Kikero (wie wahrscheinlicher ist,) aussprachen.

Auch das zet brauchten wir eigentlich nicht, denn ts (oder te ohne e und das scharfe es ohne e) würden dieselben Dienste thun. Versuche einmal zet ohne et auszu-

ſprechen, und ſprich dann gleich hinterher ts aus, ſo wirſt Du finden, daß z und ts auf einerlei Weiſe ausgeſprochen werden müſſen.

Karl (verſucht es und ſagt:) Ja, wirklich!

Vater. Verbinde beide einmal mit a!

Kart. Za, tsa.

Vater. Mit e!

Karl. Ze, tse.

Vater. Mit i.

Karl. Zi, tsi.

Vater. Mit o!

Karl. Zo, tso.

Vater. Mit u!

Karl, Zu, tsu.

Vvter. Siehſt Du? Wir wollen das zet aber nur behalten, weil es zwei Buchſtaben durch ein einziges Zeichen ausdrückt. Will man es wegwerfen, ſo lehre man (wie weiter unten geſagt wird,) das kleine s wird allemal ſcharf, und nie ſanft wie das lange ſ z. B. in ſa, ausgeſprochen.

Wie ſprichſt Du denn aber aus wa?

Karl. wa!

Vater. Gut! aber kwa?

Karl. kwa!

Vater. Recht! aber qua?

Karl. Ich weiß es nicht.

Vater. qua wird auch kwa gesprochen, und eben so que, kwe, und qui, kwi. Wie denn also quo?

Karl. kwo.

Vater. Und quu?

Karl. kwu.

Vater. Hiernach würden wir ja also wohl immer mit kw anstatt des q fertig werden; das q könnte folglich wegfallen?

Karl. Ach ja! dann hätten wir Kinder schon drei Buchstaben weniger zu behalten, und, was die Hauptsache ist, wir verwechselten keinen von diesen dreien mit einem andern, der ihm ähnlich klingt. Kann nicht noch einer wegfallen, lieber Vater?

Vater. Wir wollen sehen. Sprich einmal aus fa und va.

Karl. fa und va. Das klingt völlig gleich.

Vater. Aber fe und ve?

Karl. fe und ve. Das auch.

Vater. Aber fi und vi.

Karl. fi und vi. Das auch.

Vater. Aber fo und vo.

Karl. fo und vo. Das ebenfalls, und ſo auch fu und vu machen beide fu und vu. Welchen von beiden ſoll ich weglaſſen, lieber Vater, das f oder das v?

Vater. Hierbei könnteſt Du allenfalls loſen, wie Du es bei ce und zet thun wollteſt. Da aber das f in der Reihe der Buchſtaben früher ſteht als das v, das f auch öfter gebraucht, ja ſogar bisweilen verdoppelt wird, das v aber nie, ſo könnte am erſten das v wegfallen. Wir wollen ſie aber beide noch behalten, weil — Du die bisher geſchriebenen Bücher nicht würdeſt leſen können, wenn Du nicht beide Buchſtaben kennteſt, und weil man es Dir als einem Kinde übel nehmen, oder doch glauben würde, Du thätſt es aus Unwiſſenheit, wenn Du das Wort Vater mit einem f ſchriebeſt. Denn, merke es Dir, ein vernünftiger Menſch ſtößt nie mit einem Male die allgemeine Sitte um, und bringt ungern zuerſt eine neue Mode auf, ſondern ſchlägt vor und hört,

und entschließt sich erst dann, wenn mehrere seiner Meinung sind, und sich mit ihm vereinigen, dasjenige zu thun, was er für das Bessere hält.

Karl. Giebt es nicht noch mehr Buchstaben, die wegfallen könnten?

Vater. Der aus p und h unnützer Weise zusammengesetzte Buchstabe ph, den man völlig wie f ausspricht, z. B. statt: Westphalen, richtiger: Westfalen, besonders, da man die Ostfalen nie mit einem ph schreibt. Ferner statt: Adolph, richtiger: Adolf. Dagegen schaffe man es in allen wirklich fremden Eigennamen weniger rasch ab. Eben so das x oder iks: denn statt seiner könnte ks oder das ka ohne a und das scharfe es ohne e stehen. Denn Kserkses oder Xerxes ist ganz einerlei.

Karl. Dann könnte ja aber auch wohl pf wegfallen, weil es mit dem bloßen f einerlei ist.

Vater. Du irrst, mein Kind! Das pf völlig wie f auszusprechen, würde ein Fehler sein, so wie es ein Fehler ist, wenn man einen besondern Buchstaben daraus macht. Es

ist die reine Zusammensetzung des p und f, und beides muß darin ausgesprochen werden, z. B. Empfangen darf nicht ausgesprochen werden: em-fangen, (wie freilich viele Leute thun) sondern emp-fangen. Eben so empfehlen, nicht em-fehlen, sondern emp-fehlen. Wollten wir durchaus: em-fehlen sagen, so müßten wir das p beim Schreiben weglassen. Denn es heißt sehr richtig: Schreibe wie Du sprichst: oder: Sprich wie Du schreibst!

Vierter Tag.

Von den ähnlich lautenden Buchstaben.

Vater. Gestern sprachen wir von Buchstaben, die in Rücksicht der Aussprache einander gleich waren; heute wollen wir von Buchstaben reden, die einander ähnlich sind.

Karl. Ich verstehe Sie nicht, lieber Vater! wenn sich zwei Buchstaben ähnlich sind, so sind sie sich ja wohl auch gleich?

Vater (lächelt). Nein, mein Sohn! Sage einmal, bist Du mir ähnlich?

Karl. Ja! die Leute sagen es wenigstens.

Vater. Bist Du mir aber auch gleich? — Bist Du eben so groß, stark und verständig als ich?

Karl. Nein, lieber Vater! ich bin ja nur noch ein kleines und unverständiges Kind.

Vater. Siehst Du, Du bist mir also zwar ähnlich, aber nicht gleich. — Weshalb sagen denn aber die Leute, daß Du mir ähnlich seist?

Karl. Weil meine Augen und meine Haare fast so aussehen und so gewachsen sind, wie die Ihrigen, und meine Lippen die Form Ihrer Lippen haben, und weil ich so lebhaft bin, wie Sie. So sagt wenigstens die Mutter oft zu mir.

Vater. Ganz recht: Einiges an Dir ist also so, wie dasselbe an mir ist, darum bist Du mir ähnlich. Gleich aber würdest Du mir sein, wenn alles an Dir so mit mir übereinstimmte, daß man Dich statt meiner und mich statt Deiner nehmen könnte. Ce und

ze, sind sie einander ähnlich, oder sind sie in Rücksicht der Aussprache sich gleich?

Karl. Sie sind sich wohl gleich; denn ich kann das eine statt des andern nehmen.

Vater. Gieb mir einmal mehrere an, die Du mit einander verwechseln kannst.

Karl. Ci und zi.

Vater. Richtig! bleib aber nicht gerade bei c und z.

Karl. fa und va!

Vater. Recht so! weiter!

Karl. fe und ve.

Vater. Gut! Aber nimm wieder zwei andre Buchstaben!

Karl. kwa und qua, kwe und que, kwi und qui ꝛc.

Vater. Richtig, mein Sohn! Nun verstehst Du mich. Denn wenn gleich kwa und qua ganz verschieden lauten, und das erste aus ganz andern Buchstaben besteht, als das zweite, so sind sie sich doch weit mehr gleich, als Du mir, denn sie kann man mit einander verwechseln, uns beide aber nicht. Nun wollen wir einmal einige aufsuchen, die zwar einander ähnlich sind, so wie Du mir,

die man aber durchaus nicht mit einander verwechseln kann noch darf. Fallen Dir nicht einige bei?

Karl. Nein, lieber Vater!

Vater. — Nun, so suche zuerst unter den selbstlautenden.

Karl. Soll ich die unreinen mit dazunehmen?

Vater. Ja!

Karl: O, dann habe ich zweimal zwei; nämlich: e und ä — und i und ü.

Vater. Richtig! Jetzt aber suche unter den nicht selbstlautenden!

Karl. Lieber Vater. Da finde ich keine.

Vater. Nun, so will ich Dir helfen! Welcher Buchstabe hat Aehnlichkeit mit dem be?

Karl. (Sagt in Gedanken das A B C her und ruft dann aus:) das pe, Vater! das pe! —

Vater. Gut, mein Kind! Sind aber be und pe in Rücksicht der Aussprache sich gleich? das heißt: kann ich eben so gut pe sagen, wo ich be sagen sollte?

Karl. Ich weiß nicht, wie Sie das meinen.

Vater. So gieb Achtung! Unſers Nachbars Knecht heißt? — Nun, wie heißt er doch?

Karl. Peter!

Vater. Sage es noch einmal, wie heißt er?

Karl. Peter! Sie wiſſen es ja ſelbſt, wie er heißt.

Vater. Ich weiß es freilich, ich möchte es aber gern von Dir recht ſehr deutlich und laut hören. Alſo noch einmal, lieber Sohn, wie heißt der Menſch?

Karl (ſagt ſehr laut und ausdrucksvoll:) Peter!

Vater. Ha ha! Peter! Die erſte Sylbe heißt alſo Pe? da haben wir ja gleich Gelegenheit zu verſuchen, ob ſich pe mit be verwechſeln läßt. Verwechſele ſie einmal, und ſprich dann den Namen des Menſchen aus!

Karl. (verlegen) Beter! Nein lieber Vater! das geht nicht. So heißt Landmanns Knecht nicht. Er heißt Peter!

Vater. Freilich wohl! — Es folgt alſo

daraus, daß man pe und be nicht mit einander verwechseln kann, wie fe und ve; pe und be sind sich also nicht gleich, sondern bloß ähnlich, und doch scheinen sie sich anfangs weit mehr gleich als fe und ve. Höre nur, wie verschieden das klingt: efe und vaue! pee und bee klingen viel mehr einander gleich. Du siehst also, mein Sohn:

Der Schein betrügt!

Urtheile daher nie zu schnell, sondern erst nach langem Untersuchen und Ueberlegen! — Sonderbar ist es aber, daß es ganze Länder giebt, wo man glaubt, das be und pe seien sich so ähnlich, daß man sie leicht mit einander verwechseln könne. Man nennt daher in solchen Gegenden das be ein weiches pe, und das pe ein hartes be. Das kommt mir aber eben so vor, als wenn ich einen fünfjährigen Knaben einen kleinen Mann und einen sechs und dreißigjährigen Mann einen großen Knaben nennen wollte.

Karl (fängt an zu lachen). Da wäre es ja wohl klüger, kurz zu sagen: ein Knabe und ein Mann.

Vater. Allerdings! Also auch kurz: be und pe. Spitzer mußt Du z. B. den Mund formen, wenn Du: pe, und breiter. wenn Du: be sagen willst, wenn gleich beide besonders durch Hülfe der Lippen ausgesprochen werden. Wahr bleibt es allerdings, daß das be weicher ausgesprochen wird, als das pe, aber das we ist noch weicher auszusprechen und hat ebenfalls Aehnlichkeit mit dem be, und doch heißt es in den gleichen Gegenden nie ein weiches be, sondern kurzweg we. Man sollte also auch kurzweg be und pe sagen. Ein weiches pe ist überdies ein Unding, denn es kann kein pe geben, das man weich nennen könnte, sonst hört es auf, ein pe zu sein und wird ein be, so wie es kein hartes be geben kann; denn es hört sonst auf, ein be zu sein, und wird eln pe.

Fallen Dir nicht mehrere Buchstaben bei, die einander ähnlich sind? —

Karl. Nein, lieber Vater!

Vater. Fahre einmal fort. A B — ? Weiter!

Karl. C — c hat Aehnlichkeit mit dem z.

Vater. Bloß Aehnlichkeit?

Karl. Ach nein! es ist ihm gleich, denn ich kann es damit verwechseln.

Vater. Versteht sich, nur in Rücksicht der Art, wie es ausgesprochen wird. Weiter!

Karl. A, B, C, D — Er sinnt nach.

Vrter. Welcher Buchstabe hat mit dem d eben so viel Aehnlichkeit, als das p mit dem b hatte? Besinne Dich!

Karl. Ich weiß es; das te.

Vater. Recht, mein Sohn! (er küßt ihn.) Darum sagen auch manche Leute in Obersachsen, das te sei ein hartes de, und das de sei ein weiches te.

Karl. Das ist ja aber unrichtig!

Vater. Freilich wohl! Es ist gerade so, wie es mit dem be und pe war. Das be ist weder ein hartes, noch ein weiches pe, sondern ein be, und das pe weder ein hartes noch ein weiches be, sondern ein pe.

Eben so ist das de weder ein hartes noch ein weiches te, sondern ein de, und das te ist weder ein hartes noch ein wei-

ches de, sondern ein te. — Daß man de und te aber öfters mit einander verwechselt, zeigt Dir das Wort Deutscher am besten. In Oberdeutschland sagt man. ein Teutscher, und in Niederdeutschland: ein Deutscher. In Oberdeutschland sagen manche Leute: Tieser Mann thut es sicher; und in Niederdeutschland sprechen viele: Dieser Mann duht es sicher. Doch ich weiß noch zwei Buchstaben, die einander sehr ähnlich sind, wenn sie gleich nicht ähnlich lauten. Welche zwei mögen das sein? —

Karl (halblaut). A, b, c, d, e (er besinnt sich), f — ist dem vau gleich; ge — hat mit keinem Aehnlichkeit, h —

Vater. Ei, ei! solltest Du es denn nicht finden? — Das ge ist es ja! — Aber mit welchem Buchstaben hat es Aehnlichkeit? —

Karl (sagt sie alle in Gedanken her). A, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n —

Vater (unterbricht ihn). Du bist schon darüber hinaus. Das k ist es.

Karl (verwundert sich). Das k, lieber

Vater? Das g soll mit dem k Aehnlichkeit haben? Sie scherzen wohl?

Vater. Nein, ich scherze nicht. Du wünschtest einmal, daß hinter allen nicht selbstlautenden Buchstaben der gleiche selbstlautende stehen möchte, und ich gab Dir Recht darin. Du mußtest sie dann alle mit e verbinden, und so verbunden aussprechen. Thue das jetzt noch einmal mit g und k, so wirst Du bald merken, daß sie einander ähnlich sind, und daß das k nur härter klingt als das g, und zwar ungefähr um so viel, als das p härter klingt als das b.

Karl (versucht es). Ge und ke. Ja, es ist wahr!

Vater. Verbinde beide einmal mit a!

Karl. Ga und ka! Ach ja! Sie haben Recht, lieber Vater! Gi, ki! go, ko! und gu, ku! Sie sind sich sehr ähniich.

Vater. Aber auch gleich? das heißt, kann ich sie mit einander verwechseln?

Karl. Nein, das nicht! So wenig, wie pe und be oder te und de.

Vater. Und doch geschieht es. In denselben Gegenden, wo man pe mit be und te

mit ſe verwechſelt, da verwechſelt man oft auch g mit k. Wir ſagen z. B.: Gott der Geber aller guten Gaben. In Oberſachſen, hört man aber an vielen Orten! Kott der Keber aller kuten Kaben, ſagen.

Karl (fängt an zu lachen).

Vater. Lache nicht zu laut! Wenn Du dort geboren wäreſt, würdeſt Du wahrſcheinlich eben ſo ſprechen, und es möchte Dir dann doch wohl nicht lieb ſein, von einem Kinde verlacht zu werden.

Karl. Wenn ich aber unrichtig ſpräche?

Vater. Wie oft thuſt Du das! — und doch ſiehſt Du es ſicher lieber, wenn ich oder Deine gute Mutter, oder andre Menſchen, Dir freundlich ſagen, daß und warum Du unrichtig ſpracheſt, als wenn wir Dich jedesmal verlachten und nicht Deinen Fehler verbeſſerten.

Karl (ſchweigt betroffen ſtill).

Vater. Es giebt aber noch einen Buchſtaben, der auf die gleiche Weiſe weicher ausgeſprochen wird, als das g, wie man das g weicher ausſpricht, als das k. Den wirſt Du aber wohl nicht finden, denn er fehlt

leider in allen Alphabeten, die Du bisher gehabt hast.

Karl. Ach, dann ist es das Jot! Das hat mir die Mutter ausdrücklich aufgeschrieben und zum Spielen gegeben.

Vater. Richtig! das jot ist es. Du wirst bisweilen hören, das Jot sei mit dem i gleich, oder es sei ein langes i, oder ein großes i. Alles dies ist aber unrichtig. Denn das i ist ein selbstlautender Buchstabe, das jot aber ein nicht selbstlautender. i bleibt stets i und wird nie jot, so wie jot niemals i werden kann. Ich will es Dir an einem Beispiel zeigen. Es war einmal eine Frau, die hieß Jo! Ihr ganzer Name bestand aus zwei Buchstaben, und diese zwei Buchstaben machten zwei Sylben aus. — Wie hieß die Frau also?

Karl. Jo)

Vater. Richtig, mein Sohn! Die zwei Buchstaben, die ihren Namrn ausmachten, waren also i und o. Behalte das: i und o machten Jo! Wie heißt doch der kleine Knabe, der dich oft besucht?

Karl. Sie meinen doch meinen lieben Johann?

Vater. Recht! den meine ich. Sage mir noch einmal, wie heißt er?

Karl. Johann!

Vater. Die erste Sylbe heißt also?

Karl. Jo!

Vater. Da hättest Du ja wieder i und o, und sprichst doch Jo. Du siehst also wohl, daß dies eigentlich kein i, sondern ein ganz anderer Buchstabe ist. Du hast nämlich keinen selbstlautenden (i), der für sich eine Sylbe ausmachen kann, wie das i in Jo, sondern einen nicht selbstlautenden (ein jot), der erst, mit dem o verbunden, eine Sylbe bildet, und jo hervorbringt. Darfst Du jemals von der Frau, die Jo hieß, sagen, sie heiße: Jo?

Karl. Nein!

Vater. Oder darfst Du zu Deinem kleinen Freunde iohann sagen?

Karl (lacht). Nein!

Vater. Nun dann! so ist i und jot zweierlei, so ist das i ein selbstlautender, und das jot ein nicht selbstlautender

Buchstabe. Auch wird das kleine i ganz anders geschrieben und gedruckt als das kleine jot, nämlich das erste i und das zweite j, und nur das große J und das große Jot werden jetzt noch mit dem gleichen Zeichen geschrieben und gedruckt. — (Freilich thäte man besser, das große Jot mit einem Zeichen zu schreiben, das dem kleinen jot gleich, nur größer wäre.)

Doch ich wollte Dir ja zeigen, daß das j viel Aehnlichkeit mit dem g habe, und nur weicher ansgesprochen werde. Setze also einmal j mit dem a zusammen und sprich es aus!

Karl. ja. (lacht) Ach, das heißt: ja!

Vater. Gut! dabei fällt mir ein Scherz ein, der Dir ebenfalls zeigen kann, daß das i und das j sehr wesentlich von einander verschieden sind. ja! ja! ruft ein Mensch dem andern zu, wenn er freudig ihm Beifall giebt. Rufen die Esel auch ja! ja! wenn sie einander zuschreien?

Karl. Nein!

Vater. Wie denn aber?

Karl. ia! ia!

Vater. Richtig, ia! kann aber nie ja! werden, ſo wenig als das Eſelgeſchrei je ein menſchlicher Ausruf, und ſo wenig als ein ſelbſtlautender Buchſtabe (i) jemals ein nicht ſelbſtlautender (j) werden kann. Am klarſten erhellt dies wenn Du j und i zuſammenſetzeſt. Wie würdeſt Du das ausſprechen?

Karl. ji!

Vater. Richtig' alſo weder: jj! noch: ii! ſondern: ji!

Verbinde noch einmal j mit o und ſprich es aus!

Karl. jo!

Vater. Richtig! Setze noch ein te ohne e dahinter und ſprich es aus.

Karl. jo-t!

Vater. Schneller nach einander, oder vielmehr in eins!

Karl. jot!

Vater. Richtig! Nun verbinde einmal ge ohne e mit o!

Karl. Go!

Vater. Setze auch dahinter ein te ohne e!

Karl. Got!

Vater. Ganz recht. Das erste hieß: jot, aber dies heißt: Got! Und sagt Dorothee, wenn sie betet, lieber Got? oder lieber Jot?

Karl. Lieber Jot sagt sie,

Vater. Allerdings! und viele tausend Menschen in Niederdeutschland sagen wie sie: lieber Jot! Dein Vater aber und Deine Mutter und viele andre vernünftige Leute sagen? —

Karl. Lieber Got!

Vater. Und wie sagt der neue Barbiergeselle, der aus Obersachsen ist?

Karl. Lieber Kot!

Vater. Du siehst also, daß j, g und k viel Aehnlichkeit mit einander haben, und daß viele Menschen sie verwechseln; Du siehst aber auch, daß sie einander in Rücksicht der Aussprache nicht gleich sind, denn man sollte sie nicht verwechseln, da sie ganz verschieden ausgesprochen werden können und müssen. Z. B. Jot, Got, Kot. Behalte zur Erinnerung an das Gesagte, Folgendes:

Jot der jeber aller juten jaben, sgricht der Ungebildete in Niederdeutschland;

Kot der Keber aller kuten Kaben, spricht der Ungebildete in Obersachsen, und

Got der Geber aller guten Gaben spricht der Gebildete in Ober- und Niederdeutschland *).

Sollte es einmal so eingerichtet werden, wie Du es wünschest, daß alle nicht selbstlautende Buchstaben den gleichen selbstlautenden bei sich und zwar allemal hinter sich hätten, wie be, ce, de, fe, ge u. s. w., wie würde dann das jot heißen?

Karl. je!

Vater. Richtig! Und wohin würde es seiner Natur nach zu stehen kommen?

Karl. Dicht bei dem ge!

---

*) Merkwürdig ist, daß es eine, übrigens sehr gebildete Stadt giebt, in welcher man statt g stets ch spricht. Diese Stadt ist das kleine aber berühmte Göttingen. Fast alle seine Einwohner nennen es: Chöttingen. Sie sagen daher auch: „Chott der Cheber aller chuten Chaben.“

Vater. Gut! aber vor oder hinter dem ge?

Karl. Das weiß ich nicht.

Vater. Vor demselben! Es müßte heißen: je, ge, ke! — Doch still, da fällt mir etwas ein. Zwischen je und ge fehlt noch einer, den Du aber auch in keinem A B C findest, oder doch anders genannt findest.

Karl. Welcher ist denn das?

Vater. Das che ohne e.

Karl. Ach, Sie meinen wohl das ch?

Vater. Nein, das meine ich nicht! denn ch bleibt ewig ch, uud wird nimmermehr che ohne e. Versuche es nur einmal, und denke Dir ce ohne e und ha ohne a, ob aus beiden zusammen jemals che ohne e werden wird! —

Karl (giebt sich alle nur mögliche Mühe um aus ce ha ohne e und a che ohne e zu machen, sagt aber endlich:) Nein! es geht nicht.

Vater. Gut! so sollte man denn ce und ha stets als zwei und zwar von einander verschiedene Buchstaben ansehen, und das Zeichen ch oder che ohne e nicht ceha: son-

sondern che! (ohne e) nennen, und lieber kein ch, sondern statt dessen etwa ein χ schreiben.

Karl. Leichter und begreiflicher wäre es freilich wohl!

Vater. In den Fällen aber, wo man das ch wie ein k ausspricht, sollte man wohl auch ein k schreiben, z. B. statt: verwechseln lieber: verwekseln.

Anmerkung. Wer sein Kind auf eine ähnliche Weise unterrichtet, wird ähnliche Folgen darnach bemerken.

* * *

Durch Unterredungen dieser Art mit mir und meiner Gattinn wurde Karl's Aufmerksamkeit festgehalten, sein Verstand gebildet, sein Scharfsinn geübt, sein Witz angeregt, and seine Fähigkeit sich mit Wahl auszudrükken, über allen Glauben erhöht.

Einige Jahre später unterhielt sich mein verstorbener Freund, der ehemalige Prediger Glaubitz in Klein-Ottersleben (bei Magdeburg), oft mit meinem Sohn. Glaubitz war

darin besonders geschickt, seine Fragen so einzurichten, daß er unwissend schien, und doch die Veranlassung wurde, daß das Kind ihm alles dasjenige mittheilen mußte, was es früher über die Sache gelernt hatte, von welcher die Rede war.

Auch ließ sich mein Freund nicht leicht von dem Gegenstande ableiten; oder er litt es mit Ueberlegung: kehrte aber immer wieder zu dem zurück, was Karl ihm auseinander setzen sollte. Den Kreis dessen, was Karl wußte, kannte Glaubitz sehr genau.

Er fing also ganz einfach, etwa damit, an:

Glaubitz. Lieber Karl, was issest Du da?

Karl. Ein Butterbrodt.

Glaubitz. Was ist das: Butterbrodt?

Karl. Das ist ein Stück Brodt, auf welches meine Mutter: Butter geschmiert hat.

Glaubitz. Brodt sagst Du? Woher kommt denn das Brodt?

Karl. Man kann es bei den Bäckern kaufen. Wir bekommen aber viele Brodte von den hiesigen Bauern geliefert, und die

besten davon essen wir lieber als das Bäckerbrodt. Dies ist von einem Brodte, das Albrechts uns geliefert haben.

Glaubitz. Was heißt das: liefern? Das verstehe ich nicht.

Karl. Sie sind schuldig, es meinem Vater zu geben. Denn er ist ihr Prediger, und belehrt sie in der Kirche und ihre Kinder in der Schule.

Glaubitz. Wächst denn das Brodt auf den Bäumen der Bauern, oder der Bäcker?

Karl. Ei nein! sie backen es aus Mehl, und das Mehl wird in der Mühle aus Roggen oder Waizen gemahlen, und Roggen und Waizen wachsen auf dem Felde.

Glaubitz. So? so? — Aber, lieber Karl! Könntest Du mir das Ganze nicht ausführlich erzählen? Ich wüßte es gern recht genau

Karl. O ja! aber dann müssen Sie mit mir auf's Feld, und in die nächste Mühle (nach Wesenitz) gehn. Auf dem Rückwege können wir zu Albrechts oder Schumanns herangehen, und uns ihren Backofen zeigen lassen. Doch den haben wir ja selbst im

Hause. Aber, — wir backen nur selten Brodt darin.

Glaubitz. Warum so selten?

Karl. Weil ein ganzer Ofen voll Brodt uns zu hart werden würde, sagt die Mutter, da wir gewöhnlich nur vier Personen sind. Der Vater, die Mutter, Karoline und ich.

Glaubitz. Wer ist das? „Karoline!"

Karl. Das Mädchen, welches uns bei Tische aufwartete. Sie dient bei uns.

Glaubitz. Was meinst Du damit: sie dient bei uns!"

Karl. Meine Eltern geben ihr zu essen und zu trinken, auch Geld, damit sie sich Kleider kaufen kann, und dafür verrichtet sie alle diejenigen Geschäfte, welche die Mutter nicht besorgen kann, oder will.

Glaubitz. Ach so! — Aber Du wolltest mir ja erzählen, auf welche Art Brodt verfertigt werde. Nach Wesenitz brauchen wir deshalb nicht zu gehen, denn Mühlen kenne ich, und Roggen und Waizen habe ich schon oft genug auf dem Felde wachsen sehn; auch reicht Euer Backofen hin, mir das Bak-

ken anschaulich zu machen, denn die andern werden jetzt doch auch wohl leer sein. Erzähle also immer!

Karl. Nun, ja! Sehen Sie, das erste Getreide, sagt der Vater, sowohl Roggen als Waizen, hat Gott aus Liebe zu den Menschen von selbst wachsen und reif werden lassen. Sie wissen wohl, man pflegt zu sagen: er hat es erschaffen. Als das erste Getreide überreif geworden war, fiel es aus, und auf die Erde. Da fraßen es dann die Vögel und Thiere, und die Menschen lernten es von ihnen. Mein Vater meint, die ersten Menschen hätten sicher noch nicht gewußt, daß man Getreide in die Erde streuen müsse, damit desto mehr daraus entstehe, und darum habe Gott es so eingerichtet, daß das Ausgefallene und nicht Verzehrte durch Hülfe des Regens und des Sonnenscheins keimte, Wurzel trieb, sich fest wurzelte, und dann empor wuchs. Das bemerkten endlich die Menschen und machten es nach. Sie streuten nun absichtlich Getreide in die Erde, oder wie wir jetzt sagen: Sie pflügten, säeten und eggten das Gesäete ein.

Glaubitz. So? — in die Erde streueten sie es? — Warum denn nicht: auf die Erde! wie Du vorhin sagtest.

Karl. Anfangs mögen sie es freilich wohl bloß auf die Erde gestreut haben; aber da fraßen es ihnen die Vögel und andere Thiere bisweilen auf. Auch schwemmte es der Regen weg, oder die Sonne verbrannte es, so daß es nicht mehr keimen und wurzeln konnte; deshalb hielten sie für besser, es lieber in, als auf die Erde zu streuen.

Glaubitz. Ganz gut! Aber wie konnten sie es in die Erde bringen, die Erde ist ja nicht offen, sondern zu.

Karl. Zuerst haben sie sich vielleicht Löcher darin mit den Fingern und besonders mit den Nägeln gekratzt. Dann nahmen sie wahrscheinlich spitzige Steine oder Stöcke, und späterhin eiserne Werkzeuge, z. B.: Spaten und Pflug, dabei zu Hülfe.

Glaubitz. Eisen sagst Du. Was ist das: Eisen!

Karl. Hier dies (er zeigt auf das Schloß an der Gartenthür) ist Eisen.

Glaubitz. Wächst denn das auch auf dem Felde?

Karl. Nein! Einige Menschen hacken es mit vieler Mühe tief unter der Erde zwischen Felsenstücken hervor, und bringen es heraus. Wenn die Bergleute es aber aus den Bergwerken geschafft haben, so ist es noch nicht Eisen, sondern Eisenerz. Dann wird es in großen Oefen und von Leuten, die alles, was dazu gehört, genau verstehen, geschmolzen, und nun erst kann man Schlösser, Spaten und Pflüge daraus machen.

Sie können das alles in meinen Bilderbüchern, mir däucht besonders gut in den Basedowschen Kupfertafeln sehen. Dabei hat es mir der Vater erzählt. Wenn ich aber fleißig und artig bin, so will er mich recht bald in ein Bergwerk, in Schmelzhütten, in große Eisenschmieden und Blechhämmer führen. Da soll ich selbst mit helfen, so viel ich kann, hat mir mein Vater versprochen.

Glaubitz. Jetzt weiß ich schon, wie Du es meinst, lieber Karl. Denn ich erinnere mich, daß ich dergleichen schon gesehen habe. Aber, fahre doch fort, wie wurde es denn weiter,

wenn die Menschen das Getreide nun in die Erde gestreut hatten?

Karl. Nun, dann keimte es eben so gut und noch besser, als zuvor. Es wurzelte schneller und fester, und wuchs auf, blühte und reifte, wie es noch jetzt thut.

Glaubitz. Ließen die Leute es denn auf dem Felde stehen?

Karl. O nein! — Anfangs mögen sie es wohl gethan haben. Aber lange gewiß nicht!

Glaubitz. Warum nicht?

Karl. Weil es auf dem Felde bald würde vom Regen zerschlagen, von den Thieren zertreten, und zuletzt in Fäulniß übergegangen, folglich größtentheils verdorben sein. Auch das gutgebliebene wäre doch ausgefallen, und also für die Menschen größtentheils verloren gegangen. Dann hätten sie ja nach einiger Zeit kein Getreide mehr gehabt, und hätten folglich hungern müssen. Hungern wollten sie aber nicht gern, darum fingen sie eben an zu pflügen und zu säen.

Glaubitz. Warum hat das aber der liebe Gott so eingerichtet, daß die Menschen

von Zeit zu Zeit Hunger bekommen? Ich finde das gar nicht gut von ihm, und Gott ist doch sonst so gut und liebevoll.

Karl. Das weiß ich selbst noch nicht genau. Mein Vater sagt: Der liebe Gott habe es mit Fleiß so eingerichtet, denn der Hunger zwinge die Menschen nachzudenken und zu arbeiten, sie würden klug und fleißig dadurch, und das wolle Gott haben. Auch sagen Vater und Mutter oft zu mir: Karl, wenn Du nicht aufmerksam bist, und vielerlei lernst, so wirst Du dereinst, wenn wir beide todt sind, hungern müssen.

Glaubitz. Nun, wenn ich einmal wieder zu Euch komme, dann wirst Du mir das hoffentlich noch deutlicher erklären können. Jetzt sage mir doch: Was fangen denn die Leute mit dem reifen Getreide an?

Karl. Sie mähen es ab mit der Sense. Wo aber die Halme stärker sind, als bei uns, da schneidet man es mit der Sichel ab. Dann bindet man es in Garben, setzt diese in Mandeln und läßt sie darin durch Sonne und Wind recht austrocknen. Dann

Glaubitz. Was ist das: Mandeln? Ich habe schon oft Mandeln gegessen. Die kannst Du aber doch nicht meinen.

Karl (lacht herzlich). O, ich habe auch schon oft Mandeln gegessen, z. B. bei Apotheker Linkens in Merseburg. Aber solche Mandeln meine ich freilich nicht. Die Leute nennen funfzehn Garben auch: eine Mandel. Mein Vater sagt: In der Priegnitz, wo er geboren ist, setze man den Roggen und Waizen nicht wie hier in Mandeln, sondern zu zehn oder zwanzig gegen einander über. Zwanzig Garben die so gestellt sind, nennen sie dort eine Stiege *) und zehn eine halbe Stiege.

Glaubitz. Haben denn die ersten Menschen, die Korn säeten, es auch wohl in Mandeln, oder in Stiegen gesetzt?

Karl (lächelt). Gewiß nicht! Sie haben

---

*) Eine Stiege oder Steige ist dasselbe, was man auch eine Leiter nennt. Vielleicht hatten diese (die Leitern oder Stiegen) ehemals gewöhnlich zwanzig, und die kleineren oder halbe Stiegen zehn Sprossen. In Wien bedeutet das Wort: Stiege eine Treppe.

es wohl nur abgerupft und nach Hause getragen.

Glaubitz. Wie verstehst Du das: abgerupft!

Karl. Ich meine, sie rissen nur die Aehren oben ab, weil ihnen damals nur an diesen gelegen war.

Glaubitz. Und weshalb war ihnen nur an diesen gelegen?

Karl. Ei, weil darin die Körner sind, die sie eben gern essen wollten.

Glaubitz. Nehmen wir denn mehr als die Aehren?

Karl. Ja wohl! wir nehmen auch die Halme!

Glaubitz. Auch die Halme? — Was machen wir denn aber mit den Halmen?

Karl. O vielerlei! Wenn die Bauern die Garben ausgedroschen haben, so bleiben die leeren Halme übrig. Diese bindet man dann wieder zusammen, wie zuvor die Garben und nennt sie: Stroh. Das Stroh ist aber das Bette für Kühe, Pferde, Schaafe und Schweine, oft auch für Menschen. Bisweilen macht man auch Hütten daraus.

Z. B. wenn man Schoten oder andere Früchte während der Nacht hüten will. Man deckt auch Häuser damit. Sehen Sie nur unsere Scheune ist gleich damit gedeckt.

Glaubitz. Das sehe ich wohl! aber Eure Scheune ist ja kein Haus.

Karl. Ei freilich, ist sie ein Haus; nur nicht eins, in welchem Menschen wohnen, sondern in welchem Getreide aufbewahrt werden soll.

Glaubitz. Ja, so! — Wenn das Getreide nun auf dem Felde ausgetrocknet ist — Dabei blieben wir stehn.

Karl. Nun, dann fahren es die Leute nach Hause, dreschen es aus, tragen die Körner auf den Boden und verfüttern das Stroh, oder streuen es dem Viehe unter.

Glaubitz. Frißt denn das Vieh auch Stroh?

Karl. Ja, wohl! die Pferde und die Kühe! Man schneidet es ihnen kurz, und nennt es alsdann: Heckerling.

Glaubitz. Wenn das richtig ist, so sollte man es ihnen lieber nicht unterstreuen. Auf diese Art zertreten sie es ja,

verunreinigen es, und dann kann es zu nichts mehr gebraucht werden.

Karl. Ich bitte um Vergebung: Es nützt noch viel! Erstlich müssen die armen Thiere doch auch weich und im Winter warm liegen; dazu dient ihnen eben das Stroh. Zweitens aber sagt der Vater, (und unser Nachbar Koeke sagt es auch): das Stroh wird durch die Unreinigkeiten des Viehes zu Dünger, und der Dünger ist uns höchst nöthig; denn ohne Dünger würde bald kein Getreide mehr wachsen.

Glaubitz. Mein Kind! Das kann ich nicht glauben, denn der liebe Gott und die ersten Menschen haben doch sicher nicht gedüngt?

Karl. Die haben freilich nicht gedüngt. Sie werden es aber wohl auch nicht nöthig gehabt haben. Sicher hat Gott die ersten Menschen in einer Gegend leben lassen, die wärmer und fruchtbarer war, als unsere.

Glaubitz. Das läßt sich hören! Giebt es denn aber solche Gegenden?

Karl. O, ja! — Mein Vater sagt, die reizende Gegend, in welcher Gott die ersten

Menschen leben ließ, und die man das Paradies nennt, sei höchst wahrscheinlich in den wärmeren Gegenden von Asien zu suchen *).

Glaubitz. Zu suchen? Warum sagst Du: suchen.

Karl. Weil mein Vater meint, man wisse nicht, wo sie liege.

Glaubitz. Gut denn! — Also, jetzt muß man düngen?

Karl. Ja.

Glaubitz. Warum aber?

Karl. Um dem Acker die nöthige Kraft und Wärme zu ertheilen, wie mein Vater sagt.

Glaubitz. Das glaube ich selbst; denn ich habe Aecker gefunden, auf welchen das Getreide sehr niedrig war, dünn stand, und schlechte Aehren hatte. Wenn ich dann fragte: Wie kommt das? das Getreide daneben steht doch vortrefflich! so antworteten mir die Leute gewöhnlich: Das ist sehr natürlich, denn

---

*) Er wußte dies schon aus dem Unterrichte der Dorfkinder.

jener, dessen Getreide schlecht steht, ist kein guter Wirth, er düngt nicht ordentlich! — Aber, lieber Karl, unsre Körner liegen nun auf dem Boden (wie Du vorhin sagtest). Was wird noch weiter mit ihnen? Oder ißt man sie so, wie sie da liegen?

Karl. Nein, nein! — Sie sehen ja, ich esse Brodt und nicht Roggen, und bei Tische both Ihnen meine Mutter Semmel an und nicht Waizen.

Glaubitz. Ist denn ein Unterschied zwischen Brodt und Semmel?

Karl. Ei, freilich! Das wissen Sie wohl besser als ich. Brodt wird aus Roggen, und Semmel aus Waizen bereitet.

Glaubitz. Du hast recht, lieber Junge! ich besinne mich jetzt. Was isseſt Du denn aber lieber? Brodt oder Semmel?

Karl. Semmel ist freilich etwas weißer und schmeckt feiner als Brodt. Dafür ist das Brodt aber auch um so viel kräftiger und nahrhafter. Das Brodt, welches wir geliefert bekommen, ist oft fast so weiß wie Semmel. Sehn Sie nur dies hier!

Glaubitz. Das ist wahr! — Dies issest Du also lieber, als Semmel.

Karl. Nun — ja! — vorzüglich, wenn ich es eine Zeitlang nicht gehabt, und in Städten oft Semmel zu essen bekommen habe.

Glaubitz. Aber, lieber Junge! wir haben noch immer bloße Körner auf dem Boden, und weder Brodt noch Semmel in den Schränken. Schaffe mir nun bald Brodt! Verstehst Du mich?

Karl (lacht). Sogleich sollen Sie es haben! — Wir bringen also einen Theil unsers Roggens in die Mühle, lassen ihn dort mahlen, einmal, zweimal, dreimal, je nachdem wir das Mehl gröber oder feiner, und das Brodt schwärzer oder weißer haben wollen. Das Mehl rührt man dann mit Wasser und Sauerteig zusammen, knetet so lange Mehl hinein, bis ein steifer Teig daraus geworden ist, und dieser wird nach zehn bis zwölf Stunden in den heißen Ofen geschoben, und darin zu Brodt gebacken. Sehen Sie, nun haben Sie Brodt! Aber nun müssen Sie mir auch einen Gefallen thun!

Glau-

Glaubitz. Gern, mein Kind! welchen denn?

Karl. Kommen Sie mit mir nur hier durch unsern Obstgarten! Da will ich Ihnen auf der Breite des Schmiedes eine Kornpflanze aufziehen, und Ihnen zeigen, daß am untern Ende derselben, innerhalb der Erde, noch jetzt ein Ueberbleibsel des ausgesäeten Roggenkorns zu sehen ist. Darüber und drum herum finden Sie die Wurzeln, darauf steht der Halm, und oben an diesem hängt die Aehre. Beide sind sehr künstlich gebaut.

Glaubitz. Laß es gut sein, lieber Karl! Das alles habe ich schon gesehen. Wohl aber möchte ich wissen, ob Du einen Grund hattest, weshalb Du sagtest: An dem Halme hängt die Aehre; ich dächte, Du hättest sagen müssen: Auf dem Halme steht die Aehre. Was meinst Du dazu? Die Aehre ist doch das Höchste, das Oberste, und das Höchste, das Oberste pflegt doch nicht zu hangen.

Karl (lacht). Ja, anfangs sind die Aehren wirklich das Höchste, und stehen also auf dem Halme, so lange sie nämlich noch

nicht geblüht und Körner angesetzt haben. Wenn dies aber geschehen ist, werden sie schwerer, und immer schwerer, je nachdem ihre Körner voller und reifer werden. Dann sinken sie täglich mehr hinab, und zuletzt muß man wohl sagen: sie hangen an den Halmen.

Glaubitz. Ganz recht kann ich Dir doch nicht geben! Lieber Junge! Denn ich habe nicht selten Aehren gefunden, die noch kurz vor der Erndte, wie also ihre Körner schon reif waren, hoch über den andern hervorragten, und wirklich auf ihren Halmen standen.

Karl. Ach, ja! ich weiß es wohl! Das sind leere, oder, wie die Leute sie hier zu nennen pflegen: taube Aehren. Versuchen Sie es nur einmal, und brechen Sie eine solche Aehre ab! Sie werden wenig oder gar nichts darin finden. Mein Vater sagt öfters: „Die stolzen und hochmüthigen Men„schen machen es grade eben so; sie tragen „auch den Kopf hoch, und blicken auf andre „verachtend herab, und doch ist in ihrem „Kopfe wenig oder gar nichts. Oft auch

„nicht viel Gutes in ihrem Herzen! — Die „vollen, schweren, herabhangenden Aehren, „sagt mein Vater, gleichen den verständigen, „geschickten und bescheidenen Menschen; sie „tragen den Kopf nicht so hoch und stolz em„por; aber sie haben viel gelernt; leisten und „nutzen daher weit mehr, als die eitlen Tho„ren.“

Glaubitz. Das hast Du sehr gut behalten. Aber — bedenke es auch recht oft! mein Kind! und werde selbst ein verständiger, geschickter und bescheidener Mensch! Dann wirst Du deinen Eltern, mir und allen guten Menschen, besonders aber Gotte, deinem himmlischen Vater, recht lieb und werth sein.

Doch noch eins! Was meintest Du damit, Du sagtest eben jetzt: „so lange sie noch nicht geblüht und Körner angesetzt haben!“ Vom Blühen des Kornes hast Du mir vorhin, so viel ich weiß, nichts erzählt, hast es bloß angeführt.

Karl. Ach, verzeihen Sie, das habe ich in der Eile wohl vergessen! — Freilich blüht das Getreide, ehe es Körner ansetzt. Denn alles blüht zuvor, ehe es Früchte trägt,

(nur von den Feigen und Trüffeln, sagt mein Vater, wisse er es noch nicht recht;) Ach, es sieht herrlich aus, wenn der Wind über blühende Roggenfelder hinfährt, und das Korn dann, wie meine Mutter es nennt, Wellen schlägt, und der Blüthenstaub sich wie eine Wolke darüber erhebt. Während der Roggenblüthe riecht es in der ganzen Gegend angenehm. — Nehmen Sie nicht übel, haben Sie wohl schon eine blühende Roggenähre näher angesehen?

Glaubitz. Allerdings, lieber Karl! aber warum fragst Du darnach?

Karl. Weil es gar zu hübsch aussieht, und gute Hoffnungen giebt. „Schöne Blüthen, sagt mein Vater, versprechen schöne Früchte, wenn sie anders nicht verdorben werden.“ — Darf ich Sie wohl noch etwas anders fragen?

Glaubitz. O, ja! mein Kind, frage nur!

Karl. Haben Sie wohl schon gesehen, daß man die Roggenblüthen auch schnell heraustreiben kann? Viel schneller, als sie sonst würden gekommen sein?

Glaubitz. Nein! wie macht man das?

Karl. Man rupft eine Aehre, die zu blühen anfängt, ab. „Eben deshalb, sagen meine Eltern, muß man es nur selten thun, denn die abgerupfte Aehre kann keine Körner bringen, ist folglich verloren.“ Dann nimmt man den obern Theil des Halmes, woran die Aehre noch befindlich sein muß, in den Mund und kauet darauf. Hierdurch wird der Aehre Wärme und Feuchtigkeit zugeführt; denn der Speichel dringt durch die feinen Röhrchen des Halmes bis tief in die Aehre, und treibt die Blüthe schnell heraus.

Glaubitz. Das wäre doch sonderbar! Das möchte ich wohl einmal sehen!

Karl. Ach, ich zeigte es Ihnen gar zu gern. Aber es giebt jetzt keine blühenden Roggenähren. Doch etwas Aehnliches können Sie leicht sehen. In meines Vaters Bibliothek liegen mehrere Haarröhrchen. Die will ich in ein Tintenfaß stecken, dann sollen Sie nur sehen, wie die Tinte darin empor ziehen wird. Und da muß die Feuchtigkeit doch nach oben steigen. Wenn man die Aehre im Munde hat, so senkt sich der Speichel vielmehr

nach unten, und das ist weit natürlicher und begreiflicher.

Glaubitz. Den Versuch mit den Haarröhrchen, lieber Karl, habe ich schon gemacht. Ich würde Dir daher sogleich glauben, daß es bei dem Halme an der Aehre eben so zugehe, aber — ich habe noch nie bemerkt, daß in einem solchen Halme Röhrchen befindlich sind.

Karl. O ja! Er hat wirklich Röhrchen. Sie sind aber so fein, daß man sie ohne ein gutes Vergrößerungsglas nicht wahrnehmen kann. Mein Vater hat ausdrücklich ein besseres kaufen müssen, als wir bis dahin hatten, um sie mir zu zeigen.

Glaubitz. Nun, wenn das ist, so magst Du Recht haben! — Aber bringen denn die hervorgetriebenen Blüthen auch Früchte?

Karl (lacht). Ei, das können sie nicht, weil sie von ihrem Halme getrennt sind. Sie bekommen ja keinen Saft mehr aus der Erde?

Glaubitz. Erhält denn die Aehre fortdauernd Saft aus der Erde?

Karl. Ja, wohl! Die Aehre hängt am Halme; der Halm steht auf der Wurzel. Die Wurzel hat aber viele kleine Zweige, welche sie in der Erde umher verbreitet. Mit ihnen saugt sie Nahrung, ich meine damit, allerlei für das Getreide nützliche Feuchtigkeiten, ein, und führt sie dem Halme zu; dieser bringt sie bis in die Aehre, so kommen sie in die Blüthen und später in die Körner.

Glaubitz. Lieber Karl, das begreife ich nicht! Wie können die Feuchtigkeiten so hoch emporsteigen? Sie sind ja doch schwer! sie müßten folglich sinken, nicht steigen.

Karl. Das ist wohl wahr, und ich begreife es auch nicht. Meine Eltern selbst können nicht begreifen, wie dies möglich ist. Daß es aber geschehen kann, sieht man deutlich an der Tinte in den Haarröhrchen. Wollen wir den Versuch nicht machen?

Glaubitz. Nein, nein! Denn ich besinne mich: Du hast Recht! — Aber hast Du wohl jemals eine Blüthe vor Deinen Augen aufbrechen sehen?

Karl. O, ja! Viele, viele Male! Meine Eltern brachen im Frühjahr mehrmals —

mir zu gefallen, — kleine Zweige mit Knospen ab, und steckten sie in ein Glas mit verschlagenem Wasser. Wenn es dann in unsrer Stube merklich wärmer war, als draussen, so blühten die Knospen viel schneller auf, als die Büsche oder Bäume, von welchen sie genommen waren.

Ach, mir fällt eben etwas recht lustiges ein! Darf ich Ihnen bei Veranlassung der Roggenblüthen wohl eine Geschichte erzählen?

Glaubitz. Ja wohl! — Das soll mir ungemein angenehm sein; denn lustige Geschichten höre ich gar gern.

Karl. Meine Geschichte ist freilich nicht wahr, wie Sie bald hören werden, aber mein Vater sagt: es müsse ein sehr kluger Mann gewesen sein, der sie erdacht habe; denn er hat sie vor langen Zeiten von seiner Mutter gehört, und dieser erzählte sie ihr Vater schon als eine sehr alte Geschichte. Nichts desto weniger scheint es gewiß, daß der Mann, der sie erdichtete, schon gewußt haben muß, daß es männliche und weibliche Blüthen giebt, und daß der Blumenstaub von der einen zur andern fliegen müsse, wenn aus den Blüthen

Früchte werden sollen. Dies sei aber, sagte mein Vater, so gar lange noch nicht bekannt, folglich müsse jener Mann es schon viel früher entdeckt haben.

(Er zieht Herrn Glaubitz mit sich fort und sucht, bis er auf dem Blumenfelde eine minder schöne Tulpe findet, um welche herum mehrere andere blühen: bricht dann eine derselben ab, und spricht):

Karl. Erinnern Sie mich doch daran, ich muß es meinen Eltern sagen, daß ich die Tulpe abgebrochen habe! sonst schelten sie.

Glaubitz. Was willst Du denn damit? mein Kind!

Karl. O, ich will Ihnen daran nur die männlichen Blüthen, (er zeigt sie) zeigen. Sehen Sie nur, hier unten sind die Staubfäden, und oben darüber sitzen die Staubbeutel. (Er schüttelt die Tulpe, und sagt): Ha, wie sie beben! Sie sind so voll Blumenstaub, daß sie haben aufplatzen müssen. Sehn Sie nur, wie hier alles voll Blüthenstaub ist! Dies in der Mitte ist die weibliche Blüthe! Hier oben ist die Narbe, durch welche der Blüthenstaub in's Innere der

weiblichen Blüthe dringt, und die Frucht, oder den Saamen darin hervorbringt.

Ach, sehen Sie nur, da oben auf der Narbe sitzt noch Blüthenstaub. Der Wind muß gewehet haben, oder es ist eine Biene hier gewesen, die den Staub von ungefähr auf die Narbe getragen hat.

Glaubitz. Geschieht denn das bisweilen?

Karl. O ja! Alle Tage! Wenn ich nichts zu thun habe, so belausche ich die Bienchen, wie sie von einer Blume auf und in die andre fliegen, aus manchen etwas Honigsaft saugen, und von andern Blumenstaub mitnehmen, um Wachs daraus zu verfertigen. Dann befruchten sie, ohne es zu wissen, oder zu wollen, gar oft die weiblichen Blüthen, denn sie sind bisweilen über und über voll Blumenstaub, besonders wenn sie Höschen anhaben, oder, wie manche bienenartige Geschlechter, z. B. die Hummeln, haarig sind.

Glaubitz. Alles gut! lieber Karl, aber — Deine Geschichte!

Karl. Sogleich! ich möchte Ihnen nur gern erst eine angeschwollene weibliche Tul-

penkolbe zeigen. (Er sucht, und bricht dann eine ab.) Hier ist eine! Reifende Saamenkapseln darf ich ohne Frage abbrechen. Mein Vater hat es mir sogar befohlen. Sehen Sie nur (er spaltet sie auseinander) hier sind drei Reihen mit befruchteten Saamenkörnern angefüllt! Das wäre lauter Tulpensaamen geworden, wenn sie fortgewachsen wäre.

Glaubitz. Warum ließest Du sie denn nicht fortwachsen?

Karl. Ach, nein! — mein Vater sagt, sie nehmen der Pflanze die Kraft, und es daure doch sehr lange, bis aus dem Tulpensaamen blühende Tulpen entständen. Ich glaube, es dauert drei Jahre. Auch sollen viele einfarbige darunter sein. Bei der Vermehrung mit den Zwiebeln, innerhalb der Erde, geht es schneller. Auch ist man sicherer, fast lauter recht bunte davon wieder zu bekommen, wenn man nur Zwiebeln von den schönen Tulpen aufhebt und pflanzt. „Wenn ich aber ein Gärtner wäre, sagt mein Vater, so würde ich alle Jahre Tulpen aus dem Saamen ziehen.

Glaubitz. Weißt Du nicht, warum Dein Vater das thun würde?

Karl. O, ja! weil sich darunter oft Tulpen finden, die schöner sind, als alle, die man bis dahin hatte und also vermehren konnte. Mein Pathe in Merseburg, der Lieutenant von Weise, macht es so mit den Nelken, mein Großvater Jüngken in Salzwedel, mit den Aurikeln, und mein Vater hat es mit den Pfirsichen so gemacht. Sehen Sie, diese zwei Bäumchen hier tragen die schönsten Pfirsichen in der ganzen Gegend umher. Mein Vater hat sie aber aus dem Kerne gezogen, und absichtlich nicht gepfropft.

Glaubitz. Warum trägst Du denn deine Tulpe noch immer umher?

Karl. Weil ich es nicht vergessen will, sie meinem Vater oder meiner Mutter zu zeigen.

Glaubitz. Ach, so! Nun das ist recht! — Jetzt erzähle mir Deine Geschichte!

Karl. Gut! Es war also einmal ein Mann! (er setzt lächelnd hinzu:) So fangen ja alle Geschichten an! dem der liebe Gott das Wetter nie nach seinem Sinne machen

konnte. Man nannte ihn deshalb Meister Ueberklug. Bald schien ihm die Sonne zu lange und zu warm; bald regnete es ihm zu anhaltend und zu viel. Dann wieder war es ihm zu rauh, oder zu früh im Herbste kalt, oder er schalt über die späten Fröste im im Frühjahre. „Wenn ich nur einmal lieber „Gott wäre, sagte er oft, ich wollte ganz „anderes Wetter machen. Damit sollten „alle verständige Menschen vollkommen zu„frieden sein können. Regen zur rechten „Zeit, und Sonnenschein zur rechten Zeit! „kurz alles in gehöriger Abwechselung. Das „sollte einmal ein fruchtbares Jahr geben."

Er hatte das den Leuten um ihn herum so oft vorgesagt, daß sie es endlich glaubten, und herzlich wünschten, daß er wenigstens ein Jahr hindurch das Wetter machen dürfe. Der liebe Gott, der es lange mit angehört hatte, kam endlich zur Erde herunter. (Er lächelt dabei und setzt hinzu:) Sie sehen wohl, daß mein Geschichtchen ein Gedichtchen ist, wie die Mutter sagt, denn Gott ist ja allenthalben; er kann folglich nicht vom Himmel herunter kommen.

Glaubitz. Ich weiß es wohl, mein Kind! fahre nur fort!

Karl. Also — der liebe Gott kam zu dem überklugen Manne, und sagte: ich habe gehört, daß Du oft auf mich wegen des Wetters gescholten hast. Du meinst also, wenn Du es ein Jahr lang machen dürfest, wie Du wolltest, so werde es schöner sein als jetzt, und — ein recht fruchtbares Jahr geben.

„Ja, freilich! antwortete Meister Ue„berklug! Laß es mich nur ein Jahr lang „machen!“

Gut! versetzte der liebe Gott! Heute ist Neujahrstag! So fange denn Heute an! Wenn Du aber merkst, daß es Dir nicht gelingen will, so sage es mir möglichst schnell, damit ich Dir noch zur rechten Zeit helfen, und den Schaden wieder gut machen könne.

Meister Ueberklug freute sich nicht wenig, und verkündigte allen seinen Bekannten, nun habe er das Wetter zu machen, nun solle es ganz anders, und zwar besser werden. — Daß er Gottes Hülfe dabei nöthig haben werde, fiel ihm gar nicht ein.

Wirklich war den Winter über faſt beſtändig helles Froſtwetter. Es ſchneite wohl, aber grade nur ſo viel, daß die Saat dadurch bedeckt wurde, und gute Schlittenbahn war. Es gab kein Schlackerwetter, keine dicken Nebeltage, keine unfreundlichen Stürme. Im Frühjahre hörten die Nachtfröſte bald auf. Es kamen viele freundliche Sonnentage, dann und wann etwas Regen, grade wie es zum Pflügen und Säen nothwendig war. In der vollen Woche vor Oſtern war das Wetter beſonders ſchön, denn in dieſer, der ſogenannten weißen Woche, wird viel gewaſchen, und da ſehen es die Frauen gern, wenn das Wetter recht ſchön iſt.

Am erſten Oſtertage erſchien der liebe Gott dem Meiſter Ueberklug und fragte ihn, ob er ſeiner Hülfe bedürfe. Statt aller Antwort lachte Meiſter Ueberklug hell auf und ſagte: Darnach ſolle er die Leute fragen! —

Auch im Sommer ging alles herrlich von Statten; nie hatte man in Deutſchland erwünſchteres Wetter geſehen, oder auch nur davon gehört, oder geleſen. Alles wuchs und

grünte und blühte daher unverbesserlich, und die Leute erhoben ihren Meister Ueberklug bis zum Himmel; ja sie hätten ihn gern in den Himmel erhoben und zum lieben Gott selbst gemacht, wenn das nur so angegangen wäre.

Aber die Bäume hatten allmählig abgeblüht, und es wollten sich keine Früchte zeigen. Die Leute wurden unruhig darüber, und sagten einander in die Ohren: „Meister Ueberklug scheint seine Sache noch „nicht recht zu verstehen. Der liebe Gott „weiß es am Ende doch wohl besser als er!“

Man beruhigte sich indeß allmählig wieder. Als aber bestimmt keine Früchte erschienen, wurden die Leute unwillig, schalten mit Meister Ueberklug, und sagten, warum er sie denn um alles Obst bringe?

Dieser kratzte sich in den Kopf, und sagte verdrießlich: „Ja, das weiß ich eben „nicht! Ich verliere ja dabei so gut als „ihr, aber ich kann es nun doch einmal nicht „erzwingen. Der liebe Gott wird mir wohl „heimlich dabei schaden, denn sonst könnte ich es „nicht begreifen. Ihr wißt selbst, wie herrlich ich

das

„das Wetter immer gemacht habe. Oder, seid „Ihr etwa damit unzufrieden gewesen?

„Ei, Nein! riefen alle. — Wenn wir nur Obst hätten!“

Um diese Zeit erschien der liebe Gott dem Meister Ueberklug zum dritten Male und fragte ihn wieder: „Ob er seiner Hülfe bedürfe? Der aber antwortete tückisch: „Ich verlange Deine Hülfe nicht, sondern wünsche bloß, daß Du Dich ganz und gar nicht um das Wetter bekümmerst. Das Obst hast Du mir nun einmal verdorben. Laß mir nur das Getreide unversehrt!

Der liebe Gott antwortete lächelnd: Verlaß Dich darauf, ich will ihm nichts Böses anthun.

Die schlaue Ausflucht des Meister Ueberklug hatte geholfen. Die Leute waren wieder still und sagten einander ganz leise ins Ohr: „Der liebe Gott ist allein Schuld dar„an! Er ärgert sich darüber, daß Meister „Ueberklug das Wetter so viel schöner ge„macht hat, als er; darum hat er ihm das „Obst verdorben.“

Der liebe Gott ließ die Leute reden, was sie wollten, und dachte: „Zu seiner Zeit „will ich Euch schon eines Bessern „belehren!“

Indeß schoßte das Getreide, und wuchs empor wie ein Wald. Da das Wetter äußerst gedeihlich war, so konnte man an manchen Stellen zur Noth ein Wagenrad an das Getreide lehnen, ohne daß es umgedrückt wurde.

Ha, ha! sagten die Leute nun, das Getreide kann ihm der liebe Gott doch nicht verderben. Wir werden also wenigstens eine reichliche Erndte haben. Nun, so mag denn das Obst fehlen. Haben wir doch noch gebackenes! —

Ach, aber der Roggen hörte auf zu blühen, und seine Aehren waren und blieben taub. Der Waizen blühte ab, und — war ebenfalls taub. So kam es auch mit den übrigen Getreidearten.

Jetzt schalten die Leute mehr als jemals auf Meister Ueberklug, und dieser — schob abermals alle Schuld auf den lieben Gott.

Da kam der liebe Gott noch einmal vom Himmel herab, und trat vor Meister Ueberklug hin als er eben eine Menge armer Bauern damit beschwichtigte: Er könne nichts dafür, daß sie so großen Schaden litten, müsse er ihn doch bei seinen vielen Sorgen, Mühe und Arbeit wegen des Wettermachens, selbst leiden. Das sei alles bloß Neid und Misgunst vom lieben Gotte.

„Nein! sagte dieser, sobald er sichtbar „erschienen war, es ist nicht Neid und Mis„gunst von mir, sondern Unwissenheit „von Dir! Du hast es besser verstehen wol„len, als ich; und nun siehst Du, wie viel „Dir noch fehlt! — Thor! Du hast ja den „Wind vergessen, und wie können sich oh„ne Wind die Blüthen befruchten!“

Da flüsterten die armen Leute, die ihr Obst und Korn verloren hatten, halblaut einander zu: Der Narr wollte klüger sein, als der liebe Gott! Nun hat er es, und wir alle sind seinetwegen unglücklich! —

Meister Ueberklug aber legte den Kopf verdrießlich in die Hand, und sagte ganz langsam: Ja! sonach hast Du recht, und ich un-

recht! — So mache denn künftig das Wetter, wer da will! ich mag mich nicht weiter damit befassen.

Seit dieser Zeit soll man nicht mehr so oft gehört haben, daß die Leute wie Meister Ueberklug gesagt hätten: Wenn ich nur der liebe Gott wäre, ich wollte das Wetter weit besser machen, als er.

Glaubitz. Ich danke Dir, lieber Karl! Diese Geschichte kannte ich noch nicht.

Karl. So? Nun das freut mich sehr. Dann sind Sie aber auch wohl so gütig, und erzählen mir heute Abend ebenfalls eine?

Glaubitz. Ja, lieber Junge! Ganz gewiß! Erinnere mich nur daran? *)

* * *

So ungefähr sprach mein Sohn wirklich schon in einem Alter, in welchem andre Kin-

---

*) Einer meiner Freunde, der meinen Sohn in seiner Kindheit kannte, und ähnliche Gespräche mit ihm führte oder mit anhörte, hat das Gespräch gelesen und völlig der Art gefunden, wie sie damals oft statt fanden. Er hat mich deshalb gebeten, mehrere mitzutheilen. Ich werde es vielleicht thun.

der — besonders vor funfzehn bis zwanzig Jahren — kaum mehrere Worte mit einander verbinden konnten, ohne grobe Fehler dabei zu begehen. So ungefähr wußte er über alle Gegenstände um ihn her Auskunft zu geben. Auch war ihm — und mir! — genau bekannt, was er nicht wußte. Er sagte sehr ruhig: Das weiß ich nicht! und fragte seine Eltern, oder andre Menschen darnach, und ich lenkte gern die Unterhaltung auf Dinge, die er nicht verstand; bisweilen mit ihm selbst, bisweilen mit Andern, aber — in seiner Gegenwart.

In unserm Garten kannte er alles, grade so wie die erwähnten zwei Pfirsichbäume und wie die Tulpen. Da war keine Rosen-, keine Geisblatt-, keine Wein-, keine Obstart, worüber er nicht nähere und vernünftige Auskunft hätte geben können.

Das Ueberraschendste für jeden Tieferblickenden war die höchst richtige und genau beobachtete Betonung aller Worte. Nie sprach er eins derselben aus, ohne schon durch den größeren oder geringeren Nachdruck, den er darauf legte, pünktlich anzudeuten, wel-

chen Grad von Kraft es an dieser Stelle habe oder haben solle. *)

Man wird mir einwerfen, das sei ja gar nicht kindlich; ich muß aber um Verzeihung bitten, denn — kindlich ist es allerdings, nur nicht kindisch, und unsere Kinder werden — und besonders wurden — meistens zwar sehr kindisch, aber nicht eben kindlich erzogen.

Man findet es freilich nur selten, so wie ich oben erzählte. Das gebe ich zu. Aber dafür können die armen Kinder nicht, sondern — wir, — ihre Eltern und Lehrer.

Von allem Schönen, Großen und Guten, das je auf der Erde verübt wurde, liegen die Keime in der menschlichen Na-

*) Auch Henne'n war das ganz besonders aufgefallen. In seinem Briefe an Wieland sagt er deshalb: „Mir war weit das Merkwürdigste, daß er mit Sinn, Gefühl und Affekt las!" Und doch ist hier die Rede nicht vom Deutschen, oder von Kinderideen, sondern von den ersten Lateinischen und Griechischen Dichtern. (in seinem neunten Jahre).

kur, und zwar, nicht etwa bloß in den Seelen einiger, wenigen, großen, erhabenen menschlichen Wesen, die durch das Ungefähr oder vielmehr durch ein günstiges Schicksal in die Lage kamen, jenes Schöne, Große und Gute auszuführen. Nein, sie liegen, so wahr ein Gott ist, und so gewiß er Menschen geschaffen hat, die — auf der Erde — ein Abbild von ihm sein sollen, in der ganzen menschlichen Natur. Jeder also, der nicht vor oder nach seiner Geburt verwahrloset wurde, kann darauf Anspruch machen.

Wir aber fehlen bei unsern Kindern, fehlen unverzeihlich, denn wir verderben das Gute, und pflanzen oft dafür Schlechtes. Dies Unkraut wächst dann lustig empor in dem guten Boden, und übertäubt bald das Vortreffliche, statt daß diesem die ganze Kraft des Bodens hätte erhalten werden müssen.

Alles Schöne, Große und Gute kann, seiner Natur nach, nur mit Mühe, nur mit Aufopferung ausgeübt werden. Aufopferungen wollen wir selbst aber nicht gern bringen, deshalb begnügen wir uns mit dem

Gemeinen, und lassen das Schöne, Große und Gute zur Seite liegen, mit der bekannten Versicherung der Trägheit: Es ist unerreichbar!

Das bemerken dann unsre Kinder, — denn, wahrlich! sie sehen weit heller, als wir glauben! — und sagen sich im Stillen: Nun wenn der Vater, die Mutter, der Freund unsers Hauses das Leichtere vorziehen, so muß es auch wohl das Bessere sein. Bequemer ist es ohnedies! also — geschieht es, und das Edlere, aber Mühevollere, unterbleibt.

Das Gemeine hat ferner ganz die böse Art des Unkrauts an sich: Man findet es allenthalben! kann sich also stets damit trösten; Mein Nachbar hat es ja auch an sich! und — es schlägt schnell über das Gute empor, eben, weil es die Natur des Unkrauts und des Bösen ist, überall leicht zu wachsen und das Gute zu unterdrücken.

Reißet aber jede Unkrautpflanze, so bald sie sich zeigt, mit der Wurzel aus, und pfleget das Gute, so viel ihr nur immer vermöget! Dann werdet ihr Wunder sehen. Doch davon ein andermal!

Besonders sollten kein Vater, keine Mutter, kein Lehrer, kein Erzieher vergessen, daß Lehre nur beginnt, Beispiel aber vollendet. Unsre Kinder sind, was wir sind; gut, wenn wir gut, und schlecht, wenn wir schlecht sind.

Ich könnte diese Behauptung noch viel weiter ausdehnen. Mit voller Ueberzeugung dürfte ich sagen: Sie werden auch klug, gelehrt, großmüthig, bescheiden, witzig, angenehm, ja liebenswürdig werden, wenn wir es sind! und — gewiß das Gegentheil von dem Angeführten, in so fern wir ihnen mit dem Beispiele des Gegentheils mehr oder weniger vorangehn.

Dies greift indeß zu tief ein, denn es läuft zu sehr gegen die allgemeine (d. h. gegen die gemeine) Meinung. Auch muß dabei vom Vater, von der Mutter, von den Geschwistern, von den Gespielen, von dem Gesinde, von den Freunden des Hauses, von den Bekanntschaften der Familie, zu Hause und auf Reisen, geredet werden. Es bleibt also wohl mit Recht einem eigenen Abschnitte vorbehalten.

Meine Frau und ich sprachen nie anders mit Karln, oder in seiner Gegenwart, als mit streng richtiger Betonung aller Worte. Er gewöhnte sich also von selbst daran, eben so zu reden. Vergaß er es einmal, oder betonte er falsch! — so unterbrachen wir ihn, und antworteten: „Ich verstehe Dich „nicht, mein Kind! Was willst Du „denn eigentlich sagen? —"

Doch, ein Beispiel wird alles schnell deutlich machen. Nehmen wir also an, es sei bei Tische die Rede davon gewesen, daß wir des schönen Wetters wegen an dem Tage noch nach Merseburg gehen würden, und Karl hätte etwas später gern wissen wollen, um welche Zeit fortgegangen werden solle? hätte aber die richtige Betonung verfehlt, und statt: Wann gehen wir denn nach Merseburg? gesagt: Wann gehen wir denn nach Merseburg? so würde einer von uns beiden ihm schnell aber mit scherzhaft angenommener Feierlichkeit geantwortet haben:

Mein Kind, wir gehen sehr oft dahin, denn da Merseburg nur eine gute Stunde weit von hier, der Fußweg dahin aber äu-

ßerſt angenehm, auch bei weitem näher iſt, als der Fahrweg, ⁘ ⁘ ⁘ (Jetzt wußte er ſchon längſt, daß und wo er gefehlt habe, uud war ſicher ſchon eingefallen: Nein, ich meine jan ich t, wann wir dahin gehen? ſondern: wann wir dahin gehn?

Wir kehrten uns aber abſichtlich nicht daran, ſondern ſuchten ſorgfältig noch recht vieles auf, um den erſehnten Beſcheid zu verzögern, folglich den ſtrafenden Scherz für ihn zu verlängern und ſeine Aufmerkſamkeit auf den begangenen Fehler zu ſchärfen. Sicher fuhren wir alſo ganz langſam und bedächtig fort, aber immer halb lächelnd, damit er nicht mürriſch werde, oder uns für verdrießlich halte:)

⁘ ⁘ Da wir ferner zwar zwei Wagen, aber keine eigene Pferde haben; da es überdies wohl ſein könnte, daß der gute Lieutenant uns auf dem Fußwege entgegen käme, auf dem Fahrwege aber gewiß nicht; und da endlich die Mutter ſich in Meiſchau Pflanzen beſtellen will, — — ſo ſiehſt Du ſelbſt wohl ein, mein liebes Kind! (mit affektirtem Pathos und ſehr langſam!) daß —

wir — werden — gehen, (mit großem Nachdruck gesprochen!) müssen, denn die Fuhren dahin, die Genthens uns noch schuldig sind, heben wir gern, (wie Du ebenfalls wohl weißt) bis zu einer Zeit auf, wo der Fußweg schlecht ist, und wir dennoch nach Merseburg müssen.

Es thut mir zwar Deinentwegen sehr leid! indem Du, wie es scheint, weit lieber gefahren wärest, aber, mein geliebtes Jüngelchen! ich kann Dir nun einmal nicht helfen. Bei so bewandten, Dir übrigens längst bekannten, Umständen, werden wir wohl gehen müssen.

Natürlich hatte er in der Zeit sich gewiß schon zwei bis dreimal an uns angeklammert, und kindlich lächelnd, oder mit angenommenem Ungestüm gebeten, ihm doch nur zu sagen: Wann!! Denn, daß wir gehen wollten, wisse er ja sehr wohl. Aber wir kehrten uns daran nicht. So lange wir noch etwas Dahingehöriges beizufügen wußten, thaten wir es gewiß, und verursachten dadurch, daß er sich desto mehr hütete, eine ähnliche Unbedachtsamkeit wieder zu begehen.

Gut, wirft man mir ein, daß Sie und Ihre Gattinn so verfuhren, ist zwar viel, doch nicht unmöglich; und — wir wollen es einräumen. Daß aber Ihre übrigen Umgebungen sich auch so benommen haben, werden Sie uns nimmermehr einreden.

Antwort: Das will ich auch nicht, denn ich kann es nicht. Ich bitte den Gegner nur, zu bedenken, daß es gar nicht nothwendig ist, daß alle Umgebungen des Kindes völlig folgerecht verfahren. Gut wäre es freilich! aber — es geschieht unterm Monde nun einmal nicht; wenigstens kann unser einer sich seine Umgebungen nicht schaffen, wie er will, so gern man es thun möchte. Andere, die reicher, oder mächtiger sind, könnten es zwar: aber sie thun es nicht, denn Unachtsamkeit oder Vorurtheile hindern sie daran.

Gehen wir indeß auf meine Verhältnisse in Lochau zurück, so wird sich bald zeigen, daß nicht mehr nöthig war, als wirklich geschah.

Meine Gattinn gewöhnte sich bald daran, nach meinen Wünschen zu handeln, oder doch

zu schweigen, wo sie nicht dem gemäß handeln konnte oder wollte.

Die dritte und letzte Person unsers Kreises (außer Karln) war das erwähnte Dienstmädchen: Karoline. Sie war eine geborne Hallenserin, die das Schicksal uns zuführte, und die uns in Betreff Karls sehr nützlich wurde.

Damit man desto leichter begreife, was sie uns in dieser Hinsicht leisten konnte, will ich zuvor erzählen, wie sie wurde, was sie war; und wie sie in unser Haus kam. Das Andere folgt dann von selbst. Auch wird hiernach jeder leicht einsehen, daß solche Personen so gar selten nicht sind, wenn man sie nur sucht, oder schnell zu wählen und nachher festzuhalten versteht. Der Nutzen eines solchen Wesens bei einer zweckmäßig sein sollenden Erziehung ist aber in die Augen fallend. —

Karoline war die Tochter eines nicht begüterten, doch wie es scheint, verständigen und erfahrnen Königl. Unterbedienten in Halle. Er starb, als sie noch sehr jung war. Ihre Mutter zog ihre jüngere Schwester bei

weitem vor. Karoline wurde auf dem Waisenhause gebildet, und diente dann in guten Familien der Stadt.

Ein junger Mann aus Schlesien, der in Halle studirte, lernte sie kennen, liebte sie und wollte sie heirathen: nahm sie deshalb aus ihren bisherigen Verhältnissen weg, kleidete sie anständig, und bildete sie durch Unterhaltung und Lesen guter Bücher sorgfältig aus, damit seine Eltern, Verwandte und Freunde seine Wahl billigen sollten.

Als er aber nach Schlesien zurückkam, lernte er die Tochter eines seiner Gönner, der ihm sehr wichtig war, kennen. Die jungen Leute gefielen einander, und — heiratheten sich. Dieser Schlag war für Karolinen schrecklich. Ihre bisherige Lebensweise konnte sie nicht weiter fortsetzen, dazu war sie zu arm. In Halle selbst auf's neue einen Dienst suchen, wollte sie aus Ehrgefühl noch weniger. Sie sah also der Zukunft mit Aengstlichkeit entgegen.

Um dieselbe Zeit erfuhr sie, daß wir ein Dienstmädchen verlangten, und kam nach Lochau, uns ihre Schwester anzutragen. Sie

that alles, was sie vermochte, um uns für diese zu gewinnen: aber meine Gattinn und ich hatten uns durch einige leise Winke verstanden; und fragten sie gemeinschaftlich, ob sie selbst nicht etwa bei uns dienen wolle?

Sie blieb nur wenige Augenblicke unschlüssig, dann nahm sie, ohne noch die Bedingungen zu kennen, unsern Antrag an, und wir kamen jedem ihrer billigen Wünsche freundlich zuvor. Sie war so gern in unserm Hause, daß sie sieben Jahr lang bei uns blieb, und auch dann noch nicht von uns gegangen wäre, wenn wir sie nicht aufgemuntert hätten, eine Heirath einzugehn, die uns für sie besonders annehmlich schien.

Der Vortheil, den wir von Karolinens Anwesenheit in unserm Hause zogen, war groß, denn nicht nur war sie ordentlich, reinlich und treu, sondern — was uns bei weitem die Hauptsache war! — sie verderbte und verhätschelte Karln nicht.

Sie sprach ziemlich reines Deutsch, in gewählten Wendungen. Die gewöhnlichen Gemeinheiten und Grobheiten der dienenden Klasse ekelten sie an. Von dieser Seite war

also

also jeder schädliche Einfluß auf unsern Sohn undenkbar. Ferner hat sie sich bei uns stets sehr sittlich betragen, auch befolgte sie unsere Vorschriften in Betreff des Kindes genau.

Sie kam, als Karl etwa ein Jahr alt war, in unser Haus, und verließ es in seinem achten.

Früher hatte meine Gattinn ihn meistens selbst gewartet, was sie auch später zu thun pflegte; folglich geschah alles, was wir leisten konnten, um Körper, Geist und Herz des Kindes nicht zu verderben, sondern möglichst auszubilden.

Da aber nur wir drei in der Regel um das Kind waren, so kamen alle übrige wenig in Anschlag.

Natürlich sprachen manche unserer Freunde und Freundinnen unrichtig. Die Leute aus der Gemeinde und der Gegend umher, noch mehr! Das hatte aber keinen Einfluß auf Karln, weil er schon sehr früh wußte, daß und warum es falsch sei. Bei unrichtigen und doch nicht bösen Handlungen wurde er zur Geduld verwiesen, mit dem Beisatze: „Lieber Karl! dergleichen wirst Du

„noch oft erleben! So handeln nicht selten „die besten Menschen, wenn es gleich nicht ist, wie es sein sollte.“

Der Lieutenant v. Weise z. B. wohnte bei uns, während ich 1806 in der Priegnitz war. Karl sprach also mit ihm, wie sonst mit mir. Er fragte ihn, machte ihm Einwendungen u. s w., und Weise, der an eine ganz andere Art von Kinderzucht gewöhnt war, sagte dann nicht selten zu ihm; „Bisch stille! Karl! Du mußt gar nicht reden! Hörst Du wohl? Du redst nicht! u. s. w.“

Karl gewöhnte sich aber doch allmählig daran, ihm bescheiden zu gehorchen, wenn er gleich wohl fühlte, daß Weise etwas Unbilliges verlange, und daß ich, oder meine Frau ihm sicher würden erlaubt haben, alles zu sagen, zu fragen und einzuwenden, was er jetzt im Herzen behalten mußte.

Karl betonte im Sprechen stets vollkommen richtig, er mußte es natürlicher Weise also auch beim Lesen thun. Den Schulton hat er niemals an sich gehabt, sondern vom ersten Augenblicke an, wo er zu lesen verstand, ganz so richtig betont gelesen, als

er sprach. Er konnte ja auch nicht anders. Ich wenigstens wüßte nicht, wie er es anders hätte machen wollen! — Wir nehmen an, daß er z. B. in einem Buche fand: „Ein gutes „Kind wird nie verdrießlich, wenn man es „seiner Unarten wegen tadelt!“ so weiß man schon, wie er diese Worte beim Sprechen derselben betont haben würde. Er mußte sie aber beim Lesen durchaus eben so betonen, sobald er sie begriff. Denn, wollte ich auch zum Scherz, oder vielmehr aus Nachgiebigkeit, zugeben, er hätte das erste Komma im Schulton gelesen, weil er es bis dahin noch nicht verstanden habe, so würde es ihn selbst empört haben, dies gedankenlose Aussprechen nicht zu verbessern. Kaum hätte er gemerkt, was der Verfasser sagen wolle, so würde er es noch einmal und richtig betont ausgesprochen haben. Das Ganze hätte er also folgendermaßen gelesen:

Ein gutes Kind wird nie verdrießlich, wenn man es seiner Unarten wegen tadelt.

Ich versichere als redlicher Mann, daß der bekannte Olivier ausdrücklich in Dessau

eine Probe mit ihm und seiner besten Schülerinn, einem, zwei Jahre älteren, Mädchen anstellte, und im höchsten Grade erstaunt, selbst eingestehen mußte, daß Karl sie übertreffe.

Wie haben sie das nur angefangen? — sagte er. Ich konnte ihm aber nichts anders antworten, als wovon ich überzeugt war, und was ich heute fester noch glaube als je. „Es „ist gar keine Kunst! — denn es findet sich „von selbst! Es muß so kommen! —" was ihm freilich, weil er das Ganze nicht genug kannte, unbegreiflich schien.

Weiter unten mehr davon!

Ich schließe diesen langen Abschnitt, weil ich hoffe, meinen Zweck erreicht zu haben: denn höchst wahrscheinlich wird jetzt jedermann einsehen, daß mein Sohn auf dem angegebenen Wege dahin gelangen mußte, sehr früh ein ausgezeichneter Knabe zu werden. Wurde er dabei zugleich mit Sprachen und Wissenschaften beschäftigt, so mußte er auch in diesen schnell ungewöhnlich zuneh-

men, das heißt mit andern Worten: er mußte ein früher Gelehrter werden.

Eilfter Abschnitt.

Ob ich mir die nöthige Geschicklichkeit zutraute, meinen Sohn zum (frühen) Gelehrten zu bilden?

O, nein! — Zwar hatte ich auf Schulen und Universitäten ganz das geleistet, was die Besten neben mir leisteten; und als Kandidat meine höhere Ausbildung beständig und höchst sorgfältig im Auge behalten, wie die verschiedenen gelehrten Prüfungen beweisen, welche ich bei dem Feldprobst Kletzke, beim Konsistorio in Magdeburg, und beim Oberkonsistorio in Berlin bestanden habe.

Auch hatte ich nicht aufgehört, Andere zu unterrichten, also immer noch zugelernt. Ueberdies boten mir die ersten damaligen Erzieher Deutschlands, Gedike, Salzmann, Pfeffel, Karoline Rudolphi ꝛc. Lehrstellen in ihren Anstalten mit einer Güte an, die mich beschämte: aber dennoch hielt ich es für un-

denkbar, daß ein einzelner Mann, bei sehr mäßiger Einnahme, auf dem Lande wohnend, ohne sämmtliche Lehrmittel zu haben, oder doch sie schnell herbeischaffen zu können, im Stande sein sollte, ein rasch und glücklich vorschreitendes Kind weiter zu bringen, als bis zum achten oder zehnten Jahre: das heißt nach meiner damaligen Ansicht, bis es im Stande sei, in die unterste der oberen Abtheilungen einer höhern Schule zu gelangen.

Deshalb machte ich vor und bei Karls Geburt schon den Plan, daß Männer, wie Gedike und Schewe dann kräftig eingreifen sollten, wenn ich nicht weiter im Stande sein würde, dem Knaben allen ihm nöthigen Unterricht zu ertheilen. An ihren Anstalten waren zehn bis zwölf Lehrer, am grauen Kloster in Berlin vielleicht noch mehrere; mit ihren Fonds konnten sie sich die geschicktesten und besten wählen, und sie nur für diejenigen Zweige des Unterrichts anstellen, zu welchen jene sich am fähigsten fühlten.

Das alles brachte ich in Rechnung, und war deshalb weit entfernt, zu wähnen, daß ich es werde ersetzen können.

So wie sich bei der Erziehung meines Sohnes, einige — freilich nur sehr wenige! — schlechte Menschen gefunden haben, die zu zertreten suchten, was ich mit meinen Freunden zu pflanzen uns bemühten; — so werden sich auch jetzt gewiß einige finden, die da sagen: Das ist bloß „angenommene Bescheidenheit! Er hat sich „sicher zugetraut, was er nachher geleistet „hat! und vielleicht mehr noch! —"

Nach den hämischen und heimlichen Umtrieben gewisser Herrn, die man zu seiner Zeit kennen und verachten lernen wird, muß ich so etwas erwarten. Denn wer gegen eine vorzüglich gute Sache etwas Schlechtes zu thun fähig ist, muß dies vertheidigen, oder doch beschönigen. Da ist dann das kürzere Mittel, was diese Herrn auch ergriffen haben, durch ihre Helfershelfer, gute Freunde, Klienten und Jünger recht viele Verläumdungen in Umtrieb zu setzen, theils mündlich im Orte, theils durch Briefe nach außen, theils durch eingeschickte Aufsätze und Rezensionen in öffentliche Blätter aller Art

Geschehen ist dies alles bekanntlich mit großer Schlauheit, geschadet hat es meinem Sohne (und mir) allerdings; aber ihren Zweck haben jene Schleicher nicht erreicht, denn mein Sohn ist noch immer geachtet und geliebt.

Die gute Sache steht fest, und wird mit Gottes Hülfe täglich fester stehn. Auch wenn mein Sohn oder ich, schnell in eine bessere Welt übergehn sollten, so ist doch der Beweis unwiderruflich geliefert, daß die Ausbildung des Menschen, ohne ihm zu schaden, viel rascher vorschreiten kann, als man bisher für möglich hielt.

Ich nehme also den zu erwartenden Einwurf auf: „Ich hätte mir alles das zugetraut, was ich geleistet habe!“ und antworte darauf: Nein! — Meine Einrichtungen bei der Geburt des Kindes zeigen schon, daß ich die Wahrheit sage. Mein nachheriges Benehmen beweiset es noch klarer.

Kaum hatte mein Sohn einige Fortschritte im Lateinischen gemacht, und sollte das Griechische anfangen, so sahe ich mich allenthalben

nach einem Lehrer um, der mir dabei zur Hand gehen sollte, weil ich fühlte, daß ich das nicht leisten könne, was nach meinem Ideale geleistet werden mußte.

In Halle, in Leipzig, in Magdeburg, in Berlin, allenthalben bemühte ich mich, mit Aufopferung einer für mich sehr großen Summe jährlichen Gehalts und anständigen Unterhalts einen Mann zu bekommen, wie ich ihn wünschte. Aber — das Schicksal wollte es anders. Was ich verlangte, konnten nur höchst Wenige leisten, und diese Wenigen standen in Verbindungen, die ihnen vortheilhafter waren, oder bessere Aussichten für die Zukunft gewährten.

Ich wünschte einen Mann, der das Griechische so leicht und gern läse, als ich das Deutsche, Lateinische, Italiänische oder Französische; der aber zugleich seine Muttersprache so vollkommen inne hätte, daß es ihm Kleinigkeit wäre, jeden griechischen Ausdruck völlig erschöpfend im Deutschen wiederzugeben; der ohne Anstrengung und doch richtig! ins Griechische übersetzen, alle Beugungen der Worte zugleich mit den verschiedenen Dia-

lekten aufzählen und von einander herleiten; kurz! der gemeinschaftlich mit dem Knaben, eine kleine griechische Sprachlehre entwerfen könne. Wichtiger aber noch war es mir, daß er die ganze griechische Literatur, und dadurch das Volk, dem sie angehörte, genau kenne. Griechenland, Großgriechenland, Kleinasien, die Inseln; alle diese Gegenden, in den verschiedenen Zeiträumen der griechischen Bildung! Dabei zugleich die Verfassungen, Verwaltungen, Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche, Vergnügungen, Lebensweise im Frieden und im Kriege; ihre Erziehung, Moral, Religion, Gesetzgebung, Politik, Handel, Künste und — Wissenschaften.

Hätte er Rom, und was zu ihm gehörte, eben so gekannt, so wäre es mir um so lieber gewesen.

In meinem ehemaligen Mitschüler, dem Herrn Dr. B. glaubte ich einen solchen Mann zu finden, und that ihm durch unsern gemeinschaftlichen Freund Glaubitz Vorschläge, die für mich mit großem Geldaufwande verbunden waren. Er hatte sich jedoch, wie er uns versicherte, schon zu Verbindungen anheischig

gemacht, die er theils als ehrlicher Mann halten mußte, theils auch aus vernünftigen Gründen nicht aufgeben wollte.

Vor und nach ihm wurden mir mehrere vorgeschlagen: aber alle erschienen mir, bei näherer Bekanntschaft mit ihnen, untauglich für meinen Zweck; ja die meisten derselben hatten nicht einmal in den beiden Sprachen so viele Kenntnisse als ich. Viel weniger waren sie fähig, die höheren Anforderungen zu erfüllen.

Ich erzähle nur einen Vorfall der Art, denn alle übrige sind ihm ungefähr gleich.

Ein Kandidat aus unsrer Gegend kam mit großem Geräusch von der Universität zurück. Er selbst, seine Eltern und Verwandte versicherten, daß er der Lieblingsschüler eines unsrer größten Philologen sei. Man schlug ihn mir mit der Versicherung vor, ich sei sehr glücklich, wenn er sich entschlösse, mein Gehülfe zu werden.

Seine prahlerischen Versicherungen, die ich erfahren hatte, machten mich mistrauisch. Ich antwortete also, daß ich grade jetzt unschlüssig sei, was ich thun wolle, würde es

aber gern sehen, wenn Herr W. — so hieß er — statt bei seinen Eltern zu leben, eine Woche bei mir wohnen, und täglich eine halbe Stunde lang meinen Sohn — jedoch nach meiner Weise — im Griechischen unterrichten wolle.

Es wurde freundlich angenommen, und er kam.

Absichtlich ließ ich ihn am ersten Tage bloß zuhören, wie ich mich beim Unterricht benahm. (Meine Ideen darüber hatte ich ihm schon auseinandergesetzt.) Am andern Morgen fing er seinen Unterricht an. Ich hatte zwar gebeten, daß er eins von den (leichten) Lesebüchern nehmen möge, die ich angeschafft hatte: er trat aber mit der Iliade in der Hand ins Zimmer, und schritt ohne Weiteres zu einer sehr gelehrten Einleitung, von der ich in der That glauben mußte, daß er sie ziemlich gut behalten, oder auswendig gelernt habe.

Hin und wieder kamen Unrichtigkeiten, auch wohl auffallende Lücken im Zusammenhange vor, die mich in meiner Muthmaßung noch bestärkten.

Karl seufzte einmal über das andere hoch auf, und blickte ihn an, wie man ein noch nie gesehenes Wunderthier anstarrt, vor dem man sich eigentlich mehr fürchtet, als daß man es gern sähe. Bisweilen öffnete der arme Junge den Mund, um vielleicht zu sagen: „Ich verstehe das alles nicht!“ aber — das war umsonst! Denn der reißende Strom der Rede des Herrn W. schloß ihm denselben schnell wieder.

Er hielt also geduldig aus, und — ich mit ihm.

Als die halbe Stunde verlaufen, die gelehrte Einleitung aber noch nicht beendigt war, bat ich, sie für heute zu schließen, und etwa noch fünf Minuten zum Uebersetzen anzuwenden. Am liebsten sähe ich es aus einem Lesebuche; wenn er (Herr W.) es aber lieber wolle, meinetwegen auch aus der Iliade.

Herr W. fing also an zu übersetzen, aber — aus der Iliade. Er skandirte jeden Vers mit großem Pathos, und übersetzte in sehr unreinem, oft höchstwiderlichem Deutsch drauf los, daß mir die Haare zu Berge standen. Der arme Karl wurde blutroth vor

Angst, denn er glaubte, nach seiner bisherigen Erfahrung, ich werde von ihm verlangen, daß er das Gehörte ziemlich fertig wiederholen solle.

Ich erlößte ihn daher sobald als möglich von seiner Angst, indem ich mit einem heiteren Scherz sagte: „Mein liebes Jüngelchen! „das kannst Du nicht wiederholen, denn es „ist für Dich noch viel zu gelehrt! Wenn „Du etwas gut wiederholen sollst, so mußt „Du es vom Anfang an mit übersetzt ha„ben. Das war aber hier nicht möglich, weil „Herr W. seinen Homer zu sehr inne hat, „also nicht, — wie ich mit Dir thue — in „der Grammatik und im Lexikon nachschlägt. „Ihm ist das natürlicher Weise zu beschwer„lich: ich aber thue es aus Liebe zu Dir „gern, wie Du weißt."

Dies beruhigte Karln und that dem Herrn W. keinen Schaden. Als wir allein waren, bat ich diesen, sich herabzustimmen, weil Karl sonst durchaus keinen Nutzen von seinem Unterricht haben würde. Er versicherte mich dagegen, daß dies die wahre Art sei, wie man unterrichten müsse, und daß

er seinen großen Lehrer genau kopirt habe.

Verzeihen Sie, antwortete ich, desto schlimmer! denn ich weiß nicht einmal, ob diese Art für Jünglinge ganz passend ist, und ich meine, sie könnte anders sein: daß sie aber für ein siebenjähriges Kind nicht paßt, davon bin ich überzeugt.

Er behielt natürlich recht, denn er wollte recht haben, und war mein Gast. Ich ließ mir also alles gefallen, und bat bloß, auf die Schwäche meines Sohnes, so wie auf meinen herzlichen Wunsch Rücksicht zu nehmen, und — Karln morgen nach einem der vorräthigen griechischen Lesebücher zu unterrichten. Er versprach es endlich, jedoch sehr unwillig.

Nichts desto weniger setzte er am andern Morgen mich und Karln wieder durch seinen Homer in Schrecken und Angst.

Nachdem ich wohl eine Viertelstunde leidend zugehört hatte, unterbrach ich ihn sehr ernst:

„Karl, sprach ich, sage mir offenherzig:
„Verstehst Du, was Herr W. Dir vorträgt?
„ich meine, hast Du es so begriffen, daß Du

„es wiederholen, und mir oder ihm vortragen kannst? —

Der arme Junge, der nie in einer so peinlichen Lage gewesen war, sagte mit einem tiefen Seufzer; Nein, lieber Vater! Das kann ich nicht! Ich verstehe vieles gar nicht und überhöre das Uebrige.

Gut, antwortete ich, so bitte ich Sie denn recht flehentlich, lieber Herr W., legen Sie die Iliade bei Seite, und nehmen Sie hier dies Lesebuch! Ich danke Ihnen sehr für Ihren guten Willen, aber Karl ist, wie Sie sehen, noch viel zu weit zurück, um den Homer zu verstehen. Sie wollen aber doch gewiß ihm nützlich werden, und mir gefällig sein.

Nach mehreren Einwendungen, es werde sich alles finden, Karl werde ihn täglich besser verstehn u. s. w. entschloß er sich endlich, zu thun, was er nicht ändern konnte, nämlich das erste Geschichtchen des Lesebuchs mit Karln zu übersetzen.

Jetzt aber war die große und hohe Gelehrsamkeit mit einem Male zum Ende. Es kamen Worte, es kamen Formen vor, die ihn

in

in Verlegenheit setzten, und da er zu eitel war, sie aufzusuchen, so begnügte er sich damit, sie zu errathen, und deshalb jedesmal das ganze Punktum dem ungefähren Sinne nach, aber — in schlechtem Deutsch, zu übersetzen.

Dies alles war meinen Absichten so im höchsten Grade zuwider, daß ich ihn wiederholt ersuchte, langsam zu gehen und Wort für Wort erschöpfend wieder zu geben. Auch Karl bat hierum dringend, aber vergebens! Ich machte also der Sache schnell ein Ende, denn ich zeigte, daß Karl so gut wie nichts von seiner Geschichte aufgefaßt habe. Dann übersetzte ich selbst die folgende mit ihm nach meiner Art. Karl glühte vor Freude und konnte es nicht erwarten, bis er sie uns übersetzen solle. Endlich war es so weit, und er hatte sie ganz in seiner Gewalt; denn er gab sie uns, trotz allen Einwürfen und Queerfragen von meiner Seite, fast ganz so wieder, als ich sie das erste Mal mit ihm übersetzt hatte.

Jeden andern, als einen Mohren, hätte eine solche Erfahrung weiß gewaschen.

Herr W. war aber viel zu aufgeblasen, als daß er an seinen Kenntnissen oder an seiner Lehrgabe hätte zweifeln sollen. Ich bemühte ihn nicht weiter mit dem Unterrichte, und er verließ uns nach einigen Tagen für immer.

Leider habe ich mehrere, ganz ähnliche Erfahrungen selbst gemacht, und andre gehört, auch wohl am dritten Orte mit angesehen. Wie sehr ist ein armes Kind zu bedauern, das einem solchen Menschen in die Hände fällt! —

Nicht bloß lernt es so gut wie nichts, sondern was schlimmer noch ist, sein Kopf füllt sich mit unrichtigen Begriffen, ja mit Hirngespinsten an, die ihm später noch hinderlich sind, das Richtige einzusehen und sich anzueignen! — Es gewöhnt sich, in dunklen, nur halbverständlichen Ideen umherzuirren, und den Lehrer, der ihm solchen Unsinn vorträgt, für ein Licht der Welt zu halten; gewöhnt sich, wie sein unseliges Vorbild, die Besserenzuverachten, welche Klarheit überall mitbringen und verlangen. „Der Mensch besitzt keine Gelehrsamkeit! Er weiß bloß das allgemein verständliche.“ So hat

sein angestaunter Lehrer oft genug sich ausgedrückt. Der Knabe hat es daher endlich nachbeten gelernt. Seine Ansicht des Studirens, der Gelehrsamkeit und der Gelehrten wird also — wahrscheinlich für immer! — unrichtig bleiben, wie wir denn auch oft genug ähnliche Misgriffe im Urtheilen von Erwachsenen bemerken.

Schlimmer schon ist die böse Folge eines solchen Unterrichts für das Leben. Der Knabe lernt nichts recht, durchschauet nichts klar, nimmt nichts als sein Eigenthum in sich, sondern läßt sich allmählig das halb wahre auch wohl ganz unnütze Zeug eintrichtern, plappert es unverdaut nach, und glaubt was rechtes zu sein, wenn er durch seine Wisserei Andre eben so in Staunen und Verlegenheit setzen kann, als früher sein Lehrer ihn. Nach dieser Weise verfährt er dann auch in den Geschäften des Lebens.

Auf klare, lichtvolle Ansichten zu dringen, oder diejenigen zu verehren und ihnen nachzustreben, die sie haben, das ist ihm viel zu gemein, viel zu niedrig. Er kann sich seines Gegenstandes nie vollkommen be-

mächtigen, denn man hat ihn nicht gelehrt, wie er das anzufangen habe. Er würde es aber auch nicht wollen, denn ihm ist nur heimathlich im Halbdunkel, weil er die Gemeinheit fürchtet, sobald es lichter um ihn wird.

Deshalb ist das bekannte Urtheil so häufig wahr: Gelehrte (ich meine in der angezeigten Art gebildete Gelehrte) passen nicht zu Geschäften, denn sie wühlen so lange umher, bis auch das klare Wasser trübe ist. Sie häufen Felsenstücke über einander, um einen Maulwurfshügel zu ebnen, aber sie bedeckten ihn bloß, und machen das Uebel noch ärger.

Am schlimmsten ist die Folge eines solchen verwirrenden Unterrichts für das Herz. Ich habe meistens gefunden, daß die beschriebenen Menschen sehr eingebildet und gegen Personen mit helleren Ansichten — wenn sie dieselben nicht fürchteten, oder etwas von ihnen erwarteten — sehr hochmüthig waren. Da nun aber die Fehler der Eltern und Lehrer leicht auf die Kinder und Zöglinge übergehen, so steht nur zu sehr zu besorgen,

daß sie die ihrigen auf ihre Angehörigen fortpflanzen werden.

Man hört die Beispiele ungern, man sieht sie aber täglich!

Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen machte ich endlich den Schluß, daß meine nächsten Freunde z. B. der Professor W. in H. Glaubitz und Andere recht haben möchten, wenn sie behaupteten, ich besäße die nöthigen Kenntnisse, meinen Sohn weiter zu bringen, als ich selbst zu hoffen wage.

Ganz Recht hatten sie darin aber doch nicht, wenn gleich der Ausgang sie zu rechtfertigen scheint, denn sie hatten dabei viel zu wenig auf die Vervollkommnungsfähigkeit der menschlichen Natur gerechnet, und doch ist diese unermeßlich groß.

Hätte ich meinem Sohne alles beibringen sollen, wie die gewöhnliche Unterrichtsart es zu thun pflegt, so wäre ich nicht im Stande gewesen, ihn nur halb so weit zu führen, als es mir jetzt gelungen ist, auch hätte ich dazu zwei ja drei Mal so viel Zeit und Mühe selbst aufwenden, und meinen Sohn nicht wenig quälen müssen. Ich ging aber einen

ganz entgegengesetzten Weg, und auf diesem hätte er noch weit mehr lernen können, wenn ich mehr gewußt hätte.

Er lernte unaufhörlich, aber — ohne daß er es bemerkte. Er lernte außerordentlich viel, und — hatte doch gar keine Gelehrsamkeit. Er vervielfachte, verfeinerte und erhöhte seine Geisteskräfte so sehr, daß er bald jeden vorkommenden Gegenstand durchschaute, oder doch that, was er vermochte, um ihn zu durchschauen, denn — „ihm wuchsen beim Siege die Schwingen!"

und doch glaubte er nichts gethan zu haben, als was jedes Kind, jeder gewöhnliche Mensch thue, und thun müsse. Er lernte endlich sehr gern, und — immer lieber; weil er mannigfaltigen Genuß dabei fühlte, und das stete Zunehmen seiner Fähigkeit weiter fortzuschreiten (das Zunehmen seiner Geisteskraft) bemerkte.

Statt daß so viele Andere des Lernens und Studirens satt werden, wurde er immer eifriger darin. Es konnte ihn quälen, ein Feld des Wissens gewahr zu werden, auf

welchem er noch wenig oder gar nichts kannte „Ach, wie vielen Genuß entbehre „ich dadurch!“ das sagte er nicht etwa bloß, sondern er fühlte es auch, ja, ich darf sagen: mit Thränen der Sehnsucht.

(Daher die unendlich hohe Achtung gegen Personen, die mehr wußten, als er; und die zärtliche Dankbarkeit, die er Jedem bewies, der sich die Mühe gab, ihn lichtvoll zu belehren).

Er ergriff folglich jedes Buch, jede Wissenschaft, jede Sprache mit der Begierde, sich alles Vortreffliche daraus zu eigen zu machen. Ist man jedoch bei Kindern, Knaben, Jünglingen ꝛc. dahin gelangt, so hat man alles erreicht. Das Uebrige thut Gott, oder vielmehr die von ihm geschenkte Kraft, der Himmelsfunken, der, gemeinen Augen unbemerkbar, aber — sehr hell! — im unserm Innern strahlt.

Ein so geleiteter Knabe dringt vor, und immer weiter vor, bis die Gränzen der menschlichen, oder seiner eigenthümlichen, Natur ihm wehren. Er wird, er muß also zu etwas Hohem und Großem gelangen.

Wohl ahnete ich dies Alles, aber ich ahnete es nur; ich sah es nicht so klar und gewiß ein, als später. Doch begriff ich es hinreichend, um eine Idee darauf zu gründen, die sogleich in Leipzig allgemeinen Beifall fand. Ich beschloß nämlich (nachdem mein verstorbenen Freund, der Oberhofgerichtsrath Professor Erhard meine Absicht gebilligt und mich sehr aufgemuntert hatte, sie auszuführen), eine Unterrichtsanstalt anzulegen, die ihren Zöglingen eine Vorbildung der Art geben solle, wie mein Sohn sie bekommen hatte.

Ich wollte in eine solche Vorschule jedesmal nur zehn Knaben nehmen, um sie gehörig übersehen zu können, wollte mir die Lehrer selbst zuziehen und bilden, so viel als möglich aber persönlich ~~anleiten~~, um desto weniger Verdruß zu haben. Was ich thun, was ich bewirken wollte, lag am Tage. Man war mit dem wahrscheinlichen Resultate vollkommen zufrieden und traute mir die nöthige Kraft und den hinreichenden Willen zu. Von allen Seiten trug man mir Knaben an, ganz so jung als ich sie begehrte; auch die anderweitigen Anerbietungen dafür entsprachen

meinen Wünschen. Ganze Kostgänger konnte ich damals nicht nehmen. Man wollte sie mir daher als halbe geben.

Meine Gattin wurde ebenfalls aufgefordert, das Gleiche mit zehn Töchtern zu unternehmen, und auch ihr bot man unter denselben Bedingungen Kinder aus den besten Familien an; aber das Schicksal wollte es nicht; denn die Westphälische Regierung befahl mir, mit meinem Sohne nach Göttingen zu gehen. Ich mußte also jene Anerbietungen, so wie das früher meinem Sohne für Leipzig bestimmte Jahrgeld zurückweisen; aber mein Herz wird jene Güte lebenslang dankbar empfinden.

Jetzt kenne ich die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen noch genauer. Ich weiß es jetzt gewiß, daß eine solche Vorschule hinreichen wäre, die Kinder an Körper, Geist und Herz so vorzüglich zu bilden, daß ihre Kraft in allen drei Hinsichten bald ungewöhnlich groß erscheinen, ja sie fähig machen würde, vielen bösen Einwirkungen von außen her zu widerstehen; daß vorzüglich die Geisteskraft so vorgebildeter Kinder im

Stande sein müßte, sich selbst durchzuarbeiten und bei nur mittelmäßig gutem weiteren Unterrichte etwas Außerordentliches in der Welt zu leisten. Denn — ist die Kraft der menschlichen Seele einmal zweckmäßig angeregt, so läßt sie sich nimmermehr wieder zurückdrücken. Mag man ihr selbst Fesseln anlegen; sie sprengt dieselben, und tritt desto gewaltiger hervor. Oft schon haben Menschen, deren Geisteskraft einmal rege geworden war, und dann wieder zurück gehalten werden sollte, unerwartet ganz neue Wege betreten, und auf diesen unglaublich viel geleistet. Denn — wo eigentlich die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen endet, wird wohl noch zwei- bis dreihundert Jahre lang ein unauflösbares Räthsel bleiben. So weit sind wir, nach meiner innigsten Ueberzeugung, noch von dem Ziele entfernt.

Zwölfter Abschnitt.

Ob es mir unlieb ist, daß mein Sohn ein früher Gelehrter wurde?

Es war mir sehr unlieb; ich habe mich aber späterhin über mein Vorurtheil, so wie über meine Kurzsichtigkeit dabei geschämt. — Der Satz stand damals als allgemein geltend fest: „frühe Ausbildung des „Geistes könne nur auf Kosten des „Körpers, oder gar selbst des Her„zens erlangt werden.“ Auch ich sahe ihn daher für unumstößlich an, ohne ihn zuvor näher untersucht zu haben; sonst hätte ich finden müssen, daß er mit Ungrund allgemein ausgesprochen werde.

Der Satz sollte heißen: Wenn ein Kind auf Kosten seines Körpers, auf Kosten einzelner Seelenkräfte, oder gar seines Herzens, ein früher Gelehrter wird, so taugt das nicht!

Dann wäre er so richtig, daß auch ich ihn noch heute unbedingt unterschreiben würde. Dann hätte ich aber schon damals

schnell begriffen, daß er auf meinen Sohn nicht passe.

Was seinen Körper betrifft, so kann wohl nie ein Kind gesunder sein, als mein Sohn beständig war. Das Nähere darüber ist oben mitgetheilt. Ich bemerke nur noch, daß er niemals fett, und nie mager zu nennen war; beständig sehr gute Eßlust hatte; unaufhörlich heiter und stets etwas größer war, als andre Kinder seines Alters; und doch bin ich nicht groß, und seine Mutter ist klein. Wie oft haben wir ihn gemessen mit Dörflern und Städtern; aber fast nicht ein einziges Mal ist er der Kleinere gewesen; hingegen gewöhnlich der Größere.

Die Veranlassung, ihn zu messen, trat sehr oft ein: theils weil es mir selbst von der höchsten Wichtigkeit war, zu wissen, wie es zu jeder Zeit mit seiner Gesundheit stehe, und ein ungestörtes Fortwachsen des Körpers kommt dabei sehr in Betrachtung. Sorgfältiger als auf mein Wetterglas achtete ich dieserhalb auf seine Farbe, auf seine Eßlust, auf seinen Schlaf, auf die Lebhaftigkeit und Kraft seiner Bewegungen und auf sein Wachsen.

Als er neun Jahr alt, folglich schon Student in Leipzig, und eingesegnet, (im zehnten Student in Göttingen) war, hielt ihn, durch eine sehr natürliche Täuschung! Jedermann für älter als neun oder zehn Jahr. Man meinte deshalb oft, er sei zwar nicht groß, aber doch sehr gesund und kräftig. Dies ließ ich indeß nie gelten, sondern gab sein Alter pünktlich an, und bat, andere Kinder von denselben Jahren kommen zu lassen, und mit ihm zu messen. Gewöhnlich erfüllte man meinen Wunsch, und sah dann schnell, wie sehr man sich getäuscht hatte, denn er war unter zehn Malen sicher neun Male: größer, als diejenigen, die man neben ihn stellte.

Späterhin fiel er sogar wegen seiner ungewöhnlichen Größe auf, besonders wenn er zwischen seinem Vater und seiner Mutter stand, weil er mehr noch als einen Kopf hoch größer ist, als diese letztere, und sechs Zoll höher, als ich.

Ich fing deshalb wirklich an, in Sorgen zu gerathen, weil man gar zu viele Beispiele hat, daß mit dem ungewöhnlichen Wach-

sen körperliche oder Geistesschwäche, Brustschmerz, Bleichsucht und eine Menge anderer bösen Folgen verbunden zu sein pflegen. Aber seine erste Krankheit, die Masern, die er in meiner Abwesenheit von Berlin durch Ansteckung bekommen hat, ist die Veranlassung geworden, daß der Körper in die Höhe zu wachsen etwas nachgelassen hat.

Sollte sich diese Beobachtung als richtig bestätigen, so würde daraus folgen — was ich stets geglaubt habe — daß jede Krankheit mehr oder weniger gewaltsam auf den menschlichen Körper einwirkt, und daß folglich derjenige am ungestörtesten (und doch dabei ohne Schaden!) fortwachsen müsse, der gar keine Krankheit zu erdulden hatte. Deshalb suchte ich Karln durch viele Bewegung in freier Landluft, durch einfache Speisen und reines Wasser, durch Reinlichkeit und Ordnung in allen Dingen, durch zweckmäßige Bekleidung, durch Heiterkeit und vernünftige Beschäftigung, so wie besonders durch gänzliches Abhalten von allem ängstlichen Lernen im gewöhnlichen Sinne des Worts, vor Krankheiten zu bewahren.

Daß ich darin meinen Erwartungen gemäß glücklich gewesen bin, könnte ich durch eine Menge von Zeugnissen belegen; denn allenthalben, wo ich lebte, ließ ich mir von meinem Arzte (ich und meine Gattinn bedurften denselben leider stets) alljährlich ein Zeugniß über Karls Gesundheit geben, damit, wenn er ja durch Ansteckung eine Krankheit bekommen sollte, an der er stürbe, ich hämischen Aeußerungen mit jenen Zeugnissen in der Hand entgegentreten, und ihre etwanigen Verläumdungen dadurch vernichten könne. Jetzt ist das nicht nöthig, also mögen sie fürs erste noch liegen bleiben.

Wie sehr boßhafte Anschuldigungen und Verdrehungen der Wahrheit da zu fürchten waren, wo sich: böser Wille sattsam zu Tage gelegt hatte, beweißt die allgemeine Aengstlichkeit meiner Freunde und Bekannten für Karls Leben, und die öftere Frage: Sie haben nur das einzige Kind? —

Ich. Ja!

Der Andere. O mein Gott! da würde ich keinen Augenblick Ruhe haben, denn wie leicht kann es sterben. Und — so ein

Kind zu verlieren! — Ich dächte, Sie überlebten es nicht! u. s. w.

Eine meiner Freundinnen, eine übrigens sehr gescheute Person, Frau Dr. S. in G. sagte einst, als Karl im höchsten Grade kindlich und umhertollend mit ihrem Sohne spielte: „Ja, es ist ein einziges Wesen. — Aber, Sie können es verlieren, dies einzige Wesen! — Wissen Sie das?

Ich. Nun, dann werde ich weinen, mich zu fassen suchen, und denken: Gott hat es gethan!

Sie. Nein! Darin bin ich nicht Ihrer Meinung. Ich gestehe Ihnen offenherzig, wenn Karl stirbt, früher oder später, und ich lebe dann noch, so werde ich immer sagen: er ist an der Gelehrsamkeit gestorben!

Ich. (äußerst erstaunt.) Aber, Liebe, wie ist das möglich? Sie wissen ja besser, als Tausende, daß er nur wenig Lehrstunden hat, viel in freier Luft lebt, beständig sehr heiter ist, mit großem Appetit ißt und trinkt und lange und höchst ruhig schläft. —

Sie. Alles wahr! aber ich sage es doch.

Ich. Warum denn aber?

Sie. Weil es kein zweites Kind der Art giebt, und weil alle Menschen versichern, so ein Kind könne nicht leben bleiben.

Ich. Wenn er nun aber an einer ansteckenden Krankheit stirbt! —

Sie. So sage ich, er hätte sie nicht bekommen, wenn der Ansteckungsstoff nicht in ihm gelegen hätte; und dieser lag in ihm, weil er sich so viele Kenntnisse erworben hatte.

Ich. Wenn er nun einen in's Wasser Gefallenen retten will, und dabei selbst umkommt?

Sie. So sage ich: hätte er nicht so viel gelernt, so hätte er besser gewußt, wie man sich dabei zu benehmen habe, und nichts gewagt, was ihm den Tod bringen mußte.

Ich. Wenn ihm nun aber ein Dachziegel auf den Kopf fällt?

Sie. So sage ich: Er hat über einen gelehrten Satz nachgedacht, und hat darüber das Rasseln des Steins auf dem Dache nicht gehört.

Das sprach die Freundschaft, die noch dazu Karln ins besondere sehr zärtlich liebte. Was würde die boßhafte Feind-

schaft erst gesprochen haben! — Darum deckte ich mich jedes Jahr durch schriftliche Zeugnisse der vorzüglichsten Aerzte des Ortes oder der Gegend, in welcher ich lebte.

Das einzige Blatt dieser Art, welches ich für jetzt mittheile, ist freilich von ganz besonderer Wichtigkeit. Es kann ein vier-, ja ein zehnfaches genannt werden, weil vier große Aerzte Berlins darin wörtlich übereinstimmten, und weil so viele ausgezeichnete Einwohner derselben Stadt es mit hohem Interesse lasen, und versicherten, daß auch sie der gleichen Meinung seien.

Als ich nämlich 1810 mit meinem Sohne nach Berlin kam, verlangte Jedermann begierig, den Knaben zu sehen, der damals schon seit einem Jahre Student in Leipzig gewesen und so eben Student in Göttingen geworden war. Seine glücklich bestandenen (schweren) Prüfungen, und die ihm darüber ertheilten ehrenvollen Zeugnisse kannte man allgemein. Der erste, der ihn sah und sprach, war der verehrungswürdige Probst H., den ich schon seit vielen Jahren kannte und hochschätzte.

Wie? sagte er, als Karl vor ihm stand, und sich kindlich heiter mit ihm unterhielt: Der kleine, allerliebste Junge, das wäre Ihr Sohn; das wäre der berühmte Karl Witte, der frühe Gelehrte, von dem wir solche Wunderdinge gelesen haben?

Ich. (lächelnd.) Es ist Karl Witte, mein Sohn, und — ich habe, wie Sie wissen, nur das einzige Kind.

Er. Nun dann, lieber Freund! haben wir hier Ihnen und Ihrem lieben Jungen sehr zu nahe gethan. Wissen Sie, was wir in allen Gesellschaften sagen, als völlig ausgemacht annehmen?

Ich. Nun?

Er. Es sei Schade um das arme Kind, das Sie verexperimentirten. Es müsse jetzt schon siechen und im zwölften oder dreizehnten Jahre alt und lebenssatt sterben.

Ich. So? — Glauben Sie denn aber, daß Karl darnach aussieht? —

Er. Nichts weniger! Darum sage ich eben, wir thun Ihnen und Ihrem lieben Jungen sehr zu nahe. Das ist ja ein allerliebster, heiterer Mensch u. s. w.

Ich. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie herzlich! Wer spricht denn das am meisten?

Er. Alle, sage ich Ihnen, alle, die von Ihrem Sohn reden und — es wird viel von ihm gesprochen, wie natürlich.

Ich. Wessen Stimme ist denn wohl am wichtigsten, am entscheidendsten darin?

Er. Die Stimme unsrer großen Aerzte. Aber diese sind alle gegen Sie.

Ich. Das ist freilich schlimm! Hufeland auch?

Er. Allerdings!

Ich. Dann ist es sehr böse! Denn seine Stimme entscheidet mehr, als der Anblick des Kindes selbst. Auch wo man dies sieht, wird man sagen: „Es scheint zwar gesund; aber — Hufeland muß doch recht haben.“

Er. (lacht.) Das kann wahr werden, ich stehe nicht für das Gegentheil.

Ich. So werde ich zu Hufeland gehen, denn ich kenne ihn seit längerer Zeit. Ich will ihn bitten, meinen Sohn zu sehen, zu beobachten, und mir nachher sein Urtheil zu

sagen. Ist dies nach meinen Wünschen, so bitte ich ihn, mir zu erlauben, es in den Gesellschaften, die ich sehen werde, zu erwähnen.

Er. Ganz recht! Thun Sie das! Hufeland ist ein vortrefflicher Mann! der gewiß gern seine Meinung zurück nimmt, wenn er das Gegentheil vor sich sieht.

Am andern Morgen erhielt ich folgendes Briefchen von dem theilnehmenden Menschenfreunde:

Ich danke Ihnen, wertheſter Herr Bruder, recht verbindlich, daß Sie mir ihren lieben Sohn zugeführt haben! Der schöne blühende Knabe mit seinem rein-kindlichen Auge und Sinn steht immer vor mir, und es freut mich unendlich, daß schon sein Anblick jeden Lügen straft, der Kränklichkeit und Arroganz von früher Wissenschaft unzertrennlich hält u. s. w. Grüßen Sie mir den lieben Karl.

H — n.

Bald nachher ging ich zu Hufeland. Mein Sohn schlief noch, wie er denn immer sehr

lange, besonders aber nach einer Reise, ungewöhnlich lange schlief.

Hufeland hatte das Fieber, sprach mich aber dennoch, da es mitten im Sommer und sehr warmes Wetter war, im Schlafrock, und mit Sorgfalt eingehüllt.

Ich habe Sie gern sprechen wollen, sagte er. Haben Sie Ihren Sohn bei sich? und ist er gesund?

Ich. Er ist vollkommen gesund und mit in Berlin. Aber zu Ihnen habe ich ihn nicht mitgebracht, weil er noch schläft, und weil ich zuvor erfahren wollte, wann es Ihnen am bequemsten wäre, ihn zu sehen.

Er. Er schläft noch? — Schläft er denn wohl zwei bis drei Stunden ununterbrochen und ruhig nach einander?

Ich. Zwei bis drei Stunden, sagen Sie? Zehn Stunden alle Nächte. Nach Ermüdungen eilf, und nach einer großen Reise wie jetzt, wohl zwölf Stunden.

Er. So? Und da schläft er dann ruhig, und natürlich? —

Ich. Völlig natürlich, wie jedes andre gesunde Kind, und ununterbrochen vom An-

fange bis zu Ende. Wir könnten ihn schlafend hieher tragen lassen, er würde nicht erwachen.

Er. Wenn er aber endlich aus dem Schlafe kommt, wie ist er dann? matt, übellaunig? — —

Ich. Nichts weniger! Er ist heiter und froh, und wünscht zu essen.

Er. Und was bekommt er zu essen?

Ich. Wenn er sich zuvor gewaschen und angezogen hat, so bekommt er Butterbrod und ein Glas Wasser.

Er. Und das genießt er mit Appetit?

Ich. Mit sehr großem!

Er. Nun, wenn dem so ist, besonders was den Schlaf betrifft, so kann er allerdings leben und gesund bleiben. — Ich wünschte wohl, ihn zu sehen und zu sprechen.

Er bestimmte eine Nachmittagsstunde, weil er dann ohne Fieber sei, und noch ein paar Freunde dazu bitten wolle.

Wir kamen, und Hufeland nahm sogleich meinen Sohn in Beschlag. Mit väterlicher Zärtlichkeit blickte er ihn an, und plauderte mit ihm. Als Psychologe und Arzt fing er

von dem unbedeutenden und Aeußerlichen an, und schritt bis zum Wichtigern und Innersten fort, so weit ihm der Knabe seine Fragen nur beantworten konnte. Erst wenn dieser darüber nicht Auskunft zu geben vermochte, trat ich hinzu. Hufeland untersuchte seine Brust, seinen Puls, seine Zunge; kurz, alles was der Arzt untersucht, wenn er ganz genau wissen will, ob der vor ihm stehende vollkommen gesund ist, oder nicht.

Mit frohem Erstaunen wiegte er mehrmals den Kopf hin und her, und sagte mit abgebrochenen Worten: Es ist außerordentlich! — Er ist vollkommen gesund! u. s. w.

Nun ging er zu einer ausführlichen Prüfung seiner Kenntnisse über, fing diese damit an, daß er die sinnlichen Wahrnehmungen des Knaben, seine Urtheilskraft, seine Gegenwart des Geistes, seinen Witz ꝛc. auf die Probe stellte; dann prüfte er ihn in den älteren und neueren Sprachen und in allen Wissenschaften, die mein Sohn einigermaßen kannte. Seine Unterhaltung mit dem Kinde wurde immer liebevoller und endigte nach mehr als einer Stunde damit, daß er ihn auf's

zärtlichſte küßte, und ermunterte, ſo fortzufahren.

Jetzt wandte er ſich zu mir und ſagte mir viel Freundliches darüber, daß ich die Kräfte des Körpers ſämmtlich ſo vollkommen erhalten, und doch zugleich alle Kräfte des Geiſtes ſo gleichmäßig gefördert habe, daß auch nicht eine einzige ungebührlich vorſpringe.

Aber, ſagte er dann, wie haben Sie es angefangen, das Alles zu erreichen? —

Ich erzählte ihm und ſeinen Freunden mein höchſt natürliches Verfahren, und hatte die Freude, daß er mir von Zeit zu Zeit ſeine vollſte Billigung zurief.

Endlich bat ich ihn, mir zu erlauben, daß ich mich in den Berliniſchen Geſellſchaften auf ſeinen Ausſpruch: Karl ſei ganz geſund, berufen dürfe.

Er lächelte und ſagte: Recht gern! wenn es nöthig iſt; aber, man darf ihn ja nur ſehen, ſo weiß man ſchon gewiß, daß er geſund iſt.

Ich geſtand ihm nun offenherzig, daß ich erfahren habe: Die vorzüglichſten Aerzte in

Berlin hätten entschieden, der Knabe könne nicht gesund sein, und — nicht lange leben.

Er. Das ist wahr! Wir glaubten es alle, weil es bis dahin noch kein Beispiel vom Gegentheil gab. (Nach einigen Augenblicken) Wissen Sie was? Ich werde Ihnen ein schriftliches Zeugniß aufsetzen. Machen Sie den nöthigen Gebrauch davon! Ich bin Ihnen das schuldig, denn auch ich entschied dafür, daß Ihr Sohn kränklich sein müsse.

Nach einigen Weigerungen, die sein Zartgefühl zu beseitigen wußte, nahm ich sein edelmüthiges Anerbieten an. Er überließ mich und Karln seinen zwei Freunden, zog sich in den Hintergrund des Zimmers zurück, und schrieb folgendes Zeugniß, welches er mir mit einem herzlichen Glückwunsche in Betreff meines Sohnes übergab:

„Ich habe mit Vergnügen gefunden, „daß der junge zehnjährige Witte, trotz der „frühzeitigen Sprachübung und Gedächtniß„anstrengung seiner Seele, dennoch körperlich „völlig gesund, und in seiner physischen „Entwickelung ungestört geblieben ist, auch

„den kindlichen Charakter, sowohl an Seele „als Leib conservirt hat, welches unstreitig „der vernünftigen Art der Unterwei„sung und der damit immer verbundenen „körperlichen Uebung zuzuschreiben ist.

Dr. Hufeland.

Berlin den 31. August 1810.

Wenn ein so großer Arzt und Psychologe, wie Hufeland bekanntlich ist, eine ihm unbegreifliche Sache, die nichts desto weniger völlig zu seinem Fache gehört, bis auf den Grund erforschen will, und sich alle Mühe giebt, sie wirklich ganz zu durchschauen; am Ende die obigen Worte freiwillig sagt und schreibt, so kann wohl kein Vernünftiger mehr zweifeln, daß alles darin enthaltene wörtlich wahr ist. Hufelands strenge Rechtlichkeit ist ja überdies unantastbar.

In den nächsten Tagen besuchte ich die beiden Männer, Görike und Reil, die ich ebenfalls schon lange kannte. Beide thaten, was Hufeland gethan hatte. Sie erforschten Karls physischen und geistigen Zustand genau

und erboten sich freiwillig das Hufelandsche Zeugniß zu unterschreiben, oder mir ein anderes auszustellen, je nachdem ich es wünsche.

Endlich hatte der große Anatom, Walter der ältere, erfahren, daß ich mit meinem Sohne in Berlin sei, und den nächsten Abend mit einigen Freunden in dem Th — schen Garten zubringen werde.

Er suchte uns also auf, und machte meine Bekanntschaft. „Ich komme Ihres Sohnes wegen, sagte er. Man versichert allgemein, er sei vollkommen gesund, ich „kann es aber unmöglich glauben. Wenn er „die Kenntnisse hat, welche die öffentlichen „Blätter ihm zuschreiben, so kann er weder „gesund, noch kindlich sein. Alles dreies „zusammen ist undenkbar.“

Es herrschte im Th — schen Garten damals die schöne Sitte, daß alle Eltern, die ihn besuchten, ihre Kinder mitbrachten; und daß diese, nach gewissen, öffentlich angeschlagenen Gesetzen, mit einander im Garten unter den Augen ihrer Eltern oder vielmehr der ganzen Gesellschaft, spielen durften. Die Gesetze erlaubten alles, was nicht unsittlich

war, oder zu Unsittlichkeiten führte; und auf die Ausführung der Gesetze wurde sorgfältig gehalten. Die Kinder gingen also sehr gern mit ihren Eltern dahin, denn sie waren gewiß, Knaben oder Mädchen ihres Alters daselbst zu finden.

Grade jetzt war ein allgemeiner Wettlauf von einem Ende des Gartens zum andern. Daß dieser mit lautem Jubel vollbracht wurde, versteht sich. Karl lief mit, und tollte wie die übrigen.

Als Walter geendigt hatte, sagte ich zu ihm: Herr Geheimerath! mein Sohn ist derselbe, von welchem Sie gelesen haben. Er befindet sich hier im Garten und ist unter denen, die von dort her kommen. Wenn er siech, kränklich und schwächlich ist, wie Sie als gewiß voraussetzen, so werden Sie ihn leicht unter den übrigen herausfinden. Ich ersuche Sie also, auf alle zu achten, und mir den meinigen zu zeigen.

Er nahm den Vorschlag an, suchte aber vergebens, und versicherte mich, als die Knaben vorbei waren, er habe keinen bemerkt,

den er — nach seinen Voraussetzungen — für Karl Witte von Lochau halten könne.

Sie kommen wieder! antwortete ich. Beobachten Sie sie noch einmal!

Er that es, aber wieder vergebens! —

Ich wollte ihn noch zum dritten Male bereden, aber er bat mich, meinen Sohn zu rufen, weil er schon merke, daß er geirrt haben müsse.

Ich rief Karln, und stellte ihn Waltern unter dem Vorwande vor, ich hätte sehr gewünscht, daß er diesen berühmten Anatomen, (von dem und von dessen Kabinette ich ihm schon mehrmals erzählt hatte.) persönlich kennen lerne, und der Herr Geheimerath habe es erlaubt.

Walter war so erstaunt über die blühende Gesundheit und Lebendigkeit des Kindes, daß er, statt irgend etwas zu reden, Freudenthränen vergoß, und den Knaben mit inniger Zärtlichkeit umarmte. Dann sprach er verschiedenes mit demselben. Am festesten wurde er aber, (wie er versicherte) von seinem bisherigen Irrthum dadurch geheilt, daß Karl, sobald er die an ihn gethanen Fragen

beantwortet hatte, bittend zu mir sagte, „Lieber Vater, darf ich nun wohl wieder zu „den Kindern gehn?“

„Das hätte ich nimmermehr ge„glaubt! sagte Walter wiederholt! Ja, „der ist gesund! Wollte Gott, daß alle „Kinder so gesund wären!

Ich theilte ihm dann Hufelands Zeugniß und Görikens und Reils Aeußerungen mit.

Das alles ist sehr natürlich! antwortete er. Auch ich unterschreibe das Zeugniß von ganzem Herzen gern.

* * *

Wenn vier Männer dieser Art — und ich könnte leicht noch vierzig andre nennen, die alle zu den vorzüglichsten Aerzten Deutschlands gehören! — in dem übereinstimmen, was man oben gelesen hat; so darf ich mir wohl nicht einfallen lassen, daß mein Sohn durch seine sogenannte frühe Gelehrsamkeit an seiner Gesundheit das Geringste verloren, oder daß ich der Kindlichkeit seines Charakters im mindesten geschadet habe. —

Ist dies aber nicht der Fall, hat er im Gegentheil gar keinen Verlust dadurch erlitten, nun, dann ist der unläugbare Gewinn, den ich ihm dadurch verschaffte, von der höchsten Wichtigkeit.

„Das ist es ja eben, was wir bestreiten! antwortet man mir von mehreren Seiten hierauf. Andere Kinder werden eben so wohl dahin kommen, wo er jetzt steht! Er behält also nichts voraus.“

Ich will nicht dagegen reden, weil ich niemals zu Gunsten seiner, und zum Nachtheil Anderer prophezeit habe. Nur muß ich bemerken, daß es doch sonderbar sein würde, daß alle gebildete Menschen, die ihn näher kannten, fast ohne Ausnahme, viele Jahre lang innig liebevoll für diese Erziehungsweise eingenommen (waren und) blieben; wenn sie — wie jene wenigen Gegner — gemeint hätten: „Die Sache ist „nicht von Dauer! Andere Kinder „werden eben so gut dahin kommen!“

Doch dieser Satz hängt mit mehreren andern zusammen, ich thue also wohl besser, ihn einem besonderen Abschnitte vorzubehalten, schließe

schließe aber diesen mit der heiligen Versicherung, daß ich Gott, der so vieles ganz anders schickte, als ich es wollte! oft und herzlich für seine gütige Führung danke: denn die Vortheile, welche seine frühe Ausbildung meinem Sohne gewährt hat, sind zu vielfach, zu überwiegend und zu einleuchtend, als daß der gute und verständige Mensch sie verkennen könnte. Nur Thorheit oder Schlechtheit wollen dies letzte, darum allein können sie es noch jetzt.

Nachtheile hat er aber, wie wir oben sahen, nicht davon gehabt.

Dreizehnter Abschnitt.

Einwürfe gegen die frühe Ausbildung meines Sohnes.

Alle Einwürfe aufzuzählen, welche Vernunft oder Unvernunft, Menschenliebe oder Niederträchtigkeit dagegen vorbrachten, ist unmöglich. Ich berühre also nur die, die einigen Schein hatten, und deshalb eben in meinem Gedächtniß zurückgeblieben sind. Ich

kann und werde sie desto kürzer widerlegen, weil ich, Gottlob! im Stande bin, auf die allbekannte Erfahrung vom Gegentheile hinzuweisen.

Als er acht Jahr alt war, wurde er in der gelehrten und gebildeten Welt bekannt.

„Er muß kränklich und schwächlich sein! „hieß es. Der Gewinn der früheren Reife „ist aber gar nichts gegen die Gesundheit „des Kindes."

Ausgezeichnete Männer, die das Kind genau kannten, versicherten dagegen mit ihrer Namensunterschrift, daß das Kind vollkommen gesund sei.

(Ich bemerke hierbei ausdrücklich, daß die meisten Einwürfe sich von Leuten herschrieben, die den Knaben noch nicht kannten. Gewöhnlich nahmen sie alles zurück, sobald sie ihn sahen und sprachen.)

„Er wird im neunten oder zehnten Jah„re krank werden, dann noch ein oder zwei „Jahre siechen, und im eilften bis zwölften „seines kurzen Lebens sterben."

Er wurde weder krank, noch siechte, noch starb er.

„Er muß zuviel am Studiertisch sitzen!
„das kann nimmermehr gut gehen!“

Männer, die es besser wußten, versicherten öffentlich, daß er weit weniger am Arbeitstische sitze, als fast alle andre Kinder.

„Er genießt seine Kindheit nicht!“

Andre, nicht ich, betheuerten laut, daß man nicht leicht ein glücklicheres und froheres Kind sehen könne.

„Er ist zu viel in der Einsamkeit.“

Es wurde dagegen täglich bekannter, daß ich ihn auf dem Arme der Mutter schon immer mit mir genommen, und in allen Gesellschaften bei mir gehabt habe.

„Er muß zu ernst werden!“

Die wichtigsten Auktoritäten bezeugten dagegen, daß er zwar, wenn es erforderlich sei, sehr ernst; sobald es aber nicht mehr nöthig wäre, kindlich fröhlich, ja muthwillig und ausgelassen sein könne, alles in der Art, wie ein wohlerzogenes Kind es zu sein pflege.

„Die Vergnügungen der Kinder müssen ihn anekeln!“

Guthsmuths und Andere versicherten, daß er alle Kinderspiele gern und anstellig mitmache, und mit sichtbarer Freude unter Kindern umhertobe, und mit ihnen spiele.

„Er wird sich nie in Kinder zu schicken „wissen.“

Kinder, die mit ihm bekannt wurden, spielten mit keinem andern Knaben so gern, als mit ihm, weil er nichts Unvernünftiges verlangte, ihnen nichts verderbte, und — freundlich nachgab.

„Er wird stolz, eitel, eigenwillig sein, „und auf seine Gespielen verächtlich herab„sehen.“

Seine Gespielen hörten auf, ihm seine Kenntnisse zu beneiden, und duldeten die Achtung und Liebe, welche er deshalb vorzugsweise von ihren Eltern und Verwandten genoß, bloß darum, weil er so bescheiden und anspruchslos war, und nicht selten dankbar von ihnen zu lernen suchte, was sie besser wußten, als er.

Seine Kenntnisse kramte er niemals aus.

An Prahlen damit war gar nicht zu denken.

„Er wird bloß für den Studiertisch ge„bildet. In Gesellschaften wird er also am „unrechten Orte sein, sich nicht zu nehmen „wissen u. s. w.“

Man hatte ihn aber eben so gern an Höfen, als in Bauernhütten; im Hause des reichen Kaufmanns, als des Ministers; in der Gesellschaft des feinen Gutsbesitzers, als des ehrlichen Bürgers. Alle behaupteten, er passe in ihren Zirkel, als wäre er dafür erzogen.

„Im dreizehnten bis funfzehnten Jahre, wenn er ins Jünglingsalter übergeht, da „wird er schwach werden, welken, — ster„ben.“

Das alles geschah nicht; sondern er wurde um jene Zeit erst recht kräftig, blühte wie eine Rose, und — lebte fort.

„Wenn er den erwähnten wichtigen Zeit„punkt — überlebt, und körperlich auch „keine Nachtheile davon empfindet, so wird „er doch geistig angegriffen werden; er wird „stille stehn! und was hilft es dann, daß „er früher schnell vorwärts schritt.“

Er wurde auch geistig nicht angegriffen, sondern machte nach wie vor reissende Fortschritte.

„Er wird nur für Gelehrsamkeit, für „trockne Sprachen, Sinn haben. Das Schöne, das Liebliche wird ihm ewig gleichgültig bleiben! Welch' ein unersetzlicher „Verlust für ihn! —"

Ja wohl! ja wohl! wenn es wahr geworden wäre! Aber, als zartes Kind schon liebte er das Schöne in der freien Natur, in der Thier- und Menschenwelt, so wie in den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller und Dichter, und wußte es schnell und sicher zu finden und hervorzuheben. Später deklamirte und las er, nach der Versicherung der gebildetsten Personen ausgezeichnet gut. Man zog ihn grade deshalb und wegen der Fröhlichkeit, womit er die gesellschaftlichen Spiele mitmachte, oder angab, in die feinsten Gesellschaften, vorzüglich suchten ihn feinere Jünglinge und Mädchen.

Jetzt schreibt er in Prosa und in Versen mit unbeschreiblicher Leichtigkeit, und, wie man mich versichert — nicht unglücklich.

Der letzte Einwurf, den ich anführen will, kam von Petersburg her. Es war der einzige, der mich für eine Zeitlang verlegen machte, weil er zu weit in die Zukunft griff, als daß ich im Stande gewesen wäre, ihn durch das Gegenwärtige zu entkräften. Und doch wagte ich nicht, mir die Zukunft durchaus günstig zu denken. Ueberdieß kam der Einwurf von einem Manne, den ich als Philosophen, als gescheuten, erfahrnen und wohlgesinnten Mann gleich hochachtete, der mich und die Meinigen liebte, und seine Besorgniß mir im Vertrauen mittheilte, nicht aber hämisch dadurch die gebildete Welt gegen mich und mein Werk einzunehmen suchte.

Herr Kollegienrath von Jakob, früher als Professor der Philosophie in Halle mein Lehrer, später mein Freund und der Taufzeuge meines letzten Kindes, schrieb mir nämlich unterm 23sten Julius, 1811, als Karl eilf Jahr alt war, folgendes:

„Was Ihren Sohn betrifft: so begreife ich leicht, wie ein solches Kind seinen Eltern sehr große Freude machen muß, und dies ist

mir um so angenehmer, da diese Eltern meine Freunde sind, die ich liebe. Dennoch muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, daß meine angenehme Empfindung dabei nicht ohne Beimischung von Bedauern gewesen ist. Denn noch bin ich nicht überzeugt, daß diese so wundersam frühe Entwickelung der Kraft ein Vorzug für Ihr Kind sein werde, der es glücklicher und vollkommener machen wird, als andere Menschen. Gewiß bin ich überzeugt, daß Ihre Kunst und Ihre Mühe hauptsächlich dazu beigetragen, die Kräfte des Kindes so früh zu entwickeln; eben so gewiß scheint es mir zu sein, daß Ihr Sohn außerordentliche Naturgaben besitzt, welche dem Anreizen des väterlichen Unterrichts so willig folgten. Aber wenn diese frühe Entwickelung Ihrem Kinde bleibende Vorzüge geben soll; so muß sie auch proportionirlich fortgehen. Die Kräfte und Kenntnisse, welche Ihr Sohn im neunten bis eilften Jahre hat, erlangt ein anderer junger Mensch von Talent im funfzehnten bis neunzehnten. Die Zunahme der Verstandeskraft geht gewöhnlich fort bis etwa ins ein und zwanzigste Jahr, und dann kom-

men noch Kenntniſſe und Erfahrungen hinzu, ſchwerlich aber ſtärkere Denkkraft. Wenn nun Ihres Sohnes Denkkraft vom neunten bis zum ein und zwanzigſten Jahre in derſelben Proportion fortwächſt, als bisher, ſo wird er unſtreitig als ein ganz außerordentlicher Menſch auch für die ganze Zeit ſeines übrigen Lebens daſtehen. Aber ſetzen wir, der Grad des Verſtandes fixirt ſich ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre: ſo wird er in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre nicht weiter ſein, als die übrigen ſeines Alters, ausgenommen, daß er vielleicht einige Kenntniſſe mehr hat. Ihr Sohn würde alſo dann nur bis in ſein achtzehntes bis zwanzigſtes Jahr bewundert, dann aber gleichſam mit einem Male zur Klaſſe der übrigen Menſchen gerechnet werden.

Nun aber gebe ich Ihnen zu bedenken, was die kontinuirliche Bewunderung des Auſſerordentlichen, die doch nothwendig auf ihn wirken muß, in ihm für eine Stimmung hervorbringen werde, und wie er es dann wird ertragen können, wenn er in ſeinem zwanzigſten oder ein und zwanzigſten Jahre die Be-

wunderung verschwunden, und sich zu den gewöhnlichen Menschen gezählt findet? — Diese Betrachtung würde mich, wenn ich Vater des Kindes wäre, mit großen Sorgen erfüllen. Ein Mensch, der von seiner Kindheit an die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt hat, muß es sehr hart empfinden, wenn er derselben nicht mehr im gleichen Grade für werth geachtet wird. Das, mein werther Freund! sind meine Bedenklichkeiten gegen Ihren erwählten Erziehungsplan. Sie wissen, daß ich stets meine Gedanken frei und offen zu sagen pflege, und ich thue dies noch lieber gegen Personen, die ich achte und liebe.

Ich antwortete ihm noch in demselben Jahre, daß das alles möglich sei, was er besorge, daß ich es aber, aus vernünftigen Gründen, nicht fürchte, und die nöthigen Vorkehrungen treffen werde, damit es weniger schade, wenn es ja eintreten sollte. In drei Jahren, wenn mein Sohn vierzehn Jahr alt sei, wolle ich ihm offen und ehrlich, wie er mich von jeher gekannt habe, das Weitere schreiben. Sollten seine Besorgnisse einge-

treten sein, so wolle ich es ihm nicht verhehlen; wo nicht, so müsse er mir erlauben, daß ich ihm auch für mich und meinen Sohn die Wahrheit melde.

Am zwei und zwanzigsten Junius 1814, (also zehn Tage früher, als mein Sohn vierzehn Jahr voll war) schrieb ich ihm folgendes:

„Doch zuerst etwas in Betreff Ihres Urtheils über meinen Sohn! Ihre Idee, daß der Grad seines Verstandes sich in seinem vierzehnten Jahre fixiren, und er dann nicht weiter fortgehen, also in seinem zwanzigsten bis ein und zwanzigsten Jahre nicht mehr bewundert, dadurch folglich mißmuthig gemacht werden könnte, ist höchst sinnreich; und ich gestehe Ihnen, daß noch kein Mensch mir diesen Einwurf gemacht hat, und daß er mich deshalb anfangs sehr in Verlegenheit setzte. Auch gehöre ich zu den Wenigen, die nicht etwa suchen, dasjenige wegzuleugnen, was ihnen in den künftigen Tagen Unangenehmes widerfahren könnte. O nein! Es kann sein, daß es so kommt, wie Sie meinen; aber bis jetzt scheint es nicht so.

1) Mein Sohn ist in zehn bis zwölf Tagen, (am ersten Julius) vierzehn Jahr alt, und noch jetzt nimmt er sichtbar am Geiste zu. 2) Er ist noch jetzt so ausgezeichnet bescheiden, daß er nicht bewundert sein will, oder vielmehr nicht bemerkt, daß er bewundert wird.

Ich hoffe daher, er wird entweder so bald noch nicht stille stehen, oder er wird, wenn dies letzte ja eintreten sollte, sich weit weniger über das Aufhören der Bewunderung grämen, als ein eitler junger Mensch thun würde; und so wäre ja nichts verloren, wohl aber eine sorgfältige Erziehung, eine Menge Kenntnisse, frühe Erfahrungen, Bekanntschaften mit der Welt, selbst mit der feineren ꝛc., durch Reisen und durch ehren- und liebevolle Aufnahme in den ersten Häusern, gewonnen.

Entscheiden kann keiner von uns beiden, es liegt εν γουναϛι Θεων μαχαιραν. aber die Wahrscheinlichkeit ist heute weit mehr für mich, als vor drei Jahren.

Und so war und ist denn auch dieser letzte, mich, aus den angeführten Gründen, bei

weitem am meiſten ängſtigende Einwand gegen meine Erziehungsweiſe, glücklich gehoben. Gottlob, wenn ich heute jenen Brief zu beantworten hätte, ſo würde ich es mit noch tieferer Ruhe und noch freudigerer Dankbarkeit gegen Gott thun. Denn alles, was ich am zwei und zwanzigſten Junius 1814 ſchrieb, iſt jetzt ſo vollkommen wahr, als damals. Ja, mir deucht, ich könnte heute noch mehr für mich und meinen Sohn ſagen.

Dies führt mich von ſelbſt auf den weſentlichen Unterſchied ſeiner Erziehung und Bildung, und der, durch welche Heineke und Baratier, zu dem gemacht wurden, was ſie waren, und weshalb ſie ſo früh welkten und ſtarben.

Vierzehnter Abschnitt.

Unterschied der Erziehung und Bildung, die mein Sohn genoß, von der, welche bei Heineke und Baratier angewandt worden.

Ich theile im getreuen Auszuge mit, was wir von der Erziehungsweise beider genannten Wunderkinder wissen, und halte mich überzeugt, schon beim Durchlesen desselben wird jeder Unpartheiische fühlen, daß das etwas ganz anderes war, als was mit meinem Sohne geschah. Der Verständige wird sich also leicht selbst sagen, daß die Folgen bei ihnen schlimm sein mußten, bei meinem Sohne aber gut sein konnten.

Jene beiden sollten Wunderkinder werden, mein Sohn sollte es nicht. Jene wurden deshalb vom ersten Jahre an förmlich unterrichtet, mein Sohn erst im sechsten; denn daß er etwas früher spielend lesen lernte, und daß ich den — kurzen — Versuch mit dem Rechnen machte, oder vielmehr nur anfing, kommt wohl, vernünftiger Weise! nicht in Anschlag.

Jene saßen ganze Tage lang am Arbeits-

tische, und athmeten nur Stubenluft. Mein Sohn kannte bis zum sechsten Jahre den Arbeitstisch gar nicht, dann saß er täglich nur eine Viertel bis drei Viertel Stunden daran, und lebte bis ins zehnte Jahr weit mehr im Freien, als im Zimmer.

Jene kränkelten von Anfang an, wie sehr begreiflich ist! mein Sohn war beständig gesund und heiter.

Von ihrem Körper heißt es: er war zärtlich, schwächlich ꝛc. und man mußte sie vor Wind und Wetter, vor groben Speisen und anstrengenden Bewegungen hüten. Mein Sohn war rüstig und kräftig, scheute keine Witterung, machte große Fußreisen, und aß und trank alles, was da war, und ihm (als nicht zu hitzig) von uns erlaubt wurde.

Jene mußten folglich Erscheinungen werden, die nur eine kurze Zeit glänzten, und dann — erloschen. Mein Sohn nimmt, Gottlob! noch täglich an Körper- und Geisteskraft zu, und macht nach seinen neuesten Briefen in Oberitalien und in der Schweiz Fußreisen, die mich selbst in Erstaunen setzen, ungeachtet ich ein tüchtiger Fußgänger bin.

Doch, hier sind die versprochenen Auszüge!

Das Lübeker Wunderkind
oder
Christian Heinrich Heineke.

„Christian Heinrich Heineke wurde 1721 „zu Lübek geboren. Sein Vater war Pro„fessor der Geschichte, und hatte nicht nur „viel gelernt, sondern wußte sich auch sehr „gut Andern mitzutheilen. Er kam auf den „Einfall, seinen Sohn in einem Alter von „acht Monaten reden zu lehren, und fing „es so an: Das Ding, was er nennen woll„te, stellte er seinem Kinde recht deutlich vor „Augen, und machte es zugleich aufmerksam „darauf. Wenn nun der kleine Heinrich das „Ding recht in's Auge gefaßt hatte, so sprach „der Vater langsam, laut und deutlich „den Namen des Dinges aus. Und siehe da, „die Sache glückte. Er trieb das Wesen „nicht lange, so erstaunte er darüber, daß

Hein-

„Heinrich nicht nur Wörter, sondern auch „ganze Redensarten hervorbrachte, mit „welchen er auch bald einen richtigen Sinn „und Verstand verband.

„Aller Anfang ist schwer. Da aber „nur erst die Bahn gebrochen war, so gings „mit dem Lernen des Kindes wie ein Schlit„ten im vollen Rennen bergab. Mit Lesen „und Schreiben plagte der Vater den Klei„nen nicht, sondern brachte ihm alles münd„lich durch Erzählen bei. Dadurch wird es „begreiflich, daß das Kind die Lust zum Ler„nen nicht verlor. Es ist unglaublich, „aber es ist wahr, daß der Knabe schon in „seinem achtzehnten Monat die vornehmsten „Begebenheiten der biblischen Geschichte haar„klein und umständlich her — zu erzählen „wußte.

„Mit anderthalb Jahren hatte er schon „die Geographie, die römische und die grie„chische Geschichte im Kopf. Um sie ihm „leichter beizubringen, hatte man die merk„würdigsten Begebenheiten auf Kartenblätter „gezeichnet. Man konnte darüber in die Kreuz „und Queer fragen, Heinrich war allenthal-

„ben zu Hause. So lernte er auch im Kur-
„zen die Geschlechtsregister aller regierenden
„Häuser in Europa kennen, (wofür man ihm
„freilich etwas Gescheiteres hätte eintrichtern
„sollen.) Die lateinische und französische
„Sprache redete er wie seine Muttersprache.
„Bei dem allen sog Heinrich noch immer an
„der Mutterbrust.

„Die Sache machte gewaltiges Aufsehen
„in der Welt. Viele glaubten es, Andere
„nicht. Um klaren Wein zu haben und die
„vielen Für und Wider ins Reine zu brin-
„gen, wurde von Regensburg aus dem Ma-
„gistrat zu Lübek aufgetragen, von diesem
„Meerwunder eine beglaubigte Nachricht ein-
„zuschicken. Der Rektor des Gymnasiums
„zu Lübek, Herr von Seelen, (der als Ge-
„lehrter von Profession das Ding am besten
„verstehen sollte) erhielt also vom Lübekschen
„Magistrat den Auftrag, das gelehrte Kind
„genau zu untersuchen, und darüber zu be-
„richten. Er that es denn mit folgenden
„Worten:

„Anno 1724 den zweiten Januar habe
„ich mich fast den ganzen Tag, bis Abends

„um zehn Uhr in dem Hause des Herrn „Professor Heineke aufgehalten, um recht zu „erfahren, ob das alles richtig sei, was von „seinem Sohne: Christian Heinrich Heineken „der noch nicht völlig drei Jahr alt ist, bis„her geredet und geschrieben worden ist. Da „ich denn mit Grund der Wahrheit versichern „kann, vieles von diesem Kinde gehört zu „haben, welches sein Alter weit übersteiget, „und es von vielen tausend Kindern unter„scheidet, weswegen ich auch mehr als ein„mal bedauerte, daß nicht alle und jede, die „ihn sehen, desgleichen aus seinem Munde „hören können. Die Ursachen sind, weil das „Kind sich von Niemanden gern fragen läßt, „als von dem Herrn von Schönaich, einem „Schlesier von Adel, der sich in dem Hause „aufhält, und zum Zeitvertreibe diesem Kin„de so vieles beigebracht hat. Ferner ist es „dem Kinde nicht alle Zeit gelegen, daß es „antworten will. Wegen seiner zarten Kind„heit aber kann man es nicht zwingen, daher „es am erwähnten Tage wohl zwanzigmal, wenn „es im besten Recitiren war, abgebrochen, und „zwar mit seiner gewöhnlichen Formel: Nun

„will ich nach Nutrix gehn (mir die Brust
„reichen lassen) worauf es denn gleich muß-
„te dimittiret werden, wiewohl es öfters
„bald wieder kam, und das Angefangene
„continuirte. Endlich leidet es auch wede-
„die jetzige Schwachheit des Kindes, noch
„bei den Zuhörern allemal die Zeit und Ge-
„duld, so hierauf zu wenden ist. Demunge-
„achtet habe ich doch vieles von dem Knaben
„gehört, welches theils ein bewundernswür-
„diges Gedächtniß, theils ein starkes Judi-
„cium anzeiget.

„Die römischen Kaiser, alte und neue,
„wußte er perfect in einer Suite herzusagen,
„und zwar mit Benennung der unterschiede-
„nen Stammhäuser. Von Karl dem Großen
„bemerkte er, daß er die Sachsen zum christ-
„lichen Glauben gebracht: Von Karl dem
„vierten, daß er zu Lübek, und zwar in eben
„dem Hause, wo das Kind lebt, logiret, die
„hohe Schule zu Prag errichtet, viele Länder
„vom Reiche abgebracht habe, und deswegen
„Vitricus imperii *) genannt worden: Von

*) Des heil. Römischen Reichs Stiefvater.

„Maximilian dem ersten, daß er das römische „Reich in Kreise — welche es alle nannte „— eingetheilt, so wie daß Luther und Tezel „unter ihm gelebet haben: Bei welcher Ge„legenheit es in die Reformationsgeschichte „geführt ward, woraus es verschiedene merk„würdige Dinge erzählte.

„Aus der älteren Kaiserhistorie wurde „Julius Cäsar und Augustus ausgewählt, „die es gleichfalls nach den vornehmsten „Merkwürdigkeiten beschreiben konnte. Die „Orientalischen Kaiser hatte es eben so gut „inne, wußte z. B. wie sich Konstantin der „Große und Konstantin Paläologus von ein„ander unterschieden, wie jener ein Zeichen „am Himmel gesehen, dessen Inschrift es „auf Griechisch, Lateinisch und Deutsch her„sagte; unter diesem aber Konstantinopel in „türkische Hände gerathen sei.

„So war es auch mit den medischen und „persischen Königen, so daß es zwischen Cy„rum und Darium Codomannum keinen ein„zigen ausließ; imgleichen mit den Ptole„mäis in Egypten.

„Aus der biblischen Historie habe ich die „Patriarchen, Richter, Könige in Juda und „Israel herzählen gehört, anderer historischen „Sachen, die sich nicht specificiren lassen, zu „geschweigen. —

„In der Geographie, (weil mir die „Wahl gelassen ward) wählte ich erst die „Karte von Deutschland, 2) vom gelob„ten Lande, 3) von Griechenland. In „allen dreien konnte es die vornehmsten Flüs„se und Städte zeigen. Bei der ersten hör„te ich mit Verwunderung die vielen Für„stenthümer und Herrschaften in Schlesien. „Bei der andern die zwölf Stämme, und „zwar wie viel zu einer Hauptlandschaft ge„hörten; Bei der dritten die vornehmsten „Schlachten aus der griechischen Historie, „welche verschiedene Oerter berühmt gemacht „haben. Unter andern war es artig, daß, „als es ein Blatt, worauf eine Historie ge„malt, auf der einen Seite aber mit einem „Stücke aus einer abgenutzten Landcharte „von Deutschland beklebt war, damit es desto „stärker sein mögte, in die Hände bekam, „und es von ungefähr umkehrte, es aus

„freien Stücken sagte: Das ist Lübek!
„Das ist Rostock! und als es gefragt ward,
„woher es das wisse, zur Antwort gab: Das
„ist ja die Ostsee!

„In der Genealogie ward es tentirt mit
„den Königl. Häusern Dännemark und Frank-
„reich, wie auch mit dem Fürstlichen Hause
„Schleswig-Hollstein, und legte Proben ab,
„wie man sie nicht von einem Kinde präten-
„diren kann. Auf Lateinisch konnte es fast
„alles nennen, was nur vorkam, ja wenn ein
„deutsches Wort mit mehr als einem latein-
„schen Namen kann genennet werden, fehlten
„ihm selbige auch nicht, welches mit dem
„Worte; Thür, janua, ostium, porta, ver-
„sucht ward. Als ihm ein Bild, welches es
„bis dahin noch nicht gesehen hatte, gezeigt,
„und dabei gesagt wurde: Das ist etwas
„schönes! sprach es gleich darauf: est ali-
„quid praeclari!

„Aus dem Catechismo recitirte es die
„zehn Gebote; Viele Kernsprüche aus der
„Bibel wußte es eben so gut. Bald darauf
„kam ihm die Lust an, daß es singen woll-
„te, da es denn den Neujahrsgesang: Helft

„mir Gottes Güte preisen! ꝛc. nach „seiner rechten Melodie sang. Es ward als „ganz gewiß dabei versichert, daß es erst „den vorigen Abend von seinen Geschwistern „diesen Gesang singen gehört habe.

„Am meisten habe ich mich zuletzt ver„wundert, über ein in Kupfer gestochenes „Skelett, welches es nicht nur eintheilen, „sondern auch das Vornehmste daran mit „den rechten Kunstworten zu benennen wußte.

„Kindisches ließ der Knabe wenig von „sich sehen, doch fiel ihm manchmal ein, daß „er auf seinem Steckenpferde reiten wolle, „wo er denn wegen großer Schwachheit muß„te geführt werden. Inzwischen ward er „gefragt: wessen er sich bei dem Steckenpfer„de erinnere? worauf er die Nürnbergische „Historie, so Anno 1650 passirt, erzählte, „auch den Steckenreitpfennig, welchen der Herr „von Schönaich ihm ehemals gewiesen, noch „ein Mal zu sehen verlangte. Es ward da„ bei gefragt, was ein Steckenpferd auf la„teinisch heiße, und es antwortete: equus „ligneus.

„Ich fragte den Herrn von Schönaich,
„wobei er zuerst ein so ungemeines Gedächt-
„niß dieses Kindes gemerket? Worauf er
„antwortete: Sobald es angefangen zu spre-
„chen, habe er einmal mit ihm am Ofen ge-
„sessen, da es ihn denn gefraget: was doch
„die Figuren am Ofen bedeuteten? Wie er
„ihm dieselben nach seinem Vermögen erklä-
„ret, und ein und anderes dabei erzählt, so
„hätte er mit Verwunderung angehöret, daß
„es das alles am folgenden Tage seinen
„Schwestern, und zwar fast mit eben dersel-
„ben Worten wieder erzählet habe. Darauf
„habe er angefangen, ihm biblische Historien
„vorzusagen. Als es nun selbige auch so-
„gleich behalten, und immer größere Begier-
„de, (welche noch beständig währet) etwas
„Neues zu hören, bei ihm verspüret wor-
„den, habe er zu seinem Zeitvertreibe ihm
„aus den Wissenschaften das Nöthigste
„vorgesaget. Wenn es nun nicht recht auf-
„gereimt, so daß nichts von ihm herauszube-
„kommen, müsse der Nachtwächter, nach wel-
„chem es öfters fraget, weil es ihm, bei we-
„niger nächtlicher Ruhe oft singen höret, her-

„halten, der dann beschrieben wird, als ein „großer Ignorant, welcher dasjenige, was „man gerne von ihm hören wolle, nicht „einmal wisse, da es doch ein Kind schon „inne habe. Wenn es dies vernimmt, so läßt „es sich hören, und will dann gleichsam den „Nachtwächter beschämen. Es ist Schade, „daß zum Leben des Kindes — welches bis„her noch immer nichts als die Milch der „Mutter genossen, auch auf keine Art und „Weise zu andern Speisen zu gewöhnen ist, „— zu schlechte Hoffnung da ist; denn ohne „Gottes Allmacht ist es, menschlichem Ansehen „nach, nicht möglich, daß es lange leben „könne. —

„So weit der Amtsbericht des Herrn „Rektor von Seelen. Der Ruf von des „kleinen Heinrichs Gelehrsamkeit erscholl all„mählig so weit, daß der damalige König „von Dännemark ihn zu sehen wünschte, und „ihn deshalb nach Kopenhagen kommen ließ. „Er trat die Reise dahin mit seiner Mutter „an, und erschien am Hofe mit allen Gra„zien der Kindheit. In allem Betracht war „er auch äußerlich ein schönes Kind. Sein

„Wuchs war weit über seine Jahre. Eine „glückliche Gesichtsbildung, große blaue Au„gen, rosenfarbene Wangen und blondes „Haar, das in natürlichen Locken um seine „Stirn sich kräuselte, rissen jedermann hin; „mehr aber als dies alles sein edler Anstand. „So bald er den Mund öffnete, so bezauber„te seine sanfte Stimme alles. Er trat vor „den König mit edlem Selbstgefühl, und mit „dem Bewußtsein seiner Verdienste hin, und „hielt eine lateinische Anrede von zwanzig „Minuten an ihn, ohne aus der Fassung zu „kommen. Darauf trug er ein französisches „Gedicht zum Lobe der Königinn und der „Prinzessinnen vor. Als er damit zu Ende „war, nahmen ihn die Damen auf ihren „Schooß und erstickten ihn fast mit Küssen. „Für ein Kind von fünf Jahren hatte er auch „beinahe etwas Uebermenschliches geleistet; „denn unter einem Haufen von Officieren und „Hofleuten so mit einem Könige zu reden, „war damals — besonders für ein Kind — „gewiß keine Kleinigkeit.

„Der König näherte sich seiner Mutter, „wünschte ihr zu einem solchem Sohne Glück,

„und fragte, wie es möglich gewesen sei, ihm „das alles beizubringen? Sie versicherte, „daß man ihn nicht im mindesten damit ge„quält habe, sondern daß es alles eigner „Trieb bei ihm gewesen sei, und noch sei.

„Ist es schon lange, daß Sie ihn ent„wöhnt haben? fragte der König. O ich „säuge ihn noch, antwortete die Mutter. „Und wenn Ihro Majestät es erlauben, so will „ich meinem Kleinen auf der Stelle schenken, „denn er ist immer um desto durstiger, je „mehr er sich angestrengt hat. Alle Anwe„senden verlangten dringend, daß sie ihm zu „trinken gebe, und sie reichte ihm also in „Gegenwart des ganzen Hofes die Mutter„brust, und der gelehrte und bewunderte „Heinrich nahm sie ohne Bedenken an. Der „lateinische und französische Redner „war also jetzt wieder ein säugendes Kind.

„Mit Geschenken, Lobeserhebungen und „Spielzeug überhäuft, verließ der Kleine „Kopenhagen, und kam wieder nach Lübek „zurück. Hier fand sich aber im Kurzen viel „Verdruß für seine Mutter. Da man die „Wahrhaftigkeit der gelehrten Kenntnisse des

„Kindes, (wie man zuvor versucht hat-
„te,) nicht mehr abzuleugnen im Stan-
„de war, so wurden ehrenrührige Pasquille
„auf Madame Heineken verbreitet *) und
„ihr ins Haus geschickt. Es wurde von Ma-
„gistratswegen eine Belohnung von hundert
„Thaler — damals sehr viel! — auf den
„oder die Verfasser gesetzt. Die Mutter hat-
„te sich aber dennoch so sehr darüber gekränkt,
„daß ihre Nahrung theils verging, theils
„dem Kinde weniger gedeihlich war. **) Es

---

*) C'est tout comme chez nous. Man machte es damals schon wie jetzt.

Der Herausgeber.

**) Wie viel meinem Sohne und uns (seinen Eltern) die vielen Kränkungen geschadet haben, welche man ihm (und mir) aus ähnlichen Gründen erwies, weiß ich (nächst Gott) am genausten, weil ich mich stets bemühte, ihnen zuvorzukommen, oder ihnen den vergifteten Stachel zu nehmen, oder doch die bösen Folgen des Giftes möglichst zu mildern.

Daß indeß die Gefühle meines guten (bis dahin noch keines Mißtrauens fähigen) Sohnes bis ins Innerste gelitten haben;

„wurde also höchst nothwendig, daß Hein-
„rich entwöhnt wurde. Man wünschte dies
„aber auch darum, damit er nun schreiben
„lernen, und sein Studiren überhaupt ernst-
„licher angreifen könnte. Man trennte ihn
„zu dem Ende von seiner Mutter, um ihn
„an seine Wärterinn zu gewöhnen. — Aber
„— der arme Kleine! — Er konnte diese
„Trennung nicht ertragen. Vierzehn Ta-

---

daß selbst sein Herz, wenigstens seine vorher so innige Liebe zur Menschheit und zu den Menschen, durch die hinterlistigen Angriffe auf seine Ehre, und auf sein Lebensglück, von Seiten solcher Personen, die er verehren zu müssen wähnte, und die er nie auf das allerentfernteste beleidigt hatte, heftig angegriffen worden sind, beweisen unter andern auch seine (nachherigen) Gedichte. Er hat aber — begreiflicher Weise! — unendlich mehr gelitten, als alle jene Blätter aussprechen.

Wie leicht hätte er, so gut wie Heineke, sein Leben darüber verlieren, oder gar in eine beständige Verstandesschwäche verfallen können! — Es ist dies die Ueberzeugung großer Aerzte, welche die bösen Umtriebe der Finsterlinge kennen.

„ge, ja drei Wochen schrie er in einem fort,
„und jammerte unaufhörlich um seine Mut-
„ter. Tag und Nacht bat er mit Flehen, sie
„ihm wieder zu bringen; mochte auch durch-
„aus nichts genießen, und verfiel zusehends.
„Daraus entstand denn eine Art von Schwind-
„sucht, an der er nach fünf Wochen starb.

„Er brachte also sein junges gelehrtes
„Leben nur auf fünf Jahr. —"

* * *

Johann Philipp Baratier.

„Philos. Mag. und Mitglied der Königl.
„Societät der Wissenschaften zu Berlin, ein
„frühzeitig gelehrter Jüngling, war geboren
„den ein und zwanzigsten Januar 1721 zu
„Schwobach, allwo sein Vater, François
„Baratier, Prediger der französisch-reformir-
„ten Gemeine war. Die Mutter aber hieß
„Anna Charles. Er war ein einziges Kind,
„und sein Vater sein einziger Lehrmeister,
„welcher die Methode, so er zu seiner Unter-

„weisung gebraucht, in einem französischen „Briefe an den Hofprediger de Mauclère zu „Stettin beschrieben, den selbiger ins Deut„sche übersetzt unter dem Titel: Merkwür„dige Nachricht von einem frühzeitig gelehr„ten Kinde, Stettin 1728, in 4. herausgege„ben hat. Der Knabe hat in den ersten drei „Jahren schon drei Sprachen mit solcher „Fertigkeit geredet, daß man keinen Unter„schied einer vor der andern bei ihm finden „können, indem er lateinisch mit dem Vater, „französisch mit der Mutter, und deutsch mit „der Magd geredet, und diese drei Personen „auch darin zu seinen beständigen Lehrmeister „gehabt hat. Im vierten Jahre hat er Ver„langen getragen, lesen und schreiben zu ler„nen, wovon er das erste ohne Buchstaben, „das letztere aber ohne Feder und Dinte ge„lernt, weil der Vater ihm die Bedeutung „der Buchstaben, nicht aber die Namen der„selben beigebracht, und weil er die Feder „nicht wohl hat halten können, ein Stück „Kreide oder Reisblei in die Hand gegeben, „da er dann alle Tage einen Buchstaben ge„lernt, und solchen bald hie, bald dahin ge„schrie-

„schrieben, nachgehends aber von selbst begie-
„rig worden, auch andere und sonderbarlich
„der hebräischen Sprache Buchstaben zeichnen
„zu lernen.

„Im fünften und folgenden Jahre hat
„ihn der Vater auf Erlernung der griechischen
„und hebräischen Sprache geführt, da er denn
„in dem alten Testament von den historischen
„Büchern den Anfang gemacht, sodann die
„Propheten, und endlich die heiligen Poeten
„gelesen, wo er aber nicht übereilet, sondern
„mit ihm zugleich das neue Testament nach
„dem Evangelium Johannis getrieben, und
„sodann in den Episteln Pauli geendigt wor-
„den. Dabei er zu Beibehaltung der heili-
„gen Schrift und des guten Lateins, Casta-
„lionis (Castellionis?) lateinische Uebersetzun-
„gen beständig gelesen, und sein Vergnügen
„gehabt, einzusehen, wiefern dieselbe mit dem
„Grundtext, den er zugleich getrieben, über-
„einkomme. Nach geendigten Büchern der hei-
„ligen Schrift soll ihm nicht schwer worden
„sein, die Rabbinen, deren er verschiedene
„gelesen, desgleichen die griechischen, sowohl
„heidnische Skribenten, als Kirchenväter, zu

„verstehen. Hiernächst hat er auch das Sy-
„rische, Chaldäische, Jüdisch-Deutsche und
„Arabische desto leichter begriffen, und in die-
„sen allen keinen andern Lehrmeister, als die
„gedruckten Bücher gehabt, den Talmud aber,
„weil sich dabei mehrere Schwierigkeiten ge-
„funden, hat er ausgesetzt.

„Die Philosophie, Matheſin und Astro-
„nomie, desgleichen historiam ecclesiasticam
„hat er meistens aus französischen Scriben-
„ten erlernt, deren Bücher in französisch und
„latejnisch gelesen, und bei der histor. eccles.
„die Scriptores coaevos und Patres, so viel
„möglichst zu Hülfe genommen. Anno 1734
„hat er sein erstes Buch geschrieben, nämlich
„des Rabbi Benjamin Tutelensis Itinerarium
„ins Französische übersetzt, mit Anmerkungen
„und beigefügten historischen und philologi-
„schen Bedenken, so im selbigen Jahr in Am-
„sterdam gedruckt worden. Von größerer
„Wichtigkeit aber ist sein Buch, so er zu
„Nürnberg 1735 in 8. unter dem Titel: An-
„tiartemonius, seu initium Evangelii S. Io-
„hannis ex antiquitate ecclesiastica adversus
„iniquissimam L. M. Artemonii Neopholini-

„ani criticam, vindicatum atque illustratum,
„wider den verkappten Artemonium heraus-
„gegeben, und darin die Schriftsteller alten
„und neuen Testaments, so von der Gottheit
„Christi handeln, mit Beihülfe der Philolo-
„gie und Beifall der alten lateinischen und
„griechischen Kirchenväter, deren Zeugnisse er
„mit vielem Fleiß, Verstand und Gelehrsam-
„keit zusammen getragen, und meistens sehr
„vernünftige und scharfsinnige Schlüsse dar-
„aus gemacht, wider Artemonii Verdrehun-
„gen gerettet.

„1735. geschah es auch, daß sein Vater
„zum französischen Prediger nach Stettin be-
„rufen wurde, und im Februar von Schwo-
„bach dahin reisete. Als er nun bei seiner
„Durchreise allhier in Halle, den Professor
„Schulze, den er zu Altorf kennen gelernt,
„besuchte, führte dieser den Vater und Sohn
„zu dem Kanzler von Ludwig, welcher sich
„mit ihm in allerlei Unterredungen von
„Sprachen, Philosophie, Alterthümern und
„Religionssachen eingelassen, und über dessen
„solide Beantwortungen recht erstaunt, daher
„er demselben offeriret, es bei der philosophi-

„schen Fakultät dahin zu bringen, daß er „ohne alle Kosten in Magistrum philoso- „phiae promovirt werde. Wie er nun dazu „geneigt gewesen, so ist er folgenden Tages „immatriculirt, und Tages darauf, den achten „März, vor der versammelten philosophischen „Fakultät mit ihrer aller Verwunderung und „Satisfaction examinirt worden, da er dann „sogleich in der Versammlung, ex tempore, „auf ein Blatt 14 Theses zu einer Inaugural- „Dissertation entworfen, welche die Nacht, „nebst einem Glückwünschungsschreiben des „Präsidis auf einen Bogen in 4. gedruckt, „und folgendes Tages am neunten Merz „unter dem Präsidio des Professor Mathe- „seos, Johann Joachim Lange, in Gegen- „wart von mehr als zweitausend Zuhörern „mit Jedermanns Verwunderung von ihm, „als einen vierzehnjährigen Knaben, gegen „die Opponenten mascule defendiret, auch „ihm darauf die Magisterwürde conferiret „worden. Und wollen wir solche Theses der „Rarität halber hierher setzen. (Ich lasse sie, „um Raum zu sparen, weg, denn fast alle „sind für jetzige Zeit uninteressant.)

„Tages nach gehaltener Disputation und „Promotion setzte nun sein Vater mit ihm „seinen Weg nach Stettin über Potsdam „fort, wohin ihm einer der hiesigen Profes„soren einen Brief an den Geh. Rath Hoff„mann, so damals sich wegen des Königs „Krankheit dort aufhielt, mitgab, und ihm „darinn den ganzen Verlauf mit diesem früh„zeitig gelehrten Jünglinge erzählte. Dieser „hinterbrachte es sofort als etwas Sonder„bares Sr. Königl. Majestät, welche Vater „und Sohn vor sich kommen ließen, und „nicht allein lange Zeit sich selbsten mit ihm „besprachen, sondern auch in Dero Gegenwart „die gelehrtesten Leute mit ihm von allerhand „Materien sich unterreden ließen, und dar„über so vergnügt waren, daß Sie ihm al„les Sehenswürdige am Hofe und in der „Residenz zu zeigen befahlen, auch sowohl „als der Königinn Maj. ihn verschiedentlich „zu sich kommen ließen, ihn beschenket, und „die Königinn ihn durch den Hofmaler Pes„ne abmahlen, und das Portrait in Dero „Kabinet setzen lassen.

„So haben auch Sr. Königl. Majestät,

„als Sie seine große Lust zu den mathemati-
„schen und astronomischen Instrumenten ver-
„spüret, ihm ein ansehnliches Geschenk, da-
„mit er sich dergleichen selbst anschaffen kön-
„ne, reichen lassen, auch daß er desto bessere
„Gelegenheit, seine Studien fortzusetzen, ha-
„ben möge, aus höchst eigener Bewegung
„verfüget, daß der eine Prediger der hiesigen
„(Hallischen) französischen Gemeinde sich nach
„Stettin begeben, und der Vater unsers
„Magisters Baratier an dessen Stelle zu
„Halle treten solle. Wobei Dieselben ihm ein
„jährliches Stipendium verordnet, und ihn
„der Universität, sonderlich dem Kanzler von
„Ludwig, in einem Königlichen Handschreiben
„auf's beste recommandiret, mit allergnädig-
„stem Befehl: daß letzterer ihn von den spe-
„culativischen Dingen abzuziehen, und auf
„die Wissenschaft der Rechte und Eigenschaft
„des deutschen Reichs, davon im gemeinen
„Leben mehr Gebrauch zu machen, zu brin-
„gen suchen möchte. Er kam also mit seinem
„Vater nach einem fünf wöchentlichen Auf-
„enthalte zu Potsdam und Berlin, nach
„Halle zurück, setzte seine Studia fort, und

„hörte die Jurisprudenz nach allen ihren „Theilen unter Ludwig, Böhmer, Heineccius „und Gasser, und legte sich dabei auf die rö„mischen Antiquitäten, Münzwissenschaft „und Historie der neueren Zeiten, dabei er „doch von seinem so sehr geliebten Studio „mathematico und astronomico nicht abzubrin„gen war, sondern solches beständig dabei trieb, „und auf neue Erfindungen, als z. B. neue „und gewissere Systemata mundi, die Longi„tudinem accurater zu erfinden, die Abwei„chungen des Magnets in gewisse Regeln zu „bringen, und dergleichen meditirte. So hur„tig, aufgeweckten Gemüths und großen Gei„stes er nun aber war, so klein, zärtlich und „kränklich war sein Körper. Bereits im zehn„ten Jahre bekam er ein Geschwür am Zei„gefinger der linken Hand, das in einen Krebs „ausschlug, daran er überaus viel ausgestanden, „und ihm einige Knochen ausgenommen werden „müssen; nachmals fiel er in die Schwindsucht, „womit er sich lange Zeit schleppte, bis er „daran, alles angewandten Fleißes der Me„dicorum ohnerachtet, zu großem Leidwesen „seiner Eltern, und zu allgemeinen Bedauern,

„am fünften October 1740 jählings verstarb. „Er setzte sich nämlich selbigen Tages Mit„tags mit seinen Eltern zu Tische, ob er zwar „keine Speise zu sich nahm, sondern auf eine „Suppe, die er verlangt und ihm bereitet „wurde, wartete. Es kam ihm aber jäh„lings eine große Schwachheit an, daß er aufs „Bette begehrte, und sobald er auf selbiges „gebracht wurde, mit dem Tode zu ringen „anfing, und ob ihm wohl möglichst beige„sprungen wurde, seinen Geist aufgab, als „er noch nicht völlig das zwanzigste Jahr „seines Alters erfüllt hatte."

* * *

Ich schließe diesen Abschnitt damit, daß ich die Erziehungsweise, durch welche manche bekannte Kinder gebildet wurden, die sich in einem oder dem anderu Fache, (sei es Musik, Rechnen oder sonst etwas!) allein und meistermäßig auszeichneten, für zu sehr verfehlt halte, als daß ich von ihnen besonders reden sollte. Ich kenne viele dergleichen, aber der Gedanke drängt sich zu schnell und

gewaltsam auf, daß ihre Eltern oder Lehrer unverantwortlicher Weise das ganze Geistesfeld wüste liegen ließen, um einen kleinen Winkel desselben übermäßig, und also zum Schaden des Kindes, anzubauen.

Wie sehr bei meinem Sohne das Gegentheil hiervon Statt fand, weiß man schon. Ich schweige also davon.

Funfzehnter Abschnitt.

Hat mein Sohn Nutzen von seiner frühen Ausbildung gehabt?

Allerdings! und zwar sehr wesentlichen, und — vielfachen Nutzen.

Eine Hauptgrundlage seiner Erziehung war Bildung zur Frömmigkeit und — darauf gegründete Sittlichkeit. Er sah und fühlte in allem Gott, seinen und den allgemeinen Vater. Er ehrte und liebte alles um sich her, bis zu den Thieren und Pflanzen hinab, als seine Mitgeschöpfe, gewissermaßen folglich als seine Geschwister. Er strebte deshalb, höher und höher zu stehen

auf der großen Stufenleiter, doch ohne allen Neid oder Verachtung anderer Wesen. Er achtete sie im Gegentheil nur um so herzlicher, und liebte sie um so inniger, je höher sie standen. Er bemitleidete diejenigen, welche er unter sich glaubte, mit zärtlicher Wehmuth. Sich empor zu schwingen, suchte er bloß durch den Unterricht seiner Eltern, durch den Umgang mit gebildeten Menschen und durch eigenen Fleiß. Eben deshalb war ihm alles dreies höchst werth und lieb, ganz gegen die Weise gewöhnlicher Kinder! — Er sprach mit Gott, wie mit seinem Freunde; dankte ihm für seine Geschenke und gütige Leitung, bat ihn um Kraft und ferneren Beistand zu seinen Geschäften, und bezog jeden angenehmen Vorfall, jedes Vergnügen, das er genoß, auf Ihn, den Allgütigen, den Geber der Freude. In der Harmonika, wie in der blühenden Rose; im Raphaelschen Gemälde, wie im Amselfall; (in der sächsischen Schweiz) im Felsgebirge, wie im Grashalm; im geistvollen Menschen, wie in der Klugheit seines Hundes; überall sah, hörte und fühlte er Gott.

Er betete oft und gern, aber am liebsten allein; oder doch bloß in unserer (seiner Eltern) Gegenwart; ungern vor einem Dritten. Damit man die Art, wie er betete, beurtheilen könne, so theile ich ein Gebet mit, welches ich den Grundgedanken nach — oft von ihm gehört habe. In allen Verhältnissen und Lagen, in welche er kam, betete er aber anders. Wenn wir auf einer Reise begriffen waren, so bat er Gott, uns ferner zu schützen, und dankte ihm für seinen bisherigen Beistand. Waren wir irgendwo zum Besuch, so betete er: Gott möge unsern Freunden ihre Güte für uns reichlich vergelten u. s. w. War einer von uns (seinen Eltern) oder von seinen Freunden ꝛc. krank, so betete er für dessen Wiederherstellung u. s. w. Hier ist das Allgemeine davon.

Karls Gebet aus dem Herzen.

Morgens und Abends, mit Abwechselungen, die sich nach den Zeiten und Umständen richteten.

Ich danke Dir, lieber Gott, daß Du uns jetzt eine so gute Nacht gegeben hast; Gieb

uns nun auch einen recht guten Tag! Belohne meine lieben Eltern für die gute Erziehung die sie mir bisher gegeben haben! Hilf ihnen dazu, daß sie sie mir noch immer geben können und wollen! Erhalte Sie mir beide noch recht lange, und gesund! Habe Dank für die vielen Freuden, die ich durch sie und durch andere Menschen täglich genieße! Stehe mir bei, daß ich heute recht artig, gehorsam und fleißig sei! Mache, daß ich den Stand erwähle, der mir und meinen Eltern der nützlichste ist! Bewahre mich vor Geiz, Stolz, unreinen Gedanken und Lügen! Gieb uns das Gute, wenn es uns heilsam ist! Gieb uns aber auch das, was uns böse scheint, wenn es uns gut ist; sogar wenn wir Dich um Abwendung desselben bitten! Lehre uns das Unrecht ertragen! Belohne diejenigen, die so viel für mich gethan haben und noch thun! — Thue allen Menschen wohl, besonders den Leidenden!

Die erwähnte Grundlage der frommen und sittlichen Bildung, die genaue Bekanntschaft mit dem Lehrreichsten des

alten, vorzüglich aber des neuen Testamentes; am allermeisten mit dem Leben und den Lehren Jesu; alles in den besten Auszügen und Schriften darüber, legte einen sehr festen Grund zu seiner künftigen Rechtlichkeit und Herzensgüte. Das Anschauen der Gottheit in allen ihren Geschöpfen, die öftere und vertraute Unterhaltung mit ihr, erhielten ihn beständig aufmerksam auf sich selbst, so daß er sich nicht leicht etwas Unrechtes erlaubte, noch auch dazu von Andern verführen ließ. Sein Herz war und blieb durch dies alles so unschuldig und rein, daß sehr verständige Menschen ihn: engelrein nannten.

Eben deshalb erlaubte er sich auch in unserer Abwesenheit nichts Verbotenes; denn, sagte er sich, Gott sieht es ja, und wie sollte ich diesen beleidigen wollen! Begebenheiten wie die, welche ich sogleich erzählen will, fielen oft vor, und mußten — vorfallen.

Wir waren einmal beide zum Besuch beim Prediger E. in L. Beim Kaffeetrinken am andern Morgen goß Karl aus Unbedachtsam,

keit etwas von seiner Milch auf den Tisch. Das Gesetz war aber, er dürfe zur Strafe dann nicht weiter trinken oder essen; Er bekam in einem solchen Falle nur Brod mit Salz zur Stillung seines Hungers.

Er trank sehr gern Milch. E.s hatten diese noch dazu ungewöhnlich süß gemacht, und ihm vortrefflichen Kuchen dazu gegeben, weil sie ihn unbeschreiblich lieb gewonnen hatten. Karl wurde plötzlich blutroth, sehr verlegen, und hörte auf zu trinken. Ich wußte recht gut, warum! that aber, als ob ich es nicht bemerkte.

Auch E.s wurden es bald gewahr, und ermunterten ihn zum Austrinken. Er weigerte sich, und gestand endlich, er könne nicht weiter trinken, denn er habe aus Mangel an Vorsicht den Tisch begossen. Natürlich versicherten diese, das schade gar nichts! Er möge nur forttrinken u. s. w. Ich schwieg ganz still, und beschäftigte mich absichtlich mit dem Zusammensuchen unserer Sachen. Karl war aber nicht zu bewegen; so daß E.s endlich, aus zu großer Liebe für das Kind, böse auf mich

wurden, weil sie wähnten, ich hätte ihm das Verbot vielleicht zugewinkt.

Jetzt schickte ich Karln auf den Hof, und setzte ihnen alles dahin gehörige auseinander. Es war aber ohne Nutzen; denn sie behaupteten: es sei wider die Natur, daß ein gesundes Kind, welches noch Eßlust habe, süße Milch mit Kuchen nicht genießen sollte, weil ein Gesetz es ihm, wegen eines kleinen Versehens, verbiete.

„Gehen Sie nur einmal fort! sagten sie endlich. Dann wird er bald trinken!“ Gut, antwortete ich, ich will fortgehen, damit Sie sehen, daß sein Betragen aus seiner Seele fließt, nicht etwa von mir erzwungen ist! aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie mir nachher der reinsten Wahrheit gemäß erzählen, was vorgefallen ist. Ich verspreche Ihnen im voraus, daß ich ihm keinen Vorwurf darüber machen will, wenn er die Milch wirklich trinken sollte. — Sie gaben mir darauf ihr Ehrenwort.

Jetzt wurde Karl gerufen, und ich ging unter einem scheinbaren Vorwande fort. E—s bemühten sich auf alle Weise, ihn zum Essen

und Trinken zu bewegen. Aber umsonst. Sie machten ihm die Milch noch süßer. Auch das half nichts. Sie versprachen, die Tasse wieder eben so weit vollzufüllen, damit ich es nicht bemerken könne, und boten ihm andern Kuchen an, mit dem sophistischen Beisatze: diesen könne ja das Gesetz nicht verbieten. Besonders machten sie ihn darauf aufmerksam, daß ich nichts davon wisse, noch erfahren solle. Karl blieb unerschüttert! und wiederholte: „Wenn es auch mein Vater nicht weiß, so weiß es doch Gott! und das ist noch wichtiger! Das wäre aber offenbar ein Betrug, wenn ich andere Milch und andern Kuchen genießen wollte.“

„Sie erinnerten ihn, daß er weit zu Fuße gehen solle, folglich Kräfte haben müsse. Er blieb aber dabei: Salz und Brod mache die Backen roth, und werde ihm also auch die nöthigen Kräfte geben.

Endlich sahen sie sich gezwungen, mich wieder zu rufen, und erzählten mir mit Thränen in den Augen alles, was vorgegangen war. Ich erhielt mich so kalt, als ich nur vermochte; küßte Karln liebevoll, und sagte:

„Lie-

„Lieber Karl! Du hast Deine Strafe freiwillig übernommen, und redlich ausstehen wollen; so will ich sie denn, unserer Fußreise wegen, und auf Bitte unserer Freunde, hiermit enden. Iß und trinke ruhig Deinen Kuchen und Deine Milch! Du hast das Gesetz erfüllt. Ich spreche Dich von allem Weiteren frei.“

Jetzt verzehrte Karl dankbar und fröhlich was dastand, und was man ihm noch angeboten hatte. E.s aber konnten nicht begreifen, wie es möglich sei, daß ein sechsjähriges Kind so viel Gewalt über sich haben könne, unter den angeführten Umständen, und bei gutem Appetite, sich einen Lieblingsgenuß nicht erlauben zu wollen.

Sie kannten die hohe Gewalt einer reinen Frömmigkeit, und darauf gegründeten Sittlichkeit, nicht genug. Denn damit ist noch weit mehr möglich, ohne sie aber — wenig!

Eine zweite Grundlage war die Ausbildung und Stärkung seines Körpers, und soviel als möglich, aller einzelnen Kräfte desselben. Darüber ist schon gesprochen, also

übergehe ich es hier. Daß die Sinne, so wie ihre Schärfung und Stärkung hierher gehören, versteht sich von selbst.

Eine dritte Grundlage war, von Anfang an, die höchst mögliche Ausbildung seines Geistes in allen einzelnen Vermögen desselben. Verstand, Vernunft, Scharfsinn, Witz, Gedächtniß, Phantasie u. s. w. Theils habe ich hiervon schon geredet, theils werde ich mich noch darüber auslassen.

Damit hing denn die Gewöhnung zu einer schriftmäßigen Sprache, zum richtigen Denken, Fragen, Antworten, Einwendungen u. s. w. genau zusammen, und fiel Jedermann angenehm auf. Man sah das Kind also gern um sich, noch ehe es das Geringste von Sprachen oder Wissenschaften erlernt hatte. Wie mancher herrliche Genuß ist Karln hierdurch geworden! Wie viel hat er dadurch gehört, gesehn und gelernt!

Die gebildetsten Menschen der Gegenden, in welchen ich mich etwa befand, und die ich besuchte, machten sich eine Freude daraus, dem guten Knaben alles zu zeigen und zeigen zu lassen, was ihm Freude gewähren

konnte, und so verstrich seine Kindheit — schon wegen seiner Herzensgüte — unter den edelsten Vergnügungen und unter steter Belehrung.

Jetzt (in seinem sechsten Jahre) trat der Unterricht in Sprachen für ihn ein.

Durch seine klare Ueberzeugung, daß er sie zu seinem Wohl inne haben müsse; durch eine zweckmäßige und vereinfachte Methode; so wie durch die, mit Ueberlegung gewählte, Folge derselben auf einander, wurde ihr Erlernen ihm ein nicht sehr schwieriger Krieg mit den einzelnen Wörtern und ihren Formen. Aber dieser Krieg ward durch Hülfe alles dessen, was bisher für ihn geschehen war, ein fortdauernder und leichter Sieg. Beides zusammen ist ja aber im Grunde die Erklärung des Wortes: Spiel.

Seine Uebung im Lesen der fremden Sprachen war schnell für ihn das gleiche, was früher die Uebung im Deutschlesen für ihn gewesen war, eine höchst angenehme Unterhaltung, ein erheiternder Zeitvertreib, wobei er gar nicht ahnete, daß er dabei ungewöhnlich viel lerne.

Der Unterricht in den Wissenschaften war längst vorbereitet, durch Unterredungen, durch Besehen von tausend merkwürdigen Dingen, durch Reisen, durch Erzählungen aus der ältern und neuern Geschichte und — durch sein eigenes Lesen in allen ihm bekannten Sprachen.

Er wollte also äußerst gern mehr davon wissen, und riß an sich, was man andern Kindern mit vieler Mühe beibringen muß. Nie habe ich daher herzlicher gelacht, als wenn ich erfuhr, daß Jemand schriftlich oder mündlich behauptet habe: mein Sohn sei eine Treibhauspflanze, denn es sei ihm alles was er wisse, eingepfropft, oder: eingetrichtert.

Die Thoren! Sie kannten so wenig die erhabene menschliche Natur, als die Macht eines natürlichen Unterrichts. Was das Kind lernt, muß sein Eigenthum werden; „sein" im unumschränktesten Sinne des Worts, dann wird es dasselbe nicht leicht wieder vergessen. Und wenn es — der Zeit und Umstände wegen — es auch wirklich vergißt, so bleibt ihm doch der Hauptnutzen

davon: „die Schärfung und Erhöhung seiner Geisteskräfte“ für alle Zeiten.

Als die Sprach- und wissenschaftlichen Kenntnisse meines Sohnes bekannt wurden, sehnte man sich noch mehr als zuvor, ihn bei sich zu sehen. Ich bekam sehr freundliche Einladungen oft von mir völlig unbekannten Personen; und auf kleinen Reisen führte man uns höchst liebevoll von Hand in Hand.

Wie viel hat der Knabe dadurch gelernt! — Denn alle bestrebten sich, ihm etwas Neues, etwas Interessantes zu zeigen, und jeder erklärte es ihm, oder ließ es ihm durch Sachverständige genau erklären. Ich bin wirklich oft ängstlich gewesen, weil ich fürchtete, die Gegenstände, welche doch bisweilen von hohem Werthe, oder Lieblingssachen des Besitzers waren, könnten darunter leiden.

Und — wer waren die Menschen, die sich so gütig an uns anschlossen? — Weit aus die meisten gehörten zu den edelsten, erfahrensten, liebenswürdigsten, gelehrtesten im erhabensten Sinne des Worts, auch wohl zu den vornehmsten und reichsten.

Karl erhielt also dadurch Gelegenheit, in fünf bis sechs Jahren zu hören, zu sehen, zu empfinden, was andere in zwanzig bis dreißig Jahren kaum, ja oft niemals erfahren. Kurzsichtigkeit und Vorurtheil mußten daher bei ihm allmählig verschwinden, er konnte nach einiger Zeit keinen Gegenstand mehr anstarren, und fällte begreiflicher Weise meistens umsichtige Urtheile.

Durch seine raschen Fortschritte war aber, wie man leicht begreift — unter andern auch viel Zeit für ihn gewonnen, und — das Sprichwort ist ja wohl so wahr als alt: Zeit gewonnen, alles gewonnen!

Bekanntlich füllt man die schönen Jahre vom siebenten oder achten bis zum siebenzehnten oder achtzehnten Jahre, (folglich zehn Jahre lang!) — mit dem meistens widerwärtig ertheilten Unterrichte im Lateinischen und Griechischen aus; natürlich klagen daher unter hundert Erwachsenen neunzig, daß sie wenig dadurch gelernt haben, weil man ihnen denselben nicht anziehend machte. Die Unterweisung in den neueren Sprachen und in den Wissenschaften, welche

— in den jetzigen Zeiten — daneben ertheilt, wird, pflegt jenem untergeordnet zu werden, und schreitet deshalb nicht weit vor; man muß es aber schon zu einer gewissen Vollkommenheit darin gebracht haben, wenn eine Wissenschaft uns anziehen, und das Studiren derselben uns erheitern, oder wenn die erlernte Sprache uns fühlbar Nutzen schaffen soll.

Mein Sohn gewann alle diese Jahre, um in denselben eine Menge Fächer seines Kopfes auszufüllen, und viel noch wüstes Feld desselben urbar zu machen Er studirte in dieser langen Zeit alte und neue Erdbeschreibung, alte und neue Geschichte, Naturgeschichte in fast allen ihren Theilen, Mathematik, Physik und Chemie, und zwar so gründlich, daß er in seinem dreizehnten Jahre schon Doctor Philosophiae wurde, und daß seine vorher erhaltenen Zeugnisse im hohen Grade rühmlich für ihn sind. In seinem vierzehnten Jahre wurde er zum Mitgliede der naturforschenden Gesellschaft in der Wetterau aufgenommen. Nun blieben ihm noch vier Jahre übrig; er genoß dadurch das Glück,

in den schönen Rheingegenden zu leben, Jurisprudenz mit ihren Hülfswissenschaften so umfassend zu studieren, daß er in seinem sechszehnten Jahre auf eine ehrenvolle Weise zum Dr. juris promovirt wurde. Dann reisete er viel umher, und lebte längere Zeit hindurch in Berlin, machte eine Menge angenehmer und einige sehr unangenehme Erfahrungen, wurde von vielen edlen Menschen mit Liebe, von wenigen schlechten mit Hinterlist behandelt, von seinem Könige mit hoher Gnade zu einer zweijährigen gelehrten Reise bestimmt, und durfte die Zwischenzeit ganz dazu anwenden, sich auf diesen ehrenvollen und nützlichen Auftrag theoretisch und praktisch vorzubereiten.

Ist das alles nicht eine Summe von Glück, die ein rechtschaffener Vater seinem Sohne gern mit Tausenden erkaufen möchte, wenn sie sich erkaufen ließe? — Nein, es reut mich keinen Augenblick, daß er sich früh ausbildete, denn er hat dadurch weder an seinem Körper, noch an seinem Geiste, noch auch an seinem Herzen im mindesten gelit-

ten; wohl aber hat er dadurch in jeder Hinsicht gewonnen.

Seit dreißig Jahren schon hatte und behielt ich eine Idee im Auge, welche Wurzer (in Marburg) im Jahre 1818 auszusprechen wagte. „Statt kleinlichen Wörterkrams sagte er, galt den größten Männern der Vorzeit, das Studium der Lebensweisheit und die harmonische Uebung aller Kräfte der Seele und des Körpers. Das ist der ächte Zweck und Geist alles Unterrichts; und die Frucht des ächten Unterrichts ist, wie Johannes von Müller sagte: Geistesgegenwart und Geschick zu allem; Würde des Lebens und Unabhängigkeit von der Laune des Glücks. Die Vereinigung eines thätigen Lebens mit einem denkenden ist es, welche uns wieder unsern Meistern im Alterthum nähern kann."

So habe ich die Alten, seit dreißig Jahren schon angesehen, verehrt und nach ihrem Muster zuvor mich, und dann meinen Sohn, nach meinem Vermögen, zu bilden gesucht.

Sechszehnter Abschnitt.

Wird meines Sohnes Geisteskraft früher zu wachsen aufhören, als die andrer Jünglinge?

Es scheint nicht so! —

Im Jahre 1811 antwortete ich dem Herrn Kollegienrath von Jacob mit Aengstlichkeit auf seine Besorgniß, daß meines Sohnes Geisteskraft sich im vierzehnten Jahre fixiren werde, und versicherte ihn, ich würde Vorkehrungen treffen, damit es ihn nicht so tief kränke, wenn es ja einträte. — Als mein Sohn vierzehn Jahr voll war, hätte ich schon sagen können: ich habe gesiegt! ich that es jedoch nicht, wie wir oben gesehen haben. Wohl aber nahm meine Hoffnung, daß alles nach Wunsch gehen werde, zu, und sie hat sich, dem Himmel sei Dank! mit jedem Jahre vermehrt.

Viele seiner Arbeiten in der neuesten Zeit, besonders seine Aufsätze jeder Art beweisen es; denn der Unterschied derselben fällt von Jahre zu Jahre, wie aus seinen Druckschriften bekannt ist, angenehm auf. Ich lasse hier einige Stellen aus seinen Briefen

während eines Jahres folgen, weil man sie ausdrücklich verlangt hat.

Auszug aus einigen Briefen meines Sohnes an seine Mutter, während ich entfernt war.

Weimar den 22. September 1817.

— — — — Ich schreibe Ihnen diesmal mehr über mein Inneres, als über die äußeren Vorfälle meiner Reise, denn die Ereignisse scheinen mir in jenem bedeutender gewesen zu sein, als in diesen. Die siebzehn Tage, die ich in Dresden verlebte, haben, wie ich glaube, einen sehr großen Einfluß auf mich gehabt, und das aus mehreren Gründen. Der erste davon besteht in dem Eindruck, den das Anschauen und Verstehenlernen der herrlichen Kunstwerke auf den gefühlvollen Menschen machen muß. Manche Ideen, die in Worten sich nicht aussprechen lassen, die aber das Edelste im Menschen anregen, mußten hier in mir wach werden, und nicht leicht ließ eins jener Meisterbilder mich ohne eine freundliche Mitgabe von sich gehen.

Werther sagt: er könne gar oft seine Gedanken nicht aussprechen, es scheine ihm aber, als könne er eher in Formen zeigen, was er wolle; und eben diese unaussprechlichen Gedanken, die den Zusammenhang mit einer andern Welt in sich tragen, sind von den herrlichsten Gemüthern unter den Künstlern, ihren Kunstwerken mitgegeben. Wenige verstehen diese Sprache, und keiner kann sie übersetzen. Noch wichtiger für mich war der nähere Umgang mit zwei edlen Menschen, dem F. v. W. und G. v. L. ꝛc. — — —

Göttingen den 30. September 1817.

— — — — Stehe ich an meinem Fenster, wenn in herbstlicher Milde die Sonne gesunken ist; so faßt mich eine unnennbare Wehmuth beim Anblick der feierlichen Abendröthe, die in schweigender Allgewalt mir von jedem Rechenschaft zu fordern scheint über Alles, was er an dem Tage, dem sie zum Gränzsteine dient, gedacht und gehandelt hat; und wie Wenige sind, die bei ernstlicher Prüfung das Gethane billigen können! Wie

Vielen verfloß der Tag ohne bedeutsame Thätigkeit! — Ach! ich fühle es täglich mehr und mehr, wie schwer es ist, gut zu sein! — Wie wir überhaupt in der Welt der Gleichgültigkeit leben, wo jeder dem andern genug gethan zu haben glaubt, wenn er nur unschädlich vor ihm vorbei geht; so ist auch das Innere der Menschen beschaffen. Wer nicht schlecht ist, ist darum noch nicht gut; wer dem Willen Gottes nicht entgegen handelt, der erfüllt darum seine Gebote noch nicht. Und doch, dünkt man sich schon sehr hoch zu stehen, glaubt man sich nur von unedlen Handlungen frei. Die Herzensgüte theilt gleiches Schicksal mit jedem Ideale. Ein Himmelsgebild, schwebt sie als sanftes Gestirn in höheren Regionen. Auf Erden können wir nur den Spiegel davon besitzen, der freilich nie dem hohen Urbilde an milder Klarheit gleichen wird. Aber Heil dem! dessen Herz zum Spiegel der wahren Güte wird.

Das höchste Streben jedes edleren Menschen muß dahin gerichtet sein, einst in den Besitz jener Himmelsgabe zu gelangen. Zwar denke ich mir das Gelingen dieses Wunsches

als nie vollkommen, sondern nur ganz allmählig, annäherungsweise, möglich; aber um so emsiger bestrebe ich mich, keinen Augenblick dies schwierig-schöne Ziel aus den Augen zu lassen.

So zurückschreckend die Gestalten der Alltagsmenschen dem jungen Gemüthe sein müssen, so erfreulich und wohlthätig ist ihm auch der Umgang mit wahrhaft guten Wesen, die in Einfalt und Demuth von nichts weniger wissen, als von ihrem unaussprechlich hohem Werthe. — Solche Wesen fand ich in den früher benannten trefflichen Menschen ꝛc.

Göttingen den 2. Oktober 1817.

— — — Sie verlangen eine ausführliche Reisebeschreibung von mir! Ja, das ist eine schwere Aufgabe für mich! Denn wenn gleich alles lebendig vor mir steht, so vermag ich doch nicht das Empfangene wiederzugeben. In meinem Innern lebt und webt es thätig fort, und Weniges geht vorüber, was nicht noch für späte Zeiten seinen Nutzen brächte. Da stehen in mir aufgethürmt zwei Haupt-

rubriken; Ereignisse und Bilder. Sie enthalten des Geschehenen Gesammtmasse. Die Gedanken bilden zwischen beiden die luftige Brücke, und tragen herüber und hinüber und geben ihre vollbrachten Werke ab an Herz und Verstand. Doch all das Schaffen ist nach innen gerichtet, und nichts davon will den langen Weg unternehmen durch Arm in Hand und Feder auf's Papier. Da muß dann der Geist als Spiegel dienen; allein die Wärme und die Farben der Ereignisse und Bilder gehen verloren, und beide zusammengeschmolzen lassen nur noch die kalten Umrisse zurück. Aber angst und bange wird mir, wenn ich diese hergeben soll, weil sie so kalt und unbiegsam da stehen.

Daß ich in Dresden die vorzüglichsten Männer alle gesehen, daß ich im Ganzen sehr freundlich aufgenommen wurde; daß ich an den vier Darstellungen der Frau Schröder das Vollendetste sah, was mir in tragisch-künstlerischer Hinsicht je vorgekommen war: daß ich am herrlichen Morgen des vierzehnten Septembers, bei voller Kirchenmusik, von Dresden in der katholischen Kirche Abschied

nahm; dies alles habe ich Ihnen schon geschrieben, oder habe ich es nicht, nun! so wissen Sie es jetzt. Wie wir vier (denn Pestalozzi vereinigte sich mit uns von Dresden an) mit unsern verschiedenfarbigen Renzeln und Reisestäben, bei Sturm und Wind, durch tagelangen Regen mit einem Regenschirm hindurch wanderten: wie wir, gleich den vier Haimonskindern, in malerischer Eintracht zu zweienmalen auf einer Streu neben einander hingestreckt lagen; — das überlasse ich Ihrer Phantasie, es sich genauer auszumahlen. Doch hinzufügen muß ich, wie wir mit heiliger Rührung bei Tharand die, nach unsrer edlen Königinn benannten, heiligen Hallen betraten; wie wir in Freiberg siebenhundert Ellen unter den Wohnungen der Menschen, an der armen Mutter Erde den Kaiserschnitt vornehmen sahen, und wie mir stets, wenn ich einen Augenblick von den Uebrigen mich entfernte, die Worte Schillers einfielen:

„Und da hing ich, und war's mir mit Grausen bewußt,
„Von der menschlichen Hülfe so weit;

„Un-

„Unter Larven die einzige fühlende Bruſt,
„Allein in der gräßlichen Einſamkeit;
„Tief unter dem Schall der menſchlichen Rede,
„Bei den Ungeheuern der traurigen Oede."

den 5. Oktober 1817.

Am ſechszehnten September kamen wir um die Mittagszeit in Hainichen, Gellerts Geburtsort, an. Wir ſahen im Pfarrgarten Gellerts Linde, die ſein Vater am Tage ſeiner Geburt pflanzte, und welche noch alljährlich von den Bewohnern bekränzt wird. Es iſt ein eigenes Gefühl, wenn man an Orte gelangt, die ausgezeichneten Menſchen zum frühen Jugendaufenthalt dienten. Es liegt indeß dies Gefühl durchaus nicht allein in der Neugierde. Nein! Bei jedem Gegenſtande glaubt man den Eindruck errathen zu können, den er auf jenen Mann in ſeinen Kinderjahren machte, und in wie fern er vielleicht Einfluß auf die Bildung ſeines Gemüths hatte. Ja, man glaubt oft jenes Mannes Gedanken, ſeinen ganzen Sinn, erſt dann recht zu verſtehen, wenn man ſeinen

Wohnort kennen gelernt hat, so wie man erst dann über einen Menschen urtheilen sollte, wenn man ihn zu Hause, in seiner ihm eigenen Umgebung, gesehen hat. Was insbesondere Gellert betrifft, so war uns der Ort um so interessanter, als er hier manches Jahr des Kummers und des Grames verlebt hatte, wovon sich die Spuren noch in Versen, die er im Mißmuth ins Fenster geschrieben hatte, aussprechen. ꝛc. — — — —

Göttingen den 6. November 1817.

— — — — Ein jeder hat die Wahl zwischen zweien Richtern, der innern Stimme und dem Urtheile der Welt. Wahrlich, wem der Letzte der wichtigste ist, dessen wahres Heil ist verloren. Aber, höre ich sagen, die inneren Stimmen trügen oft! — Sehr wahr! auch mich haben sie schon betrogen. Darum soll man besonders mit den Edelsten seine Ideen austauschen; darum soll man ihren Wandel betrachten, und dann — freilich ohne blinden Glauben! — an Autoritäten hangen.

Mögen dann manchmal scheinbare Inkonsequenzen entstehen; der Gott in uns wird unser Inneres wie einen fortlaufenden Faden ausspinnen, der freilich oft von der graden Linie abschweifen wird. Man lasse sich dadurch aber nicht irre machen, und schäme sich nicht, Meinungen, denen man früher eifrig anhing, aufzugeben, und vielleicht andere anzunehmen; je nachdem über Grundgedanken, die bei so Wenigen feststehen, die Ideen geändert werden. Und so steht derjenige höher, der seine Meinung ändert, und in der jedesmaligen Gestalt, sie gleich eifrig zu verfechten unternimmt; als der aus Eigensinn oder Stumpfheit, sich gleichbleibende Nachbeter seiner Selbst.

In jenem erscheint zum mindesten ein fortwährendes Streben rege; statt daß dieser auf die schlimmste aller Authoritäten schwört, auf die seiner eigenen Meinungen, die zu verletzen ihm unwürdig scheint. — So, geliebte Mutter, mögen Sie es auch erklären, wenn ich mehr als einmal entgegen gesetzte Meinungen annahm und vertheidigte. Es ist dies, wie Sie bemerken, in den wichtigsten

Angelegenheiten, die der Mensch haben kann, in meinen Meinungen über Religion, der Fall gewesen. Beunruhigen Sie sich aber nicht deswegen! — Ich habe zwar diese Meinungen zu verschiedenen Malen geändert; aber nicht, wie Sie zu glauben scheinen, auf die nächstbesten Authoritäten hin; sondern — vorzügliche Denker, oder besonders gute Menschen, sprachen ihre Ideen gegen mich aus; ich faßte sie auf, und verarbeitete sie. Da aber diese Männer an Geisteskraft und reiflichem Durchdenken jener Materien mir weit überlegen waren, so ist es natürlich, daß sie mich mit ihren Gründen von ihrer Idee überzeugten. Ein Zweiter, dessen Ideen über diesen Punkt noch weiter drangen, und der die Vernunftschlüsse seines Vorgängers zu entkräften wußte, vermochte es vielleicht, mich von neuen Ansichten zu überzeugen; und so kann der Verstand schwanken, bis zur höchsten Stufe der Vollkommenheit, die der Geist je, oder vielmehe nie hier, sondern in andern Welten — wird erreichen können; ohne den Vorwurf des unbeständigen Autoritäten-Nachbetens zu verdienen.

Ein altes Sprichwort sagt: Bei dem wahrhaft Großen ist auch das Wollen schon genug! — Ich wollte forschen, und geblendet falle ich anbetend nieder vor der Gottheit, die auch im feurigen Busche mein Auge nicht zu ertragen vermag. — Fast vier Jahrtausende sind verflossen, seit Moses sich demüthigte; Rom's und Griechenlands Weisen wollten das Unnennbare ergründen; der Jungfrau Sohn zeigte uns den Stern, dem selbst Morgenlands Weisen folgten, um sich höherer Aufklärung fähig zu machen — — aber den Schleier, der die Gottheit umhüllt, hat auch er nie heben wollen; und noch heute tritt der Jüngling beschämt und geblendet zurück, der es wagte, der Göttinn zu Sais heiliges Antlitz schauen zu wollen. Unbefriedigt kehrt er heim von dem Heiligthum der Urmutter Isis. Ja, ich halte mich überzeugt, daß selbst wenn er das Verbrechen begangen, den irdischen Schleier zu heben, er durch Schuld, doch die Wahrheit nicht sehen wird.

Die Rose wächst, die Blume blüht; entzückt uns Aug' und Seele; doch des Schöpfers Gedanke, als er die Rose schuf, wer

wagte es, ihn zu binden? Schnell wie ein Blitz, fesselt er sich in dem Saamenkorn, und strömet durch die neue Pflanze gleiches Leben, das in der ersten floß, die Gottes Schöpferhand entsprang. Dort liegt verborgen alles Lichtes Keim. Jener Staub, den von der Blumenkrone die Biene heimgeholt: als Kerze strahlt er uns das Licht entgegen, das schlafend, als ein Gottesgeist, in ihm verborgen lag.

Doch was sind Worte, um auszudrükken, mit welcher Demuth wir, die wir der Gottheit Spur kaum entdecken können, im Staube anbetend vor ihr knien müssen! —

Solche Gedanken sind es, von denen diejenigen durchdrungen werden, die ein tieferes Forschen unbefriedigt gelassen hat, und die nun zurückgekehrt, freiwillig den Schirm über ihre Augen decken.

Ein wie ganz anderes, und ein um wie viel besseres Christenthum ist ein durch Ueberzeugung erworbenes, als ein bloß vererbtes, für den forschenden Geist! Darum halte man niemand ab, über das nachdenkliche Betrachtungen anzustellen, was ihm das Höchste und

Wichtigste sein muß. Sollte er auch sich verirrt haben vom rechten Pfade des Heils, und hat er nur das wahre sehnsüchtige Streben; so wird Gott ihn sicher nicht herum irren lassen in der Einöde, sondern er wird seine Engel aussenden, um ihn zurückzuführen auf den rechten Weg.

Am Rheinfall bei Schaffhausen
den 31. August 1818. Morgens halb
7 Uhr.

Theure, gute, geliebte Mutter! und Ihr alle, die ihr mein auch nur mit einem Theil der innigen Liebe gedenket, mit der mein Herz in diesem seeligen Augenblick Euch Alle umschließt, an Euch! sind diese Worte gerichtet.

Vermag ich auch nicht, mein Entzücken Euch mitzutheilen, so soll es doch nicht meine Seele allein genießen.

Ach! diese Zeilen können Euch nicht einmal ein Oelblatt sein! Die Taube ist weggeflogen um Euch aus dem entzückenden Lande einen Zweig zu bringen, und — sie bringt nur einen Brief. — Doch Rosenblätter mindestens will ich Euch streuen; Rosenblätter,

die stündlich die Tropfen des Falles tranken; die unmittelbar neben ihm aus dem steilen Felsen hervorwuchsen. Sie seien Euch ein Zeichen, daß selbst das größte Schauspiel der Natur nicht auf einen Augenblick vermochte, Euer Bild aus meiner Seele zu verdrängen!

So hört denn, von welchem Standpunkte aus ich Euch diese Zeilen schreibe!

Noch so eben stand ich auf dem Fischetz mitten in dem kolossalen Wassersturze. Hier pflückte ich jene Blätter. Doch ich stand dem ewigen Wüthen des Wassers zu nahe; das Toben war zu groß, als daß ich zur Ruhe hätte gelangen können. Jetzt bin ich den Strom weiter hinabwärtsgegangen, und auf einen Felsen im Rhein geklettert, auf dessen höchster scharfer Kante ich reite, und vermittelst des wohlbekannten Schreibzeuges dieses Brieflein schreibe.

Grade vor mir habe ich den ganzen Rheinfall; unter mir fahren von Zeit zu Zeit Fremde auf schwankenden Nachen, und jeder findet Freude an meinem wunderlichen Sitze. Neben mir ein liebliches Wäldchen, darüber das Schloß Laufen. Jenseits des Rheins

das Schloß Wörth, besonnte Wälder und sanfte, mit Reben bedeckte, Anhöhen. Ganz oben, alles mit liebender Heiterkeit überschauend, der blaue Himmel.

Schon vor Sonnenaufgang war ich von Schaffhausen hierher (eine Stunde weit) gegangen. Als ich kam, waren nur erst die fernen Alpen, der Tödi, die Windgelle, das Schreckhorn u. s. w. von den ersten Sonnenstrahlen geröthet. Auf dem Fischetz habe ich dann abgewartet, bis die Sonne von oben nach unten allmählig den Rheinfall zu beleuchten anfing. Jetzt sehe ich die ganze silberne Schaummasse von blendendweißem Lichte erhellt. Aber ich sitze im Schatten. — So eben kommt der Kahn, mich an's andere Ufer zu führen. Leben Sie einstweilen wohl!

Zürich den 6. Sept. 1818.
Abends nach 9 Uhr.

Schreiben kann ich nicht in einer solchen Natur! Ich mögte selbst eine der Alpen sein, denn von dem bloßen anschauen (was ich die letzten drei Tage hindurch ununterbrochen

gethan habe) werde ich nicht satt! — Ich war auf Habsburg! Die Epheublätter sind daher. Alle Blumen und Blätter, die ich schicke, heben Sie doch ja recht sorgfältig auf, es wird, hoffe ich, eine interessante Sammlung werden.

Zwei Gewitter stehn am Himmel; es blitzt stark. Hoffentlich wird das Wetter morgen gut. — Unter meinem Fenster rauscht die Limmat, darüber hinaus der See, rechts die Stadt mit dem schönen Münster. Ueber dem See hin die Berge. Die Berge — die Alpen! Und das alles aus meinem Fenster! Morgen, so Gott will! bin ich mitten in dieser Herrlichkeit. Ihm fühle ich mich täglich näher. Er gebe Ihnen jetzt eine gute Nacht und seegne uns alle! —

Realp den 12. Sept. 1818.

— — — — Wenn ich kein verwandtes Wesen um mich sehe, so gebe ich dem kalten Eis und Schnee Gefühl und Seele, um doch etwas zu haben, woran ich meine Gefühle heften kann. Ach! die Menschen sprechen in tausend Sprachen, meistens was sie nicht

fühlen; aber die Natur bleibt ewig, und ruft mit herrlicher Hieroglyphenschrift durch alle Aeonen der Zeit die Gesetze der Weltgeschichte. Das Blatt ist nichts als ein eingeschränkter Baum, jeder Zweig des Großen kehrt im Kleinen wieder, und so ist nichts in der Welt, in dem sich nicht Alles spiegelte. Und besonders die Elemente, jene Riesen der einfachkräftigen Vorzeit, sie sind voll tiefer Bedeutung. Es ist ein wunderbares Wort: Der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. ꝛc. — —

Auf dem Lagomaggiore
den 25. September 1818.
(am Geburtstage seiner Mutter.)

Heute der erste Tag ganz in Italien; heute das Gebiet des 45°sten Breitegrades betreten, — und heute! — O, wenn jeder Gedanke, jeder Wunsch, der heute Ihnen galt, auch nur den sanftesten Hauch des himmlischen Klima's, das mich umgiebt, hätte zu Ihnen hinüberführen können; so hätten Sie heute im reizendsten herbstlichen Frühling, oder, wenn Sie wollen, im blühenden Spätsommer leben müssen.

Da sitz' ich umgeben von den lockendsten Früchten des Südens; die Fenster stehen offen, um mich neues Leben aus der gewürzreichen Fluth der italiänischen Luft trinken zu lassen; und doch — mehr als der Lorbeerwald, mehr als der Garten von Orangen zog mich der kleine nackte Felsen an, der, mit Thränenweiden bewachsen, aus den Wellen hervortaucht.

Dorthin ließ ich mich fahren, dort sah ich die Sonne herabsinken über die waldigen Hügel, und ihr Nachglanz schwebte auf den kleinen Wogen vom Ufer bis zu mir. Röthlich glänzte die Isola madre, dahinter das freundliche Palanza, und der See ebnete sich in der Ferne zum herrlichen violetten Spiegel, auf dem ich um die liebliche Insel herumglitt. Ach! zu sagen, daß ich in all der Seeligkeit Eurer, und nur Eurer gedachte, Ihr Lieben, wäre schon Sünde; denn ist es nicht dieser Gedanke, der mir jeden Genuß mit Wehmuth vermischt, und dennoch wieder versüßt? —

Den heutigen Tag hier zu sein, hatte ich mir schon lange vorgenommen; nicht im rau-

schenden Vorüberfliegen an den berühmten Gegenständen, nein! im stillen Frieden des glücklichen Landes wollte ich ihn feiern; wollte Stundenlang hinaussehen auf die flüsternde Fluth, und doch nur Grüße von Ihnen zu hören glauben; wollte die Lüfte in den Lorbeerblättern säuseln lassen, und doch jedem Hauche nur meine Liebe mitgeben auf dem Wege zu Ihnen. Und so ist es geschehen. — —

Chur den 4. Oktober 1818.
Abends spät.

— Gottlob! und noch tausendmal: Gottlob! ich habe Ihre theueren, lieben Briefe!! — Göthe sagt: „Ich hab' ihn oft geküßt, ach! wohl ein tausend mal, und ihn an's Herz gedrückt, viel hundert tausendmal!" Die Sonne war schon untergegangen, als ich hier ankam. Auf dem Wege von Italien hierher, wo ich in zwei Richtungen den Gotthart zu passiren hatte, war ich in stetem Kampf mit allen feindlichen Elementen. Ein ewiger kalter Regen durchstarrte meine Glieder; um mich donnerten Lawinen von stürzenden Felsen und Schnee; Bäche hemmten den fast ungebahnten Weg, der schlüpfrig jeden Au-

genblick sich entwinden, oder unbetreten dem Auge verschwinden zu wollen schien, aber — der Brief — der Brief!! und so bin ich denn, und Gottlob gesünder als je, hier angekommen. Eben hier angelangt ging ich auf die Post; nebenan war mein Wirthshaus; ich ging aber nicht hinein, sondern setzte mich auf die Schwelle, behielt in glücklicher Eile mein Bündel auf dem Rücken, und las, und las bis jetzt. Ach! tausend Dank! War mir's doch immer unterweges, als ginge ich nach Hause, weil ich hier auf die lieben Briefe hoffte! — ach! und nun bin ich auch wieder seelig gewesen, so seelig, daß die hellen Thränen der Freude mir über die Wangen gelaufen sind.

Was mein Schweigen von München aus betrifft, so kann ich nur sagen: Vergebung und abermals: Vergebung! Ist dies doch die höchste, die reinste Entschuldigung! Was können wir anders unserm Vater im Himmel sagen, als: „Vergebung!"

Zürich den 29. Oktober 1818.

— — Von meinem Heimweh bin ich geheilt, und werde schwerlich wieder daran er-

kranken, weil ich nun bald in Rom neben den Arbeiten, Menschen finden werde, an die ich mich anschließen kann. Denn jedes Gefühl der Art entsteht aus Mangel an Mittheilung (der in der schönen Natur immer am fühlbarsten zu werden pflegt) und aus nicht hinreichender Beschäftigung. Ein einsames Gehen bietet ihm vorzügliche Nahrung dar, bis der Geist sich zwingt, mit bestimmten Ideen sich abzugeben, ohne von ihnen abzuschweifen; Pläne für die Zukunft, genaues Durchdenken vergangener Ereignisse, sind mir am wohlthätigsten gewesen, und zwei größere Gedichte verdanken solchen Betrachtungen ihren Ursprung. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So eben komme ich vom Richtplatze, auf dem zwei Brüder geköpft wurden. Tief hat mich dies schreckliche Schauspiel erschüttert. — Ach! und wie gefühllos ist dabei die rohe Menschenmasse!! — — Der Name: Verbrecher reißt in ihren Augen den Unglücklichen tief unter die Gemeinschaft menschlicher Gesellschaft hinab, und keiner denkt nur dar-

an, daß es mit ihm eben so kommen könne. Ihre kleinlichen Leidenschaften bringen sie zu den letzten Augenblicken dessen, der um ihrentwillen getödtet wird, und gleich den Römern beachten sie nur, ob er mit Grazie verschieden sei. Sind es denn nicht menschliche Leidenschaften, welche die That herbei führten? und — was ist der Unterschied zwischen mir und dem Verbrecher? — Wer sich rein dünkt, hebe den ersten Stein gegen ihn auf. —

* * *

Noch sei mir erlaubt, von etwas zu sprechen, was mein Sohn früher so gut wie gar nicht ausgebildet hatte.

Am Ende seiner Masernkrankheit nämlich, im März 1818, (als er noch nicht völlig achtzehn Jahr alt war,) durfte er sich nicht mit strengwissenschaftlichen Gegenständen beschäftigen, und fiel deshalb darauf, sich in der Dichtkunst mehr als bis dahin zu versuchen.

Daß er es in den sieben Monaten (bis heute, da ich dieses schreibe,) bei seinen anders

derweitigen Geschäften, Zerstreuungen, und großen Reisen, darin noch nicht zur Vollkommenheit gebracht habe, weiß ich gar wohl; aber, ich meine, für die kurze Zeit, und — im achtzehnten Jahre, ist es wohl mehr, als der billige Mensch fordern wird.

Ich lasse daher auch von seinen Gedichten einige, die früheren zuerst und die späteren zuletzt, folgen.

Da ich auch sie auf ausdrückliches Verlangen mittheile, so erwarte ich deshalb um so gewisser Verzeihung.

Liebe im Lenz.

(Mein erstes Gedicht)

In der schönsten Frühlingssonne,
Bei des Blüthenduftes Wonne,
Schwebt Dein süßes Bild mir vor;
Und der Vögel Jubelchor
Lispelt in mein trunknes Ohr
Deines Namens Ton allein.

Alles tönt mir Harmonien,
Wandelt sich in Melodien,

Denk ich, Selma, nur an Dich.
Selma! Dich nur liebe ich,
Dies Gefühl bezaubert mich
Mehr als Vögelsang und Lenz.

Auf der Blumen Farbenkleide
Schimmert mir in lichter Freude
Nur Dein theurer Name zu.
Wie im Spiegel strahlest Du
Voller Lieb' und süßer Ruh
Mich aus jedem Blättchen an.

Dieses Zephirs traulich Kosen,
Spielend mit dem Duft der Rosen,
Lispelt leise: Selma! mir.
Klagt die Nachtigall, nach Dir
Haucht sie zärtliche Begier
Ihren Sehnsuchtstönen ein.

Hör' ich's in dem Walde rauschen,
Schweig ich still. — Im seelgen Lauschen
Hör' ich Dich. — Des Kleides Saum,
Das Du zierst, seh' ich im Traum
Ferne schimmern. — Ach, vom Baum
War's ein Silberblüthenast.

Das Leben ein Bach.

Es rauschen die Wasser, es rieselt der Bach,
Es eilet der Welle die Welle nach,
Die erste, sie stirbt in der andern Schooß,
Wie wieder der zweiten die dritte entsproß.

Doch strömen die Wasser noch weiter dahin,
So schwindet der tobende kindische Sinn;
Und üppige Fluren umspület der Fluß,
Es labt sich das Land an dem nährenden Kuß.

Und hat er durchwandert das Thal und das Land,
Und hat er befruchtet den üppigen Strand,
So bleibt ihm kein Name, nichts Eigenes mehr,
So schwindet er in dem unendlichen Meer.

Die Wasser entspringen der bergigen Nacht,
Von der uns noch Niemand die Kunde gebracht;
Die Wasser entschwinden am Meeresstrand,
Und keiner hat jemals ihr Strömen gebannt.

Der Jüngling, er sieht in die Wog', in die Fluth,
Da zieht ihn hinunter die sehnende Gluth;
Es zieht ihn hinauf nach des Stromes Quell:
Hinauf und hinab mit der tanzenden Well.

Und ellend verläßt er das Vaterhaus,
Er strebt in die schaffende Ferne hinaus;
Er übet im Leben die wirkende Lust,
Und ist sich des edelsten Willens bewußt.

Doch bleibt er noch stets wie am Bache getheilt.
Er schwanket nach hier und nach dort, und — verweilt;
Die Sehnsucht, sie zieht ihn zur Quelle hinauf:
Die Kraft eilt hinaus mit des Stromes Lauf.

So kämpft mit der Sehnsucht die brausende Kraft,
Die ewig zerstöret und neu wieder schafft;
Bis Liebe sie beide harmonisch vereint,
Und Güte dem Menschen als Zielpunkt erscheint.

Roms Weltherrschaft.

Sonett.

Einst prangte Rom mit Statuen-Kolossen;
Es war die Welt an seinen Thron geschlossen,
Der Tiber Wogen, die den Strand umflossen,
Verschmähten stolz das Meer, in das sie sich ergossen.

Noch herrscht in Rom mit geistlichen Geschossen
Der Antichrist mit seinen Kriegsgenossen;
Noch prangt das Kapitol mit Sieges-Rossen,
Als wäre jetzt der Parther Blut geflossen.

Auf jenen Bergen, die das Glück genossen,
Roms Helden anzuschaun, scheint unverdrossen
Der Herrscher Haupt, wie Hydern, zu entsprossen.

Mit Ablaßkrämerei und solchen Possen
Regiert der Pabst, trotz aller Besser-Glossen:
Hat geist'ger Freiheit bald das Herz durchschossen.

Glaube nach Zweifel.

Ich stand an dem Gipfel des Felsens
Und schaute hinaus in das Meer.
Den Felsen umspülten die Fluthen,
Sie schwammen in Wogen daher. —

Da steh' ich allein auf der Höhe,
Gesichert vor Wogen und Fluth;
Doch zieht mich noch höher nach oben
Die strebend verlangende Gluth.

Und, dehn' ich den Leib und die Glieder,
Und, streck' ich die Arme hinein;
Ach, nimmer erwachsen mir Schwingen,
Ich sinke zurück auf den Stein!

Es kommen die Wellen gezogen,
Der Sturmwind thürmte sie auf.
Ihr Gipfel berühret die Sterne,
Nichts hindert den flüssigen Lauf.

Wie! soll ich hier liegen und rasten?!
Die Wogen, sie streben hinan! —

Ich ſpringe hinein in die Fluthen,
Beginne die ſchwankende Bahn.

Und theile mit kräftigen Armen
Das Meer, das ſchwebend mich trägt;
Die Fluthen, ſie führen nach oben,
Vom mächtigen Sturme bewegt.

So ſchweb' ich im Reiche der Wolken
Und hebe das Angeſicht, —
Verhüllt ſind Himmel und Sterne,
Verſchwunden das ewige Licht!

Hinunter reißen die Ströme,
Zu ſchrecklichen Tiefen hinab,
Und ſchaudernd ſeh' ich an Klippen
Ein tauſendfach gähnendes Grab.

Da bringet im Tanze der Wogen
Ein rettendes Holz mir die Fluth.
Ich faß' und umarme das Zeichen
Des Kreuzes mit doppeltem Muth.

Es ebnen ſich Waſſer und Wellen,
Beruhiget wird mir der Sinn:

Doch bald führt neues Erstaunen
Den Blick zu dem Felsen dahin.

Den Fels befreiten die Fluthen,
Gesäubert vom irdischen Tand.
Er strahlet als herrlicher Tempel,
An Glanze der Sonne verwandt.

Und ewige Stufen, sie führen
Von ihm zu dem Himmel hinan,
Und leuchtende, goldene Thore
Beschließen die steigende Bahn.

Beim Abschied' aus Berlin.

(Den 4. Mai 1818.)

In ernster Zeit werd' ich von Euch geschieden,
Und sehe sinnend noch einmal zurück;
Da füllt sich meine Brust mit heit'rem Frieden,
Und freud'ge Thränen netzen meinen Blick;
Denn selbst, was ich vergebens einst gemieden,
Erkenn' ich dankend jetzt als güt'ges Glück,

Das von der Gottheit liebend mir gesendet,
Zu rein'rem Glanze meinen Blick gewendet.

Der junge Stamm sucht rings sich auszubreiten,
Und strebt, die Luft mit Zweigen zu umfahn;
Doch wünscht der weise Gärtner ihn zu leiten,
Und führt sein üpp'ges Wachsen himmelan;
Drum engt und hemmt er ihn von allen Seiten,
Und zieht ihn schlanker auf beschränkter Bahn:
So wird auch in des Lebens wildem Toben
Der Geist zu höh'rer Richtung aufgehoben.

Und was wir einst geduldet und gelitten,
Wie man des Fleißes Streben oft verkannt,
Was wir gewagt, um was wir einst gestritten,
Das lassen gern wir in der Vorzeit Land;
Wenn von dem äußern Scheine abgeschnitten
Der Geist, zum eignen Innern hingewandt,
Nun freudig sieht, daß in des Herzens Tiefen
Der Selbsterkenntniß heil'ge Freuden schliefen. —

Aus eines ſtillen Lebens engen Schranken
Iſt meine Bahn zum fernen Land geſtellt,
Doch im geheimen Kreiſe der Gedanken
Trag' ich mit mir des Inn'ren reiche Welt,
Die, ſcheidend, Euch in froher Glut zu danken
Mit vollem Frieden meinen Buſen ſchwellt,
Daß mich vergangnen Ungemaches Mühe,
Im Augenblick der Trennung, freundlich fliehe.

Schiffahrt.

Am 16. Mai 1818.

Sonett.

Es ſchwanken rings des Waſſers rege Fluthen,
Und einſam drauf der ſchwebend leichte Kahn;
Er wandelt ungeſtört die feuchte Bahn,
Auf der Delphine einſt und Schwäne ruhten.

Doch mit des vollen Herzens heiſſen Gluthen
Schwebt auf der Fluth ein Sänger ſtill heran;
Und wenn die Waſſer wogend ihn umfahn,
Erglüht das Herz in ſeeligen Minuten.

Die Erd' entflieht, und rings nur Phantasieen,
Auf deren heil'ger Fluth der Sänger schwebt,
Wenn süße Flammen seine Brust durchglühen.

Das luft'ge Schiff, mit dem er aufwärts schwebt,
Das ist das Herz, in dem der Himmel lebt,
Aus welchem Glaube nur und Liebe blühen.

Die Suzawa.

Letzter Bach in Böhmen, der sich in die Elbe ergießt.

Auf der Reise.

Hinauf zu immer neuen Höhen
Führt mich mein Weg im fremden Land;
Und an des rauhen Pfades Rand
Seh' ich ein Bächlein rückwärts gehen.
Mich treibt's hinauf:
Des Bächleins Lauf
Ist abwärts und entgegen.

Noch einmal rückwärts meine Blicke
Auf Fluren, Wälder, Berg und Thal!
Die Thränen fließen; allzumal
Führt sie der Bach zu schön'rem Glücke.
Geliebte Flur!
Das Bächlein nur
Kann Dich im Lauf ereilen.

So steh' ich auf der Bergesgränze!
Noch diese Thräne nimm, o Bach!
Die künft'gen Schwestern fließen nach
Im mildern, nicht im deutschen, Lenze;
Und keine Fluth
Führt ihre Gluth
Zum Strand der lieben Meinen.

Oft fühlt' ich wohl mit tiefen Schmerzen
Die junge Brust in sich gedrängt;
Doch, ward ich feindlich eingeengt,
So lebt' ein Gott im freien Herzen.
Der letzte Groll,
Im Abschied soll
Er mit der Welle schwinden.

Und wieder geht's zu neuen Gründen,
Zur Teya und zur Thaya,

Und fremde Namen, fern und nah,
Ertönen aus den Felsenschlünden.
Die Welle rauscht,
Doch sie vertauscht
Die Elbe mit der Donau.

Und unaufhalsam fliehn nach Osten
Die Wasser eins dem andern nach.
Die Welle fließt, es strömt der Bach,
Den fremden Strand im Lauf zu kosten.
Die Woge eilt;
Die Fluth verweilt
Nicht vor des Aufgangs Meer.

Dahin werd' ich durch Pflicht gezogen,
Und rückwärts geht des Bächleins Lauf.
Ihr Lieben! schaut zum Himmel auf,
Er faßt uns all' in seinem Bogen.
Es ruft die Pflicht;
Die Sehnsucht nicht
Von Euch, Geliebte! weichet.

Ungewißheit.

Räthsel, das ich niemals lösen werde,
Du mein ewig unerklärbar: ich!
Wundersam mit Geist verbundne Erde!
Selbst die Gottheit kenn' ich nur durch Dich!
Spiegel Du für mich von allen Dingen!
Dich zu fassen, wird es niemals mir gelingen?

Sprich, was ist die Gluth in meinem Herzen,
Was die überströmend-stille Lust,
Die, verwebt mit leidenlosen Schmerzen,
Wechselnd füllt und engt die bange Brust?
Ist es Ahnung nie empfund'ner Freuden? —
Ist es Furcht vor nie gekannten Leiden? — —

Lebensansicht.

Mit schleierlosem Angesichte
Trat ich in's freie Leben ein,

Und selbst im täuschenden Gedichte
Konnt' ich nur stets, ich selber *) sein.

Mir strahlte aus den Sternenhöhen
Des reinsten Eifers Himmelsgluth;
Ich schwebte, wie auf klaren Seeen,
Im Arm der Wahrheit durch die Fluth.

Da nahten lockende Gestalten
Dem Schiffer sich mit Freundesblick,
Und an die Falschen mich zu halten
Schien Stütze mir und Lebensglück.

Doch ach! in meinem Arm zerflossen
Die Bilder, körperloß, in Rauch;
Und Drachen aus dem Nebel schossen
Auf mich mit tödtend-gift'gem Hauch.

Mir diente Täuschung, ach! zum Stabe,
Und Trug war meine Zuversicht.
Was ist's, wodurch ich Hülfe habe,
Wenn aller Trost zusammenbricht?

*) Der Dichter meint hiermit, daß er stets einfach und wahr seine innersten Gefühle aussprach.

Da bleibt nur Einer mein Getreuer,
Und richtet auf den matten Blick;
Er gießt der Hoffnung dämmernd Feuer
Mir tröstend in das Erdgeschick.

Der Menschen heil'ge Schwüre trügen,
Das Herz gleicht nie dem äußern Schein;
Doch Einer ist, der kann nicht lügen,
Er soll mein einz'ger Rather sein.

Und wer von gleicher Lieb' entglommen
Für ihn, den Einzigwahren, ist,
Der sei mir Einsamen willkommen!
Es reicht mir hin: — er ist ein Christ. —

Aus einem Sonettenkranze.

Vom Lago maggiore.

Mit Schatten vom Orangenbaum umfangen
Ruh' ich, und blicke auf zu seinen Zweigen.

Sie

Sie scheinen stolz in blaue Luft zu steigen
Mit ihrer Blätter üppig-saft'gem Prangen.

Schon sind mit goldnen Früchten sie behangen,
Daß sich die Aeste von der Schwere neigen.
Indem die andern duft'ge Blüthen zeigen,
Und Knospen, die zu werden erst verlangen.

Sich selbst erblickt der Sänger in dem Bilde.
Was in ihm ist, will sich zur Frucht gestalten;
Das eine reif, das andre noch im Keimen.

Gern macht' er, freundlich! alle: süß und milde;
Und muß doch, leider! bittre oft entfalten,
Zeigt er sich selbst in seinen bunten Reimen.

Im Angesichte der Isola bella. *)

(Am 25. September 1818, dem Geburtstage meiner Gattinn.)

Da steht sie, von der Mutter losgerissen,
Die arme Insel, in dem See allein!
Sie sieht voll Sehnsucht in die Fluth hinein,
Wenn grüßend sie die lauen Wellen küssen.

Was hilft es ihr, vom Gipfel zu den Füßen
Mit stolzem Lorbeerkranz **) geschmückt zu sein?
Es bleibt doch innen stets der düstre Stein,
Und muß die Mutter, die geliebte, missen.

Ach, so auch ich, von Wonne rings umgeben,
Muß dennoch heiße Sehnsuchtsthränen weinen;

---

*) Sie steht bekanntlich der Mutterinsel (Isola madre) gegenüber.

**) Der ehemalige Felsen ist terrassenartig von der Familie Borromei geformt, und mit Lorbeern, Mirthen, Pommeranzen, Zitronen u. s. w. bedeckt.

Das Auge kann nur naß zum Himmel blicken
Die Mutter rief einst dieser Tag ins Leben;
Doch die geliebte wird mir nicht erscheinen,
Daß ich sie dankend an die Brust kann drücken.

Unendlichkeit in der Beschränkung.

Rings in ungemeßnen Weiten
Thut der Raum sich vor Dir auf,
Und es dehnet sich der Zeiten
Vor- und rückwärts-ew'ger Lauf.
Ueber Dir, nicht zu erlangen,
Schwebt die Wahrheit schleierlos,
Doch von Allem kannst Du bloß
Gegenwärtiges umfangen.

Wie vom Nebel eingeschlossen
Liegen vor Dir Zeit und Raum;
Und der Zukunft dunkle Sprossen
Ahnt die bange Seele kaum.
Vor des Maßes ew'gen Schranken
Muß der Mensch zurücke wanken;
Und des schnellsten Geistes Lauf
Halten diese Klippen auf.

Nur ein zweifelhaft Gelingen
Führt zu dem ersehnten Ziel,
Wenn der Geist in kühnen Sprüngen
Rings zu schweifen sich gefiel.
Denn der Phantasie Gestalten,
Von dem Willen festgehalten,
Kann des Geistes Ernst allein
Wahrheit und Gewalt verleihn.

Doch durch höh're Macht entstanden,
Und für's Leben nur geliehn,
Dient der Körper jenen Banden,
Die zum Staube niederziehn.
Und im ew'gen Widerstreben
Geht der Sterbliche durch's Leben,
Wenn die freie Seele fliegt,
Und der Körper unterliegt.

Ach, nach jenen sanften Weiten
Sehnst Du Dich; und kannst doch nicht
Eine Spanne überschreiten
Von dem Raum, der zwischen liegt.
Die Geliebte zu umfangen,
Treibt Dich sehnendes Verlangen,

Ach, und kannst doch nicht zergehn,
Zu ihr durch die Luft zu wehn.

Einsam von dem Raum gebunden
Sehnst Du Dich nach künft'ger Zeit,
Wo ihr wieder neu verbunden
Leib- und Herz- umschlungen seid.
Doch, vermag von all den Tagen
Sehnsucht keinen fortzutragen;
Zögernd wird die späte Nacht
Ohne Mitgefühl durchwacht.

Doch, es sei Dir auch gelungen,
Und für einen Augenblick
Habe Deine Lieb' umschlungen,
Drück' ans Herz Dein ganzes Glück! —
Aber kannst mit Erdgewalten
Du die schöne Stunde halten?
Ohn' Erbarmen flieht die Zeit,
Ob Du ihrer Dich erfreut.

Und so siehst Du Jahre schwinden,
Wie der Erde Ball sich dreht;
Doch bleibt ohne Mitempfinden
Das Gesetz, das einmal steht.

Deines Busens heißes ehnen,
Deines Herzens stille Thränen,
Sind der ew'gen Ordnung fremd,
Die nichts schleunigt oder hemmt.

Kannst Du nicht die Schranke brechen:
Streife bis zu ihr hinan! —
Trinke aus des Lebens Bächen,
Treibend auf der schnellen Bahn!
Weiche nicht vom ernsten Ziele!
Doch verein' ihm heitre Spiele!
Daß die Hore, die entschwebt,
Weisheit Dir und Lust gewebt.

Wasserfahrt.

Auf einem Schifflein zogen
Mit Spiel und mit lautem Gesang
Der Fröhlichen Viele stromunter
Die blühenden Ufer entlang.

Zwei Liebchen saßen schweigend
Und blickten so wonnig sich an,

Daß unter trautem Koſen
Die flüchtige Stunde verrann.

Schon ſtand das Schiff am Strande,
Verlaſſen von eilendem Schwarm:
Die Liebchen fielen ſcheidend
Und weinend ſich Arm in Arm.

Und nach verſchiedenen Seiten
Ziehn ſie über Ströme und Land. —
Ob wohl der Liebchen Eines
Solch ſeeliges Schifflein noch fand?

Gott, der Ewige.

I.

In den erſten Augenblicken
Lachte mir der Sonne Schein;
Mit Gedeihen ſich zu ſchmücken,
Sogen Feld und Wald ihn ein.
Schnee durchzog die öden Räume,
Sturm zerſplitterte die Bäume;
Allenthalben ſtand's geſchrieben:
Er nur iſt ſich gleich geblieben!

2.

In der Erde dunklen Schlünden
Stieg ich durch die ew'ge Nacht;
Schachten mußten mir verkünden,
Daß der Herr im Himmel wacht.
Auf der Berge letzten Zacken,
Des Vulkanes dürren Schlacken,
Stand mit klarer Schrift geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben!

3.

Auf des Meeres wilden Wogen
Schwankt' ich in der Finsterniß;
Durch des Aethers blauen Bogen
Staunt' ich in der Himmel Riß; *)
Donnernd zuckten Blitzesstrahlen,
Sterne blinkten, ohne Zahlen;
Ueberall war's hell geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben!

4.

Völker von dem Thron des Glückes
Stürzten in die Schmach hinab;
Vor dem Hauche des Geschickes
Sanken Tausende in's Grab.

---

*) In die Nebelflecken.

Aber — durch des Schicksals Nächte,
Selbst im Morden der Gefechte
War's mit Flammenschrift geschrieben:
Er nur ist sich gleich geblieben! —

* * *

Daß ich deshalb — weil ich sein Vater bin — ihn strenger zu beurtheilen pflege, als andre — gute Menschen, ist begreiflich. Wie hätte ich ihn sonst zu dem bilden können, was er ist! — Trotz aller innigen, zärtlichen Vaterliebe bin ich stets strenge, aber nie hart, noch weniger ungerecht gegen ihn gewesen.

Ich würde mein Leben gern für das seinige hingegeben haben, aber ich sah ihm keinen Fehler nach, ohne denselben zu rügen; und lobte ihn immer nur zum dritten Theile in dem Maße, als ich fühlte, daß er es verdiene. Auch hielt ich die enthusiastischen Lobeserhebungen Anderer, so weit ich es vermochte, in seiner Gegenwart wenigstens, stets zurück.

Daß alles Erwähnte mich oft große, sehr große Ueberwindung gekostet hat, darf ich

wohl nicht erſt ſagen. Ich that es aber fortdauernd, weil ich glaubte, ich müſſe es thun.

So wollte ich denn unter andern auch gern ganz genau wiſſen, wie weit er es in der Fertigkeit, ſchnell und leicht zu dichten, wovon meine Frau mir in Betreff ſeiner geſchrieben hatte, in vier Monaten gebracht habe. Ich tadelte ihn daher in Wien, wo ich ihn in Junius 1818 fand, und ſeinen Wünſchen gemäß zwei Monate lang mit ihm zuſammen wohnte, daß er ſo gern in der für uns Deutſchen ſchwerſten Form, in der Sonettform, dichte.

„O, ſagte er kindlich, lieber Vater! es wird mir ſo ſchwer nicht!“

Als ich dagegen meinen Zweifel äußerte, antwortete er lächelnd: „Gut, ſo bitte ich „Sie, geben Sie mir ein beliebiges Thema, „ich will Ihnen augenblicklich ein Sonett darüber machen. Sie nehmen dann „vorlieb, ſo gut es mir geräth! —“

Ich hielt dies für ſehr ſchwer, ließ mir aber nichts merken, ſondern antwortete ſcherzhaft: „Ja! — es wird dann aber auch wohl darnach ſein! —“ Er bat auf's neue,

und ich versprach ihm, seinen Wunsch zu erfüllen; nahm mir aber vor, ihm einen möglichst schwierigen Gegenstand aufzusuchen, um meiner ihm früher geäußerten Bedenklichkeit dadurch desto mehr Gewicht zu geben:

Eines Abends, (es war am letzten Junius, also den Abend vor seinem achtzehnten Geburtsfeste,) waren wir beide zu Hause geblieben, weil jeder von uns eine ernste literarische Arbeit vollenden wollte. Da fiel mir seine Bitte, mein Versprechen, und — ein mir sehr zweckmäßig scheinender Gegenstand ein.

Du wolltest ja ein Thema zu einem Sonette haben, sagte ich zu ihm. Hier hast Du eins: Auf ein Kaleidoskop.

Gut! antwortete er augenblicklich: So nehmen Sie denn an, ich schickte einem hübschen Mädchen eins zum Geschenk.

In demselben Nu nahm er die Feder, und schrieb, so schnell er nur schreiben konnte, Folgendes!

An meine Geliebte.

Bei Uebersendung eines Kaleidoskops.

In einem engen Rahmen eingeschlossen
Siehst Du die hundert Formen sich bewegen,
Und in des Spieles wechselvollem Regen
Sind, selbst sich spiegelnd, Bilder angeschossen.

So nimm, Geliebte! denn die kleinen Possen,
Und laß sie tiefern Sinn in Dir erregen!
Denn, wie von Deines Fingers zarten Schlägen
Sich's regt, ist auch mein Thun aus Dir entsprossen.

In mir auch leben Farben und Gestalten,
Und könnten wohl zu Trefflichem sich bilden;
Doch von den äußern drängenden Gewalten
Kannst Du allein die Knospe mir entfalten;
Du machst aus mir den milden und den wilden,
Und ohne Dich wär ich vom Schlaf gehalten.

Ich war äußerst neugierig darauf, und las es dann mit vieler Freude, denn ich begriff, daß die vier verschiedenen Fesseln 1) grade vierzehn Zeilen (nicht mehr und nicht weniger) und zwar in der vorgeschriebenen Ordnung 2) die vielen Reime, noch dazu so verschränkt, und 3) das tolle Thema 4) augenblicklich auszuführen, mehr als hinreichend lasten mußten; — aber ich scherzte, nachdem ich es gelesen hatte, wie immer in solchen Fällen: „Nun, nun! es ist so übel nicht, wenn es gleich vollkommener sein könnte!“ aber ich habe es Dir durch das drollige Thema auch ein wenig erleichtert.“

Aus kindlicher Bescheidenheit ließ er sich dies gefallen, denn daß ich zufrieden sei, merkte er wohl, und mehr verlangte er selten in seinem ganzen Leben, höchstens einen liebevollen väterlichen Kuß. Diesen sparte ich aber für jetzt noch auf.

„Ich sollte Dir ja auch wohl Endreime zu einem Sonette geben?“ sagte ich dann.

Er. O, ja! ich bitte Sie darum!

Ich. Wohl! so laß uns für jetzt wieder arbeiten!

Nun schrieb ich unbemerkt folgende Endreime auf: „Leben, Lieder, wieder, geben, heben, bieder, nieder, Beben, Tiefe, lieben, Schmerzen, riefe, bliben, Herzen.“

Ich hatte mit Bedacht nichts Sonderbares darunter gemischt, weil ich auch noch das Thema, und zwar ein ernstes geben, und dasselbe ernsthaft behandelt haben wollte.

Oben darüber schrieb ich also:

An meinen Vater
am ersten Julius, 1818.
(Sein Geburtstag, an dessen Vorabend dies alles geschah.)

Dann gab ich ihm das Blatt. Er las es flüchtig und sagte: „So haben wir eigentlich nicht gewettet, denn Sie geben mir hiermit noch zwei Fesseln mehr, als zuvor: ein ernstes Thema und die Endreime.

Ei was! antwortete ich, wenn man sich zu so etwas vermessen hat, so muß man allenfalls die Piramide auch auf die Spitze stellen können.

„Meinetwegen! erwiederte er, ergriff die Feder, sann einige Sekunden nach, und

schrieb dann, ohne aufzuhören, Folgendes nieder:

An meinen Vater.

am ersten Julius, 1818.

Mit Kindesthränen grüßt' ich einst das Leben;
Heut' grüße es dies jüngste meiner Lieder!
Was Kind und Knab' empfangen, will nun wieder
Der Jüngling Dir in sanften Tönen geben.

So soll mein Lied sich denn zu Dir erheben,
Der Du im Leiten ernst, im Leben bieder,
In meinen Busen frühe schon hernieder
Den Himmelsstrahl geführt mit Wonne-Beben.

Von Feld zu Wald, von Berg durch Flur und Tiefe
Schritt ich mit Dir. Die ganze Welt zu lieben
Erfülltest Du die Brust mit Sehnsuchtschmerzen.

Und wenn mich früh der Himmel aufwärts riefe,
So wäre nur der Körper hier geblieben:
Denn Liebe pflegtest Du im jungen Herzen.

Er hatte sich also schnell genug und ziemlich glücklich alle sechs Fesseln abgerungen. Nun wallte meine Freude über. Mir trat eine Thräne ins Auge und ich küßte ihn mit liebevollem Vatergefühl!

Wenn jene liebloſe Menschen, die meinen Sohn so gern zum bloßen Gedächtnißhelden herabwürdigen möchten, weil sie das Höhere nicht fassen, oder vielmehr nicht fassen wollen, beide Schnellgedichte lesen; — Ob sie sich dann ihrer Verläumdungen wohl schämen werden? — Ich glaube kaum! denn — eiserne Stirnen schämen sich nicht leicht.

Von meinem verehrten Freunde v. Jakob (und seines Gleichen) darf ich ~~dagegen~~ mit Gewißheit annehmen, daß sie freudig mit mir übereinstimmen: „meines Sohnes geistige Kräfte haben sich in seinem vierzehnten Jahre noch nicht fixirt. Auch steht mit Sicherheit zu hoffen, daß ihr Wachsen noch bis

über

über das achtzehnte Jahr hinausgehen werde.“ Möge nur seine heitere Folgerung. „Wenn nun Ihres Sohnes Denkkraft vom neunten bis zum ein und zwanzigsten Jahre in derselben Proportion fortwächst, als bisher: so wird er unstreitig als ein ganz außerordentlicher Mensch auch für die ganze Zeit seines übrigen Lebens dastehen,“ ganz so gewiß erfüllt werden, als seine freundschaftliche Besorgniß es nicht wurde! —

Ein zweiter Freundlichgesinnter, der aber ebenfalls ein ausgezeichneter Kopf ist, Herr Z. in A., machte mir, als wir uns im Sommer 1817 wiedersahen, den gleichen Einwurf: oder vielmehr, er legte mir ihn als Frage vor:

„Was glauben Sie? sagte er, Wird Ihr Sohn noch ferner im Wachsen seiner Geisteskräfte fortgehen, oder wird er plötzlich stille stehn, und dann folglich in einiger Zeit zu den übrigen zurücksinken? —“

Ich antwortete ihm, bis jetzt ist seine Geisteskraft noch im Wachsen; (zugleich erzählte ich ihm, daß er der zweite sei, der so etwas fürchte u. s. w.) auch hoffe ich für die

Zukunft, daß er nicht plötzlich stille stehen werde; grade aus denselben Gründen, aus welchen ich es in seinem eilften Jahre über das vierzehnte hinaus hoffte.

Früher hatte er wunderbarer Weise — dieselbe schöne Folgerung hinzugefügt, welche Jakob niedergeschrieben hatte. — Jetzt unterbrach er mich sehr lebhaft mit den Worten: „Nein! ich will es Ihnen besser sagen: er wird nicht stille stehen! Seine bisher erworbene Geistesbildung, seine Erfahrungen, seine Sprachen, seine Wissenschaften, seine Reisen geben ihm einen zu großen Vorsprung; und machen es ihm zu leicht, sich mehr noch anzueignen, als daß es einem Andern möglich werden sollte, ihn einzuholen, oder gar ihn zu überholen. Da wir annehmen dürfen, daß er nicht geschwächt, nicht übertrieben worden ist, so hat jede Bereicherung seines Seelenvermögens ihm neue Kraft gegeben, weiter zu schreiten. Sollte dies gar progressiv fortgehn, so können die Andern ihn nie erreichen.

„Aber lassen wir das auch auf sich beruhen! so kommt er mir doch, wegen seiner

mannigfaltigen und gründlichen Kenntniſſe, wie ein reicher Kaufmann vor. Die ärmeren Kaufleute neben ihm wiſſen vielleicht ſo gut wie er, was jetzt zu thun, welche Spekulation jetzt zu machen wäre, aber — es fehlt ihnen an den dazu nöthigen Mitteln. Sie bedürfen, um alles dazu gehörige ſo ſchnell als es ſein muß, herbeizuſchaffen, mehr Geld als ſie beſitzen. Sie müſſen alſo zurückſtehen, müſſen die Hände in den Schoos legen, ſo ungern ſie es auch thun. Der reichere dagegen hat das nicht nöthig. Er kann bei ſeinen großen Vorräthen an Gelde ſowohl, als an tauſend andern Dingen, ſchnell hingreifen, wohin er nur will, und mit Leichtigkeit verwirklichen, was andern unmöglich iſt, und unthunlich ſcheint.

„Grade ſo kommt mir Ihr Sohn vor. Setzen wir: er gelange, durch die Begränzung der Menſchlichkeit, oder durch Krankheit, oder durch andre uns unbekannte Schickſale, früher oder ſpäter dahin, daß ſeine Geiſteskraft nicht größer ſei, als die ſo mancher andern ausgezeichneten Menſchen; ſo wird er immer noch höher ſtehen als ſie; immer noch weit

mehr wirken, durchdenken und ausführen können, als sie; denn er hat mehr Mittel dazu. Nach unsrer bisherigen Art zu studiren, kann jeder Einzelne nur ein sehr kleines Feld des Wissens kennen lernen, ein noch kleineres aber bearbeiten. Unsre Zeit wird uns so muthwillig geraubt, sie wird so gedankenlos getödtet, daß die Jahre des Erwerbens herankommen, ehe wir mehr als das Allernöthigste gelernt haben. Er hat aber mehr gelernt. Er hat auf vielen Feldern des Wissens geerndtet, kann also, dereinst, wie jener reiche Kaufmann, dahin und dorthin greifen und schnell nehmen, was er zu seiner Absicht jedesmal gebraucht.

„Wenn Andre von übrigens gleicher Kraft irgend einen verwickelten Satz, irgend ein schwieriges Geschäft nicht durchschauen können, weil es ihnen an den dazu nöthigen Hülfswissenschaften mangelt; so werden ihm beide klar und leicht erscheinen, weil auch die dahin einschlagenden Nebensachen ihm bekannt sind, ja ihm schnell zu Gebote stehn, sobald er in dem Schatze seiner Kenntnisse umhersuchen und ergreifen will.“

Ich füge nichts weiter hinzu, als den bittlichen Wunsch zur Vorsehung: Möge der Mann recht behalten! —

Siebzehnter Abschnitt.

Soll man Kinder bis zum siebenten oder achten Jahre sich selbst überlassen?

Eine sehr natürliche Frage ist: Von welchem Zeitpunkte sollen wir anfangen, unsre Kinder unterrichtend zu erziehen? Es ist zur Mode geworden, nach Rousseau, hierauf zu antworten: Vom siebenten oder achten Jahre an. Allen Leuten, die dies behaupten, habe ich nichts zu erwidern, als: Seht aufmerksam auf diejenigen Kinder, die so lange ununterrichtet, wohl gar unerzogen blieben, und bemerkt, was aus ihnen geworden ist! Ihr werdet meistens finden, es wurden eigenwillige, heftige, ihren Lüsten und Begierden fröhnende, auch oft sehr unwissende Geschöpfe. Wollt ihr ähnliche Kinder haben, wohl! so verfahrt wie die Eltern von Jenen! —

Ich sprach einst mit einem Manne, der das Erziehungswesen verstehen wollte, und sich höhnisch darüber äußerte, daß mein Sohn frühzeitig zu den äußerlichen und innerlichen (guten) Sitten gebildet sei. Nein! sagte er, das soll mit meinem Sohne nicht geschehen, er soll seine Kindheit genießen. Bis zu seinem achten Jahre soll er thun können, was er Lust hat, und bloß seiner Wärterinn und seiner Mutter*) überlassen sein.

„So werden Sie späterhin wenig an ihm zu bilden haben!" antwortete ich schnell. Die Folge hat bewiesen, daß ich recht hatte. Obgleich der Knabe gute Geistesanlagen besaß, so ist doch bloß ein gemeiner Mensch mit vielen Fehlern aus ihm geworden; wäre er einfältig gewesen, so hätte der Vater, durch seine Schuld, einen Tölpel aus ihm gemacht.

---

*) Diese Mutter lebte täglich und sehr viel in der großen Welt. Ihr Kind blieb also indeß bei dem Gesinde.

Man könnte aber einwerfen, es giebt doch große Männer, welche einen ähnlichen Weg gehen mußten. Es ist wahr! es giebt deren. Aber — sie sind selten! Bloß weil sie sich selbst und Andern durch ihre sonderbare Bildungsweise auffielen, wurden sie und ihr früherer Lebensgang allgemein bekannt, und man machte thörichter Weise den Schluß: Dieser Gang sei der rechte! Immer, aber, oder doch meistens, wird man sehr dunkle Seiten neben den hellen finden, denn die früh angenommenen und tief eingewurzelten Fehler lassen sich schwer wieder vertilgen. Es würde mir leicht sein, jedem großen Manne, der so gebildet wurde, mit Recht einen demüthigenden Tadel anzuhängen, aber ich thue es nicht; weil es Unrecht wäre, nach Art der Bösen, die Größe dadurch herabziehn zu wollen.

Wer obige Bildungsweise als die beste geltend machen will, übersieht dabei, daß ein Mensch mit sehr großen Anlagen, (ein ächtes Genie) allenthalben durchdringen, und etwas Großes werden wird, sollte es sich auch zu einem Cartouche, Käsebier, Schinderhannes

u. s. w. formen; daß aber alle diejenigen, welche nur mittelmäßige, wohl gar: nur geringe Anlagen haben, dabei verloren gehen müssen, und doch sind ihrer unendlich mehr, als der „Genies.“ Man vergißt, was aus einem solchen Genie Edles, Erhabenes, Menschenbeglückendes hätte werden können, wenn es vom Anfange an richtig geleitet und ausgebildet wäre.

Derselbe, der jetzt durch die Umstände auf der schlechten Seite bis zu achtzig emporging, hätte sich durch sorgfältige Leitung, durch herbeigeführte wohlthätige Umstände, bis zu hundert, ich meine, bis zu dem höchsten Grade menschlich möglicher Vollkommenheit, und zwar auf der guten Seite, erheben lassen.

Was jetzt Eigenthum des Galgens und des Rades, oder was einerlei ist, ein herzloser Eroberer wurde, mußte bei gehöriger Leitung: Eigenthum der ganzen Menschheit, mußte ihr Kleinod werden.

Hierbei fallen mir alle die Menschen ein, welche man zu jeder andern Zeit mit Recht verachtet, für grob, unsittlich, schmutzig,

rechthaberisch, hochmüthig u. s. w. erklärt haben würde, die aber durch den Drang der besonderen Zeiten nützlich wurden, und Namen erhielten. Gebt ihrer Kindheit eine richtigere Erziehung, und sie würden Sterne der ersten Größe geworden sein.

Gerathen dergleichen früher sich selbst überlassene Wesen nicht schlecht, so haben sie entweder weniger Leidenschaften, oder ihre anderweitigen Umgebungen waren, glücklicher Weise: gut. Aber nur zu oft sind die (letzten) nicht gut!

Wenn ein Knabe sich selbst oder dem Gesinde überlassen ist, so gesellt er sich natürlich zu den Kindern auf der Straße. Anfangs nur zu denen der Nachbarn, dann zu ihren Freunden und Bekannten, und endlich zu allen; denn der Mensch ist ein Geselligkeitsthier; Kindern sind aber Kinder in der Regel die liebste Gesellschaft. Ferner spielen sie gern, und das Spiel im Freien ist ihnen, mit Recht! das angenehmste, weil Gott die Luft mit so vielen erquickenden, stärkenden, erheiternden und erfrischenden Kräften gesegnet hat. Dem Kinde ist folglich im Freien am

wohlsten, besonders wenn es dort mit Kindern spielen kann.

Auch würde ich — müßte ich wählen! — trotz den großen Gefahren, die der Aufenthalt auf der Straße mit sich führt, ihn doch dem ewigen Sitzen in der Stubenluft vorziehen. Ich rede hier nicht von Berlinischen Zimmern. Diese sind in der Regel hoch, luftig, hell, freundlich, reinlich, groß; und können also, durch die Güte der Eltern, leicht einen kleinen Spielsaal für Kinder abgeben. Nein, ich rede von den Zimmern in kleinen Städten oder auf dem Lande, wo gewöhnlich die große Familie in ein kleines niedriges, enges, feuchtes, mit Geräthe angefülltes Erdzimmer zusammengepfropft ist

Da verbutten die Kinder, ihr Körper wird aufgedunsen, ihre Säfte verderben, ihre Drüsen schwillen an, ihre Verdauungskraft nimmt ab, ihr Blut schleicht, statt zu hüpfen, ihre Wange erblaßt, ihr Auge ermattet, und das Feuer ihres Geistes lischt allmählig aus. Es stellen sich Leib-, Kopf- und Zahnschmerzen, Misbehagen, Langeweile, und als Folge von dem allen, Widerwillig-

keit, Eigensinn, Rechthaberei, Trotz! oder auch wohl Nachbeterei, Stumpfheit, Vorurtheil und Kurzsichtigkeit ein. Der kräftige Straßenjunge kann doch wenigstens dereinst etwas Tüchtiges werden. Oft nimmt er sogar einen ganz eigenthümlichen Gang, und bricht eine neue Bahn. So ein verzwergtes Menschlein taugt fast nur noch zu einem Stubengelehrten. In diesem Stande nur findet es alles obenschriebene wieder, und bleibt ~~freilich~~ körperlich und geistig in seinem Elemente.

Doch verkenne ich darum die großen Gefahren nicht, welche dem Knaben unter seinen Gespielen auf der Straße erwarten. Wie könnte ich dies! — Ich habe sie selbst zu oft bemerkt, und mit Angst bemerkt. Von den geheimen Verführungen zur Selbstschwächung, dem allerschrecklichsten Laster *) der Kinder; von Verleitungen zum Ungehorsam gegen die Eltern, zur Verachtung derselben, zum Be-

*) Weitere Mittheilungen hierüber, die Grausen erregen, und doch die allerstrengste Wahrheit enthalten, findet man im Carlo (dem Einsiedler in den Appenninen).

truge, wohl gar zur Dieberei, u. s. w. rede ich hier nicht. Zwar treten sie, leider! nur zu oft ein, und sind daher freilich sehr furchtbar! aber — ich will ja nur von dem sprechen, was öffentlich, was beim Spielen auf der Straße geschieht.

In manchen Orten, unter andern z. B. in G., wo die breiten Steine an den Häusern mehrere Spiele der Kinder sehr begünstigen, sieht man unaufhörlich Knaben, welche um Geld spielen. Sie sind oft so arm, daß man ihnen ein Almosen geben würde, und doch spielen sie um Pfennige und Dreier, und (gewinnen oder) verlieren Groschen an Kinder, deren Eltern reich sind. Sehr oft habe ich ihnen zugerufen: Junge Spieler, alte Betrüger, oder Bettler! Möge es nur einmal wenigstens geholfen haben! — Ferner bin ich fast nie durch die Stadt gegangen, ohne zwei oder drei zu treffen, welche sich schlugen. Dies fängt gewöhnlich mit einer kleinen Uneinigkeit an, geht zum Streit, zum Schimpfen und endlich zum Schlagen, zuletzt wohl gar zum Stoßen mit den Füßen, zum Werfen mit Steinen ꝛc. über.

„Die Wuth verwandelt alles in Waffen!“ sagt Virgil.

Mit wahrer Todesangst habe ich oft solche Raufereien mit angesehn, und alles gethan, was ich vermochte, um sie zu enden. Aber, ich bin endlich gleichgültiger geworden; denn ich kam mir vor wie ein Nervenschwacher, der sich ängstigt, weil er lebhaft daran denkt, daß vielleicht grade jetzt Jemand mit dem Tode ringe. Ihm bleibt dann kein froher Augenblick mehr in seinem ganzen noch übrigen Leben; denn immer muß er sich sagen: „jetzt ringt abermals einer mit dem Tode!“ Grade so geht es dem Menschenfreunde bei dergleichen Schlägereien. Er muß zuletzt gefühllos dagegen werden, oder, er versäumt seine Geschäfte über das ewige Friedenstiften.

An manchen Orten ist das unglückliche Werfen mit Sand zur Gewohnheit geworden. Das fängt im Scherz an, und hört mit dem schrecklichsten Ernste auf. Denn, dreht sich der eine grade in demselben Augenblicke um, in welchem der andere wirft, so bekommt er den Sand, die darin enthaltenen Splitterchen

und Steinchen, die der andre schnell aufgerafft hat, ins Auge. Glücklich! wenn dies nur Schmerzen erregt, und das Auge nicht dadurch leidet. Gewöhnlich führt es zu den heftigsten Schlägereien.

An einem andern Orte ist im Winter das Werfen mit Schneebällen an der Tagesordnung. Wer könnte etwas dagegen haben, so lange es mit Vernunft geschieht. Das Werfen mit lockern Schneebällen ist ein heiterer Scherz, der Gewandtheit, Schnelligkeit, Aufmerksamkeit und Abhärtung hervorbringt.

Aber — die Bälle werden härter und immer härter gemacht. Viele Knaben kneten sie sogar recht lange mit den Händen, damit sie klein und von Feuchtigkeit durchdrungen werden, lassen sie dann Reihenweise liegen und gefrieren, und bringen sie nun erst verstohlen auf den Platz, wo sie ihre Bekannte zu finden hoffen. So ein Ball thut schon auf dem Rücken, oder auf der Brust schmerzhaft wehe; wie! wenn er aber ins Gesicht, wenn er wohl gar ins Auge trifft! Und der Bube, der ihn mitbringt, wirft ihn gewiß mit aller seiner

Kraft und so nahe, als er seinem Gegner kommen kann.

Mehr als einmal habe ich bei solchen Gelegenheiten das Blut heftig hervorquillen, und Nase oder Augen für's ganze Leben verletzen gesehen.

Wie oft bin ich Augenzeuge davon gewesen, daß Kinder beim scherzhaften Kriege fehl schlugen und dadurch böse Verletzungen, oder doch heftige Schlägereien, die zu solchen Verletzungen führen, verursachten. Gräßlich steht mir noch immer ein Schüler (ich nenne ihn: Müller) vor Augen, der in H. in der Nähe der großen Schule am Paradeplatze sich mit seinen Gespielen haschte. Der Platz ist mit einer Mauer umschlossen, auch sind Bäume und Gebäude nicht weit. Müller lief lange mit großer Geschicklichkeit zwischen allem Genannten umher, ohne sich zu verletzen. Ich zitterte vor ihm, aber er lief viel zu schnell und wurde viel zu rasch verfolgt, als daß ich — der ich noch etwas entfernt war, — ihn durch Zurufen hätte aufhalten können.

Jetzt waren ihm seine Verfolger ganz nahe gekommen; er wollte ihnen entwischen,

und deshalb in das Schulgebäude rennen. Nur die eine Thür stand aber offen, die andre war zu, und oben und unten verriegelt, sie konnte folglich nicht im mindesten nachgeben. Müller lief, so schnell er konnte; stürzte auf die Oeffnung zu, und drehte, um die offene Thür zu treffen, den Kopf um. Er war aber schon zu nahe, folglich rannte er, mit aller seiner Kraft, die Stirne gegen die hervorstehende und mit Nägelköpfen versehene Leiste der verriegelten Thür. In demselben Augenblicke rann auch das Blut stromweise über sein Gesicht, und er sank mit Angstgeschrei zu Boden.

Oft habe ich bei näherer Erkundigung, woher mancher Knabe lahm an Händen oder Füßen, ein andrer verwachsen, ein dritter mit entstellenden Beulen oder Narben im Gesichte, ein vierter mit einem Gewächse im Auge behaftet, ein fünfter wohl gar seines Auges beraubt sei, erfahren, daß alle es sich von der Straße geholt hätten; noch öfter aber zur Antwort erhalten, man wisse es nicht, es sei von selbst gekommen. Natürlich hatten die Knaben ihren Eltern den Vorfall verhehlt

und

und dadurch sogar noch die zeitige Hülfe eines Wundarztes — vor welchem fast alle Kinder durch die Schuld ihrer Eltern zu zittern pflegen — verhindert.

Man sieht, ich kenne dies Unwesen genau, und fasse es nichts weniger als leichtsinnig ins Auge, aber dennoch wiederhole ich mit Ueberlegung: Müßte ich wählen, so würde ich, trotz den angeführten großen Gefahren, die der Aufenthalt auf der Straße mit sich führt, ihn doch dem ewigen Sitzen in der Stubenluft vorziehen. Alle, welche glücklich durchkommen, sind mir für's Leben weit lieber, als jene verweichlichten Stubenpuppen, die ein lockerer Schneeball in Schrekken setzt, und ein kleiner Regen oder ein kalter Wind auf's Krankenlager wirft.

Andre Unerzogene begingen in ihrer Kindheit Unbedachtsamkeiten, welche für ihr ganzes Leben die Quellen frischer Körpers- oder Geisteskraft versiegen machten. Einer stürzte z. B. beim zu kühnen Klettern zur Erde, brach Arm oder Bein und schadete sich dadurch für tausend Geschäfte. Ein zweiter erkältete sich schnell nach einer großen Er-

hitzung, und schwindet nun allmählig dahin, statt daß er eben jetzt in der vollsten Manneskraft sein sollte. Man erlasse mir alles Weitere! Jeder Vernünftige kennt gewiß dergleichen selbst, und hat es wohl schon manchmal beseufzt. *)

Auch bleiben unseelige Verwöhnungen nicht aus, z. B. zur Faulheit, zum nichts recht thun, zur Langsamkeit, zur Uebereilung, zur Unordnung, zur Unreinlichkeit, zur Unbedachtsamkeit, zur Gedankenlosigkeit, zum geschäftigen Müßiggehn, zu elenden Künsteleien, zur Rechthaberei, zur Weichlichkeit, zum Naschen, zum Uebermaß im Essen, zu starken Getränken, zur Eitelkeit, zum Stolze, zum Geize, wohl gar zur — Selbstschwächung. Sie sind das Unkraut der Gärten, das

*) So wie die Gottheit Millionen von Saamentheilchen verloren gehen, oder im Emporkeimen zertreten läßt, im Pflanzen- wie im Thierreiche; so gehn auch bei einer Erziehung der Art unzählige Kräfte verloren, oder werden abgestumpft; eben weil es unsre Pflicht, unser Beruf ist, der Natur mit Weisheit nachzuhelfen.

weit stärker wächst, als alle hineingepflanzte edlere Kräuter. Hat es erst Wurzel gefaßt, hat es sich gar erst Jahrelang besaamt, so könnt ihr lange jäten, ihr vertilgt es nicht; ihr müßtet denn die gute Erde mit hinwegnehmen.

Es sei mir erlaubt, mich durch ein Beispiel näher zu erklären. Der Garten, der zur Lochauischen Pfarre gehörte, war zu meines Vorfahren Zeit so sehr verwildert, daß dieser es nicht weiter der Mühe werth hielt, ihn zu bebauen. Drei Viertheile davon lagen wirklich wüste, denn sie waren vergraset. In der Mitte hatte er ein kleines Stück — etwa ein Viertheil des Ganzen — bloß mit Kartoffeln und Kohl bepflanzt.

Als ich endlich eingewilligt hatte, die Pfarre anzunehmen, besah ich die Gebäude, den Garten u. s. w. näher, und besprach mich mit ihm über die nöthigen Verbesserungen.

Unter andern standen wir auch vor der beschriebenen Wüstenei, und ich blickte traurig darin umher. Es war mir wehmüthig, auf dem Lande zu wohnen, und — keinen Garten zu haben.

Wie kommt es, sagte ich zu ihm, daß Sie hier so wenig bebauen lassen? — Ach, antwortete er, der Boden ist zu salpetrig, es wächst nichts darauf als Unkraut.

Ei, sagte ich, das Unkraut wird aber doch so groß! Ich dächte, wo dies so üppig wächst, müßte wohl auch das Gepflanzte gut wachsen.

„Versuchen Sie es! erwiederte er spöttisch und mit den Achseln zuckend. Ich habe es funfzehn Jahre hindurch vergebens versucht.

Dann freilich, antwortete ich, wird es auch mir wohl nicht gelingen! —

Als ich allein war, überlegte ich hin und her; denn einen guten Garten wollte und mußte ich nun einmal haben. Immer stand mir der üppige Wuchs des Unkrauts vor Augen. Ich beschloß also zuletzt folgendes:

Mit dem Salpeter, sagte ich mir, kann es so arg doch nicht sein, wohl aber haben Nesseln und Quecken überhand genommen, und das Land durch und durch besaamet. Ich müßte also die alte Erde wegschaffen, und

neue hineinbringen lassen. Das ist indeß sehr kostspielig, und die neue würde doch auch Unkrautsaamen enthalten.

So will ich die alte denn — mit geringeren Kosten — tief unterarbeiten lassen, den schädlichen Saamen dadurch ersticken, und von dem bisherigen Unkraute sogar noch Nutzen ziehen. Es soll dingen.

Ich ließ nun den ganzen Garten riolen, und zwar etwas tiefer als gewöhnlich; erhielt also dadurch eine völlig neue, von fast allem Unkrautsaamen befreite, Erde.

Bei der Gelegenheit theilte ich meinen Garten regelmäßig ab, bepflanzte den häßlichen Flechtenzaun mit blühenden Gewächsen, legte an mehreren Stellen Lauben an, sorgte für Franzobst und Blumen auf den Hauptbeeten, und hinter denselben wurden in zweckmäßiger Ordnung alle Gewächse gesäet oder gepflanzt, die wir in der Haushaltung brauchten.

Zugleich machte ich das Gesetz: In unserm Garten darf niemals eine Unkrautpflanze zum blühen kommen. Sehe ich je eine darin blühen, so werde ich

verdrießlich werden. Der Nachmittag des Sonnabends soll dazu ausgesetzt sein, daß eine Tagelöhnerinn, unter Aufsicht von uns, den ganzen Garten, von Beet zu Beet nachsieht, und jede Unkrautpflanze möglichst mit der Wurzel auszieht.

Man lachte mich aus, denn man hielt es für albern, mit so wenigem so viel erreichen zu wollen.

Es geschah indeß; auch hielt ich pünktlich darauf, daß es ordentlich geschah. Und, siehe da! alles Gepflanzte wuchs so vortrefflich in unserm Garten, daß man sich einzelne Kleinigkeiten ausbat, um sie als Seltenheit seinen Freunden oder Bekannten zu zeigen.

„Das ist das erste Jahr! hieß es nun: „Die frische Erde, und der frische Muth „des Besitzers! — Künftiges Jahr wird es „schon anders kommen.“

Ich schwieg, und dachte nur darauf, dies Geschwätz zu Schanden zu machen.

Sobald Erbsen, Bohnen, oder sonst etwas auf irgend einem Beete reif waren, so wurden sie schnell weggenommen, und der Acker augenblicklich wieder umgegraben,

damit nicht etwa Unkraut zurückbleibe, sich besaame, und das Land verderbe.

Im Herbste wurde der ganze Garten umgegraben, und dadurch abermals das Unkraut vertilgt, oder vielmehr zur Düngung verwandt.

Im nächsten Frühjahre fuhren wir mit dem sorgfältigen Jäten am Sonnabend Nachmittag so fort, wie wir im ersten Jahre gethan hatten. Wirklich nahm das Unkraut eher ab, als zu, und die guten Gewächse geriethen auch diesmal so vortrefflich, daß Jedermann darüber erstaunte.

Das Auffallendste (für mich aber ganz Natürliche) dabei war, daß wir äußerst wenig Dünger hatten, (weil wir kein Vieh hielten) nie Dünger kauften, und sich doch überall Segen und Ueberfluß in unserm Garten zeigte.

Alle Kraft der Erde und der Witterung zog sich in die nützlichen Pflanzen. Das Unkraut konnte nichts davon in sich saugen, denn es war in kurzem keins mehr da. Folglich konnte mit der wenigen Kraft, welche vorhanden war, viel ausgerichtet werden.

Von Jahr zu Jahr wurde des Unkrauts weniger. Sehr bald brauchte die Tagelöhnerinn nicht mehr den ganzen Nachmittag des Sonnabends zum Jäten, sondern that noch mancherlei andre Gartenarbeiten, welche die Obergärtnerinn (meine Frau) ihr anwies.

Wirklich war man zuletzt thöricht genug zu sagen, mein Garten sei darin besonders gesegnet, daß kein Unkraut in ihm wachse. Und das schwatzten dieselben Menschen, welche ehemals über mein Vorhaben, dem Unkraute auf die angegebene Weise zu steuern, höhnisch gelacht hatten.

Unser Spargel, unsre Stachelbeeren, unsre Gemüse, unser Obst und mehrere unsrer Blumenarten waren, ihrer außerordentlichen Größe und Schönheit wegen, berühmt, und doch wuchsen sie fast gänzlich ohne, oder doch auf sehr wenigem, Dünger.

Grade so geht es auch mit dem Menschen! Wo böse Gewohnheiten (Unkraut) erst einmal überhand genommen haben, da sind sie fast nicht mehr auszurotten. Sie schlagen bald sogar über die guten Eigenschaften hin, und ersticken und verderben

sie. Eltern oder Erzieher pflegen dann hinterher wohl, zur Entschuldigung ihrer Unachtsamkeit, zu sagen; „Der Junge taugte „von jeher nichts. Ich habe mir Mühe genug mit ihm gegeben, aber — er „ist nun einmal so geboren.“

Ich antworte darauf: „Nein! erzogen!“

Mein Vorfahre sagte (wie sie): „Der „Boden ist zu salpetrig. Es wächst „hier nichts als Unkraut.“

Könnte man das Herz riolen, wie ich meinen Garten, so ließe sich auch dem schon verdorbenen schnell helfen. Aber, — das geht nicht! oder — es ist sehr schwierig! und — hilft gewöhnlich doch nur theilweise.

Wenn uns aber ein Kind geboren wird, dann ist sein Herz reiner noch, als mein Garten, nachdem er riolt war. Dann, bedarf es wirklich nur der beständigen Aufmerksamkeit beider Eltern, jede Untugend *),

*) Viele können das überall nicht sein, wenn anders Vater, Mutter und die übrigen Umgebungen selbst tugendhaft sind.

die sich etwa anfinden sollte, schnell mit der Wurzel herauszureissen, und es werden bald so gut wie gar keine mehr da sein.

Ach, und wie herrlich, wie ungestört werden die guten Eigenschaften eines solchen Kindes sich entwickeln! — Ohne außerordentliche Naturanlagen, ohne besondere Künstelei, wird man über das Zunehmen derselben erstaunen, und — wie in meinem Garten — manches als Wunder anstarren, was doch ganz natürlich ist, und vernünftiger Weise vorauszusehen war.

Daß es aber den Leuten mit aller angewandten, oft sehr großen, Mühe, doch nicht immer gelingt, die oben erwähnten Zwecke zu erreichen; weil sie zwar gut anfangen, aber nicht ausdauern: das habe ich an meinem nächsten Amtsnachbarn in L., dem Magister S., erlebt.

Er galt allgemein für einen geschickten Gärtner und für einen Mann, der viel auf seinen Garten verwende, es sich auch persönlich sehr sauer darin werden lasse, ja, der wohl gar seinem Acker den Dünger entziehe, um ihn seinem Garten zuzuwenden.

Wahr ist es, man konnte nicht leicht einen schöner und zweckmäßiger bereiteten Garten sehen, als den seinigen — im Frühjahre. Der Boden war rabenschwarz, vortrefflich gedüngt, kurz und tief gegraben, und besonders so bedachtsam und fein geharkt, daß man kein einziges Klößchen, viel weniger ein Steinchen finden konnte. Die Beete waren zweckmäßig vertheilt. Von keinem Gewächse war Ueberfluß, an keinem Mangel zu befürchten.

Ich schämte mich nicht wenig, als ich das erstemal, nachdem wir beide unsre Gärten: „bestellt" nannten, in den seinigen trat, und alles weit pünktlicher behandelt sah, als bei mir.

Mit freudiger Selbstzufriedenheit nahm er mein redlich gemeintes Lob an, und setzte mir alles, bis ins Kleinste, aus einander. — Dann wurde er jedoch mißmuthig, und sagte: „Was hilft es mir aber? — Nichts! — Denn nach Johannis ist es ein Wald von Unkraut."

Ich sagte bescheiden: Ei, dem können Sie ja wohl wehren! —

Gott behüte, antwortete er. Das läßt sich nicht zwingen! Ich habe mir schon so viele Mühe gegeben, Alles vergebens!

Nach einem kleinen Wortwechsel schwieg ich; denn der Mann galt für einen geschickten Gärtner, und ich war ein Anfänger in dieser Kunst. Auch war er vierzig Jahre älter als ich.

Aus Neugierde besuchte ich ihn jetzt öfter als sonst, und ging jedesmal in seinen Garten.

O wie herrlich wuchs das Gesäete und Gepflanzte empor! Aber freilich! das Unkraut wuchs noch kräftiger, denn man vertilgte es nicht. Es unterdrückte bald die feineren Gewächse, welche dem Boden nicht eigen waren, denn man wehrte ihm nicht. Je vortrefflicher das Land des Gartens, je starker es gedüngt, und je sorgfältiger es zubereitet war, desto üppiger schoß das Unkraut empor; desto mehr schadete es den guten Gewächsen. Mein Garten stand dem seinigen in allem Angeführten nach, und doch überwuchs mein Gemüse das seinige alle Tage mehr;

denn — er legte gedankenlos die Hände in den Schoos, und ich nicht.

Um Johannis war wirklich schon mehreres bei ihm halb erstickt, was bei mir hoch und herrlich wuchs und blühte.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt? sprach „er jetzt zu mir. Ich weiß es wohl, es ist „alles vergebens! Aber ich kann es nun „einmal nicht lassen, mir alle Frühjahr die „Freude zu machen, ob sie gleich sehr theuer „ist.“

Mit der möglichsten Schonung sagte ich ihm, daß es bei mir anders sei, und daß alles ganz nach meinen Wünschen wachse.

Nun, wie machen Sie es denn? fragte er neugierig. Ich wiederholte ihm, was ich ihm andre Male schon erzählt hatte. Er fand es aber undenkbar, und beschloß, sich persönlich von Allem zu überzeugen.

In den nächsten Tagen hatte er sich bei mehreren Personen aus Lochau nach meinem Garten erkundigt, und diese hatten ihm Wunderdinge davon erzählt. Er kam also — so höchst ungern er ausging! — eines Nachmittags wirklich zu mir, verlangte sogleich mei-

nen Garten zu sehen, und gerieth in das äußerste Erstaunen, als er alles weit über seine Erwartung fand.

Das muß Ihnen schweres Geld kosten! sagte er.

Ich. Nichts weniger! Alle Woche nur ein halbes Tagelohn.

Er. So muß der Boden ganz außerordentlich sein, und gar keinen Unkrautsaamen enthalten.

Ich. Grade das Gegentheil! Sie wissen selbst, daß mein Vorfahre ihn deshalb unbearbeitet liegen ließ.

Er. Nun, ja! So kommt es vom Riolen. Aber das hilft Ihnen für ein Jahr, höchstens für zwei. Hernach ist es wie bei mir.

Ich. Das sollte mir sehr unlieb sein! Ich hoffe indeß, ich will durch Anwendung der bisherigen Sorgfalt dem zuvorkommen.

Er. Nichts, Nichts! Freund! Daran ist nicht zu denken. Sie werden keine Ausnahme von der Regel machen; oder Ihr Garten müßte eine ganz andere Erde enthalten, als die ist, die wir sonst hier haben. Fast möchte

ich das glauben, denn ich sehe ja [illegible] gar kein Unkraut.

Ich. Es ist durch das Nielen in die Tiefe gebracht, wo es verfaulen muß, und das Wenige, was dennoch aufsproßte, haben wir sogleich mit der Wurzel ausgerupft.

Er. Ja, da rupfe du! — Das geht so leicht nicht, lieber Herr Amtsbruder! — Nun Sie sind noch jung! — Sie werden die leidige Erfahrung bald genug machen; denn Sie sind doch schwerlich ein Schooskind des lieben Gottes, und Ihr Garten hoffentlich kein Stück Land aus dem Paradiese.

Ich fühlte, daß er nicht zu bekehren sei, lachte also über seinen Scherz, und brachte ihn auf etwas Anderes.

Habe ich nicht wirklich das Verfahren vieler Eltern und Erzieher geschildert?

Mit großem Aufwand von Mühe und Kosten bereichern sie den Kopf ihres Zöglings mit einer Menge von Kenntnissen und das Herz desselben mit Gefühlen, die ihm sehr nützlich werden könnten. Da aber der Grund und Boden beider zuvor nicht rein war, auch nicht rein erhalten wird; so nützt

alles, was sie thun, wenig. Es schadet sogar; denn die Untugenden ihrer Kinder nehmen um so mehr zu, je mehr natürliche Anlagen da sind, je mehr die Klugheit ausgebildet wird, und je vielfacher, stärker und verfeinerter die Gefühle werden.

Die herrliche Gartenerde, der fette Dünger und die sorgfältige Bearbeitung schadete den Gewächsen des Magister S., statt ihnen zu nützen; denn das Unkraut, welches sie erstickte, zog daraus die kräftigste Nahrung.

Denkende Leser stimmen gewiß mit mir ein, daß nur ein noch völlig reiner (oder mit großer Mühe gereinigter) Boden, durch beständige Aufmerksamkeit, welche bald nach dem Aufkeimen der Gewächse schon anfängt, und mit großer Festigkeit stets fortgesetzt wird, zuletzt einen Garten ohne Unkraut hervorbringen werde, in welchem es dann freilich wenig Mühe macht, dem Ueberhandnehmen der Nesseln oder Quecken zu wehren; daß es aber zu spät ist, dies thun zu wollen, wenn sie sich angefunden haben, emporgewachsen sind, und fruchtbaren Saamen reichlich ausstreuen.

Ach, und die ersten Saamenkörner finden sich gewiß und schnell. Sie liegen schon in der Erde *) und sollen darin liegen, denn auch das sogenannte: „Unkraut" hat seinen Nutzen, welchen der Verständige sich gar wohl zuzueignen weiß. Sie kommen ferner aus der Nachbarschaft herüber, denn ein leises Lüftchen, ein Vogel, ein Insekt vielleicht bringt sie zu uns, und indem wir Küchenkräuter säen, streuen wir sicher auch Unkrautsaamen mit aus.

Wehe also dem Gärtner, der bis Johannis die Hände in den Schoos legt! denn dann ist es zu spät! Nun kann er das Unkraut nicht mehr vertilgen. Es wird vielmehr die guten Pflanzen, auch die vortrefflichsten, gewaltsam überschatten und — ersticken.

Wehe folglich auch dem Vater oder Erzieher! der thöricht genug ist, zu sagen:

„Mein Sohn soll bis zu seinem

*) So wie die Leidenschaften im Menschen vorhanden sind, und sein sollten.

„achten Jahre thun können, was er „will; denn er soll bis dahin bloß „seiner Wärterinn und seiner Mut„ter (einer Weltdame) überlassen blei„ben."

Es geht hieraus hervor, daß wir sehr früh anfangen müssen, unsere Kinder zu erziehen. „Wie früh denn aber?" — Da kommen wir — wie so oft! endlich auf uns selbst zurück. Laßt uns auf unsern Körper, auf unsern Verstand, auf unsern Willen (von Seiten des Vaters, so wie der Mutter) achten, die beiden ersten veredeln, und über den letzten herrschen, schon zur Zeit, wenn unser Kind noch nicht entstanden ist. Ein einfaches, mäßiges, sparsames, zufriedenes und heiteres Leben, mit möglichst vieler Bewegung in freier Luft, beim häufigen Genusse des reinen Wassers, ist in der Regel das sicherste Mittel, Kinder zu bekommen, deren Körper vollkommen gesund ist, und deren Anlagen des Verstandes und Herzens gleich wünschenswerth sind. Man sei selbst gesund! (Schickt uns der Himmel nicht ansteckende Krankheiten zu, so kann man weit

mehr hierzu beitragen, als man glaubt!) bilde sich aus, so viel man vermag, und wähle sich eine gesunde, möglichst geistvolle und gutgesinnte Gattinn; so wird man gemeiniglich auch gesunde, geistvolle und gutgesinnte Kinder erhalten.

Hier aber höre ich eine Menge Einwendungen:

Der eine sagt: ich muß in meiner Lage nach Gelde heirathen! Der andere: Ohne die vornehmen Verwandte meiner Frau wäre ich nie zu dieser Versorgung gelangt. Ein dritter: meine Frau tanzte so schön, daß sie mich entzückte! Ein Vierter: die meinige bezauberte mich durch ihre kluge und witzige Unterhaltung. Ein fünfter sagt: Ich liebte sie! und suchte eine Frau für mich; nicht aber für meine Kinder u. s. w.

Ich antworte: Meine Herren! Sie können und mögen alle nach ihrer Weise Recht haben! Wenn aber die Rede davon sein soll, wie man hoffen darf, vorzüglich liebenswürdigen Kindern entgegenzusehen, dann — haben Sie Unrecht.

Hat man vor der Erzeugung nach Möglichkeit für seine Kinder gesorgt, so verdoppele man seine Aufmerksamkeit während der Schwangerschaft der Mutter. Beide Eltern aber müssen gemeinschaftlich wirken. —

Mäßigkeit und Einfachheit im Essen, im Trinken, und im Genuß der körperlichen Liebe, viel Bewegung in freier Luft, reines Wasser zum Getränk *) sowohl, als zur pünktlichsten Reinlichkeit des ganzen Körpers, strenge Pflichterfüllung, Zufriedenheit, Heiterkeit und Vertrauen auf Gott.

Dies sind die sichersten Mittel, welche die Mutter anwenden kann, der sich bildenden Frucht die gesundeste und nützlichste Nahrung zuzuführen. Versüßt ihr der Vater das Leben dadurch, daß er auf eine gleiche

---

*) Deshalb bestand der Lenhard'sche Gesundheitstrank für Schwangere, so viel ich mich erinnere, fast nur aus reinem Wasser und Wein, und die Verordnung lautete: man müsse sich viel Bewegung in freier Luft dabei machen! Daß aber der Trank nützlich war, hat die Erfahrung bewiesen.

Weise denkt, fühlt, genießt und handelt; so dürfen beide ruhig sein, die Gottheit wird ihnen in der Regel ein gesundes, und wenigstens mit mittelmäßigen Anlagen des Körpers, Geistes und Herzens versehenes Kind schenken. Mehr bedarf es aber nicht! —

Doch ich will lieber in einem besonderen Abschnitte sagen, was ich und was meine Frau thaten, um jenen schönen Zweck zu erreichen.

Mögen dann Andere dasselbe thun, oder vielmehr noch zweckmäßiger verfahren, wenn nur das menschliche Geschlecht dadurch so viel als möglich veredelt wird! —

Achtzehnter Abschnitt.

Wie fingen wir es an, Karln vor Schmeicheleien zu bewahren, oder doch das Gift derselben zu schwächen?

Es ist oben schon erwähnt, daß Karl von uns nur spärlich gelobt wurde, daß vielmehr eine Aeußerung der Art, als: „Gut mein Sohn!“ oder: „Brav! lieber Junge!“

oder: „Du kannst wohl recht haben!“ oder: „Ja, so ist es richtig!“ alles zu sein pflegte, womit ich ihm meinen Beifall bezeugte. Es fanden noch manche andere Ermunterungsarten statt, z. B. kleine Belohnungen, womit aber zugleich auf eine unmerkliche Weise wohlthätige Zwecke verknüpft wurden; das Aufzeichnen seines Betragens in ein Buch, welches der Konsistorialrath in Magdeburg, Herr Dr. Funk, ihm geschenkt hatte; eine ruhige und zugleich freundliche Erzählung dessen, was er geleistet habe, entweder der Mutter, oder einem der vertrauteren Freunde unsers Hauses. Dabei sagte ich aber jedesmal eher etwas zu wenig, als zu viel. Der Hörende pflegte dann wohl zu antworten: „Nun, das freut mich, lieber Karl! so bist Du mir lieb!“ oder dergleichen.

Karl mußte schon etwas für sein Alter sehr Ausgezeichnetes vollendet haben, wenn ich ihn streichelte, oder gar küßte. Wohl aber entschloß ich mich gern und leicht dazu, so oft er etwas sittlich-Gutes gesagt, oder gethan hatte. Eine Liebkosung, einen Kuß von mir schätzte er des-

halb auch sehr hoch. Mehr als dies alles aber schlug die Versicherung an, welche ich ihm wohl manchmal, besonders bei einem merkwürdigen Abschnitte seines (kurzen) Lebens, gab: er stehe jetzt wahrscheinlich in den Augen Gottes, andrer geistigen Wesen, und der vorzüglichsten Menschen höher, als zuvor, und habe sich, seit einiger Zeit, mit Nutzen und Glück dazu vorbereitet, einst recht viel Gutes auf dieser Erde zu stiften, und später von der Gottheit zu noch höheren und beseeligenderen Zwecken gebraucht zu werden.

Dann lächelte sein kindlich-frommes Auge uns zu, wie wir uns die Freudigkeit eines Engels denken, der nach einem edlen Geschäfte im großen Reiche Gottes zu dem Höchsten zurückkehrt. Gewöhnlich bewies Karl nach einer solchen Unterredung noch mehr Folgsamkeit, noch mehr Fleiß, noch mehr Herzensgüte, als zuvor. Für ihn war also kein weiteres Lob, viel weniger war Schmeichelei nöthig. Das ahneten aber die meisten Menschen, die außer unserem Krei-

se lebten, nicht; oder vielmehr: manche begriffen es nicht! manche aber wollten es nicht begreifen!

Es waren Scheingründe da, derentwegen man mich der Strenge, (jene gutherzigen Leute nannten es freilich: Härte!) beschuldigte.

Zurückgewiesene Leidenschaft bediente sich ihres großen Reichthums und Ansehens, um sich bitter an mir zu rächen; und eine Menge feiler Menschen boten willig dazu Hand und Mund. Ich hätte die Bosheit leicht entlarven können, wenn ich mit den Papieren, welche meine Unschuld und meiner Verfolgerin Schuld späterhin klar machten, damals schon öffentlich gegen sie aufgetreten wäre; aber — ich that fast sieben Jahre lang nichts der Art, weil ich auf Gottes Beistand hoffte, (der auch nicht ausgeblieben ist;) und weil ich dem menschlichen, besonders aber dem weiblichen Gefühle zutraute, es werde sich, — bei abgekühltem Blute! — des Verübten schämen, und — Gottes Strafen fürchten. (Hierin wurde ich jedoch getäuscht!)

Ich schwieg also, und — duldete! — Aber grade deshalb glaubte man das, was meine — bezahlten — Gegner versicherten; und beurtheilte darauf hin fast alle meine Reden und Handlungen aus einem ganz falschen Gesichtspunkte.

Hierzu kam, daß ich damals mehr noch als sonst alle kostspieligen Genüsse vermied. An ausgesuchtes Essen und Trinken, an Kleiderpracht, an den Besuch (anständiger) Kaffeehäuser, an Spiele um Geld, an theure Angewöhnungen u. s. w. dachte ich jetzt weniger noch, als sonst; und meine Gattinn hatte sich — schon vor ihrer Verheirathung mit mir! — ganz eben so gewöhnt. *) Zwar wurde unsern Freunden bei uns alles hinreichend dargeboten, was das gesellschaftliche Leben eingeführt hat, und viele Familien fanden sich deshalb, so wie unsers Umgangs wegen, sehr wohl in unserm Hause Aber, das vertheidigte mich nicht bei meinen Verfol-

*) Dies war ein Hauptgrund, weshalb ich sie wählte.

gern. Sie sollten und wollten es mir nun einmal als Geiz auslegen, daß ich mich über jene Bedürfnisse hinwegsetze; sie sollten und wollten Luisen — trotz den unzähligen und lauten Versicherungen derselben vom Gegentheile! — heuchlerisch bedauern, daß sie einen Barbaren zum Mann habe, der ihr die unschuldigsten Freuden vorenthalte. *)

Dazu kam noch, daß ich den größten Theil meines Lebens, (seitdem ich einigerma-

---

*) Das Böseste dabei ist, daß fast alle meine Verläumder, früher! oft genug an derselben Tafel mit uns beiden gesessen hatten, und also gar wohl wußten, daß wir schon damals uns alles Erwähnte nicht erlaubten, ungeachtet wir es umsonst genießen konnten. Luisens Betheurungen wandte man auf gut teuflisch gegen mich: „Sie darf nicht sprechen! hieß es: Er martert sie sonst nur desto mehr!“ Gottlob! sie lebt noch, und spricht täglich mit wehmüthigem Schmerze über jene Bübereien, welche mich lange genug meine Ehre und meine Zufriedenheit kosteten, und leicht mein Leben hätten kosten können.

ßen denken konnte) in vorzüglich gebildeten Kreisen zugebracht, und bei meinen vielen Bekanntschaften leicht diejenigen hatte abbrechen können, welche mir zu wenig gebildet waren. Jetzt zum ersten Male auf einem (selbstgewählten) bürgerlich leider! viel zu wenig geachteten Standpunkte; meines Vermögens beraubt, ohne welches ich doch sobald noch nicht geheirathet hätte; mit einem geringen jährlichen Einkommen, einer zahlreichen Familie entgegensehend; und aus dem oben angeführtem Grunde vielseitig verläumdet: zog ich mich — weil sich nicht wohl fliehen ließ, — in mich selbst zurück, und beschränkte mich auf den Umgang mit einigen Besseren.

Das zusammen war genug, um meine schuldlosesten Reden und Handlungen böslich auszulegen. Man wird es lesen, man wird es anerkennen müssen, und doch es kaum begreifen können, wie bei einigen Schlechtheit und bei andern Verblendung so weit habe gehen können.

Bemerkte man z. B., daß ich, trotz meiner Lebhaftigkeit, meinen eigenen Sohn so

bedächtlich-kalt lobte, vielleicht selbst den Werth dessen, was er gesagt oder gethan hatte, zu vermindern wußte, und wirklich verminderte: so schob man mir — statt meiner Gottgefälligen Beweggründe dazu! — Härte, Eigensinn, Stolz, Ungerechtigkeit, Unbilligkeit, wohl gar Neid gegen mein Kind, unter; weil sie, die Niedrigen! sich zu dem höheren Beweggrunde nicht erheben konnten. Sagte ich hingegen, in seiner Abwesenheit, die Wahrheit von ihm, so nannte man ein solches Vatergefühl abermals: „Eitelkeit oder Stolz.“

Derlei schiefe Urtheile wurden oft (in Karls Gegenwart) ausgesprochen, wie man denn sogar zehn bis zwölf Jahre lang höchlich bemüht gewesen ist, meine Frau bald durch Spötteleien und Bedauern, bald durch wirkliches Aufhetzen (in meiner Abwesenheit) mit mir zu veruneinigen. Wäre ich nicht äußerst gerecht, und zugleich billig und liebevoll gewesen, so wäre es jenen Elenden endlich gewiß gelungen.

Die etwas Beſſeren ſagten in Betreff Karls mit altweiſer Miene und unverſtändigem Unwillen (ſo oft ich ihrer Meinung nach zu wenig lobte, oder ſie am übermäßigen Lobe hinderte, oder Karln fortſchickte, wenn ich ahnete, daß ſich die Lobwolke im Beiſein des Kindes entladen werde): „Ei, das iſt gar nicht recht von Ihnen! Er hat es ja verdient; Und verdientes Lob ermuntert ihn nur noch mehr! —“

Ich mochte winken, oder bitten, oder zurechtweiſen, wie ich wollte, ſie verſtanden es beſſer, glaubten wenigſtens, es beſſer zu verſtehen, und brachen nur deſto lauter damit — in Karls Gegenwart ſogar! — hervor.

Es konnte nicht lange währen, ſo durchſchaute ich die Schwäche oder Schlechtheit vieler aus meiner näheren und entfernteren Umgebung. Ich war alſo vorſichtig genug, meine Einrichtungen darnach zu treffen. Von einigen zog ich mich gänzlich, von andern merklich zurück; und ſo oft es, (gegen mein Vorherahnen) nothwendig wurde, ſtand ich — zum Wohl meines Kindes! — ſogar keinen Augenblick an, klar und ernſt dar-

über zu sprechen. Karl verstand mich, in solchen Fällen, lange Zeit hindurch vollkommen; jene thörichten Weisen wurden aber freilich dadurch nur desto tückischer gegen mich.

Bei Gelegenheit des Zuckers, Kuchens, Kaffees, Biers, Weins und anderer Leckereien fand dergleichen oft statt.

Dagegen waren mir freilich unsere näheren Freunde, theils bessere, theils gebildetere Menschen! — äußerst nützlich. Sie begriffen, was ich wollte, und boten, aus Edelmuth, gern die Hand dazu.

Ich durfte ihnen nur Winke geben, so arbeiteten sie mir in die Hand.

War meine Frau, oder war ich mit Karln unzufrieden, so vertheidigten sie ihn nie; sondern behandelten ihn vielmehr kälter als sonst. Aeußerten wir uns freundlich über ihn, so wurde er herzlich von ihnen geliebkoset, aber sie strömten nicht in Lob über.

So lange er noch ganz klein war, und wenig oder nichts gelernt hatte, ließ es sich auf diese Art, und durch Hülfe unseres Universalmittels: „kleiner, zweckmäßig er-

sonnener, und dem Kinde erzählter Geschichten" recht gut zwingen.

Als er aber mit Ausdruck hersagte, (deklamirte) als er (zum Erstaunen vieler Menschen) aus dem Kopfe rechnete, als er unerwartet schnell und, sehr gut! las, als er sogar französisch zu verstehen anfing; da mußte ich noch zu andern Hülfsmitteln meine Zuflucht nehmen.

Das höchste war von Anfang an, und blieb für alle Zeiten Gott, und — dessen sichtbares Ebenbild unter den Menschen: Jesus.

In Unterhaltungen über Gott zeigte ich ihm oft, wie unermeßlich tief wir unter demselben, und unter so vielen Millionen jener geistigen Geschöpfe, die wir mit dem allgemeinen Namen: Engel zu benennen pflegen, ständen; ich zeigte ihm, daß wir uns selbst, alle unsere Körper- und Geisteskräfte, unser Vermögen, unsre Ausbildung, sogar die Veranlassungen, Gutes zu wirken, Ihm zu verdanken hätten. Auf solche Ueberzeugungen läßt sich in dem noch rein kindlichen Gemüthe, wahrlich, leicht Demuth und

Bescheidenheit gründen; oder vielmehr in dem noch unschuldigen Herzen fließt sie von selbst daraus hervor.

In der Person Jesu zeigten wir ihm, wie unendlich viel der Mensch, selbst auf der höchsten Stufe der Weisheit, Geisteskraft, Großmuth, Festigkeit, Herzensgüte, Gerechtigkeit, Billigkeit, Vertrauen auf Gott, Ergebung in seinen Willen, Gehorsam gegen seine Befehle, Geduld und Verläugnung seiner Selbst, durch Demuth und Bescheidenheit noch gewinne.

Hierdurch entstand in seinem Herzen die höchste Ehrfurcht vor Gott, die innigste, heiligste Liebe für Jesum, und das sehnlichste Bestreben, diesem ähnlich zu werden. Luise (oder ich) durfte oft nur eines Vorfalls aus dem Leben Jesu erwähnen, der irgend eine seiner Tugenden ins Licht setzte, so verstand er uns schon, und wandte es oft rührend schön an. Natürlich fand er sich stets tief unter dem Göttlichen; er wurde also durch jede Vergleichung — selbst ohne unser Zuthun! — zur Bescheidenheit dringend geleitet.

Fer-

Ferner erzählten wir ihm häufig von ausgezeichneten Menschen. Ragten sie durch Verständigkeit, Geschicklichkeit, Fertigkeiten, u. s. w. hervor, so hoben wir dies so klar und anschaulich heraus, daß die beschämende Ueberzeugung, wie unendlich weit er noch bis zu ihnen empor zu klimmen habe, sich ihm zwar aufdrängen mußte, aber wir legten doch weniger Werth darauf. Was wir ihm dagegen von edelmüthigen und tugendhaften Menschen mittheilten, ihre Gottgefälligen, ihre frommen, ihre menschenfreundlichen Handlungen: alles das erzählten wir (auch konnten wir ja nach unsern Gefühlen nicht anders!) mit Wärme, mit heiliger Freude, bisweilen wohl mit Thränen. Hierdurch wurde sein Herz ergriffen, gerührt, und die schöne Sehnsucht, eben so handeln zu wollen, in ihm erregt.

Kamen dann Veranlassungen dazu (im Kleinen) vor, so that er meistens von selbst, was wir gewünscht hatten; wo nicht, so erinnerten wir ihn an das Erzählte, und verfehlten dann unseres Zweckes gewiß nicht.

Fast alle Gedichte aus Deutschlands goldener Dichterzeit, welche edle Handlungen, Aufopferungen für Andere, Menschenliebe, Gutherzigkeit, Großmuth, Freundschaft ꝛc. lehren, wußte er auswendig. Er lernte sie gern und schnell, und machte sich ihren Inhalt gänzlich zu eigen.

Das Lied vom braven Mann; Frau Magdalis; zu Dionys dem Tyrannen schlich; Rudolph von Habsburg; der Gang nach dem Eisenhammer u. s. w. Das waren seine Lieblingsgedichte, und er wußte sie auswendig, so lang sie auch sind.

Jetzt frage ich den verständigen Mann, und den erfahrnen Erzieher: Konnte er dabei stolz, eitel und unbescheiden werden?

Nicht leicht! — Bei einem Kinde, dem nicht oft geschmeichelt wird, würde ich sogar bestimmt antworten: Nein!

Dies Gift (Schmeichelei) wurde ihm aber freilich alle Tage mehr gereicht. Man gab es ihm unter mancherlei Gestalten; ich mußte folglich auf mancherlei Gegengifte sinnen. —

Einst fuhren wir nach Halle, und ich ahnete im voraus, daß man in der Gesellschaft,

in welcher wir zu Mittag essen sollten, und in denen Familien, die wir besuchen mußten, Karln, wie gewöhnlich! große Lobeserhebungen ertheilen werde.

Ich fing daher mit Luisen, (die mich schnell verstand) eine allgemein scheinende Unterredung über Komplimente, Lobpreisungen und Schmeicheleien an. Zwar thaten wir beide, als wenn wir uns um Karln gar nicht kümmerten; behielten aber doch ihn und seine Aufmerksamkeit immer im Auge. Auch warf ich bisweilen ein paar Worte hin, von denen ich voraus sah, daß er sie stärker auffassen, und auf sich beziehen werde.

Er begriff hierdurch (wie sich bald nachher zeigte) daß manche Menschen aus einer gewissen Weichlichkeit des Gemüths, die man fälschlich: „Herzensgüte!" nennt, Andern gern etwas Angenehmes sagen, wenn sie es gleich merklich schwächer empfinden; daß schlechtere Menschen es oft thun, um dadurch Vortheile für sich zu erlangen; daß Unwissende, auch ohne böse zu sein, leicht dazu gelangen, weil — sie von demjenigen einen zu hohen Begriff haben, was sie nicht lernen konn-

ten; und daß es ferner Menschen giebt, die zu schmeicheln suchen, weil sie glauben, es gehöre zur feinen Lebensart, seinen Bekannten nichts Unangenehmes, vielmehr, recht viel Angenehmes — wenn es auch nicht richtig sein sollte, — zu sagen.

Wahres Lob, setzte ich hinzu, ist nicht eben wortreich. Es äußert sich mehr in einem zärtlichen Blicke, in einem sanften Händedruck, in einigen herzlich ausgesprochenen Silben, bisweilen auch wohl durch Streicheln der Wangen, oder durch einen Kuß; vor allem aus aber durch Liebe und Güte, oder durch gefällige Handlungen zum Besten dessen, der sich das Lob erworben hat.

So wie es der Prediger J. in H. neulich mit mir machte, fuhr ich fort, und erzählte eine Geschichte, in welcher einer meiner Freunde, statt mir einer geistigen Arbeit wegen, Komplimente zu machen, oder Schmeicheleien zu sagen, sich wahrhaft Mühe gegeben hatte, mir Bemerkungen aufzusetzen, durch welche ich sie noch verbessern könne.

Unter solchen Unterhaltungen kamen wir dem Thore näher. Ich wandte sie allmählig

scherzhaft und sagte dann: Gleich am Thore könnt Ihr es sehen, Kinder, daß die Menschen einander für eine Kleinigkeit Komplimente machen, d. h. etwas sagen, wobei sie entweder gar nichts, oder wohl gar das Gegentheil denken. Da ich dem Thorschreiber bisweilen einige Groschen gebe, so wird er mit großer Lebhaftigkeit herausgesprungen kommen, mir sagen, daß er mein gehorsamer Diener sei, sich nach meinem Befinden erkundigen, und mich versichern, daß ihm mein Wohlsein unendlich freue; wird fragen, was ich zu befehlen habe, und hinzufügen: er sei überzeugt, daß ich nichts — nämlich Akzisebares, — bei mir habe. (Ich wußte des Mannes Redensarten so ziemlich auswendig.) Aber, setzte ich hinzu, er würde sich nicht wenig verwundern, wenn ich auf seinen „gehorsamen Diener" antwortete: Nun, so ziehen Sie mir einmal die Stiefeln aus, und putzen Sie sie, denn sie sind unterweges schmutzig geworden; oder wenn ich eine schwurartige Versicherung von ihm verlangte, daß ihn mein Wohlsein „unendlich freue"; oder wenn ich auf seine

Frage: „was ich zu befehlen habe?“ antwortete: Sie müssen sogleich zum Professor W—s gehen, und uns anmelden!“ Oder wenn sein Oberer ihn zur Rede stellte: Wodurch sind Sie denn überzeugt, daß der Herr Prediger nichts Akzisbares bei sich hat?

Und doch spricht der Mann deutsch, sagte ich, und noch dazu ziemlich gutes deutsch! weiß also gar wohl, was er so eben ausspricht.

Ihr seht, man würde sehr betrogen werden, wenn man sich an dergleichen Wörter kehren wollte.

Noch lustiger ist es, fuhr ich fort, daß manche Leute fühlen, die Eltern seien zu verständig und zu ernst, als daß es gerathen sei, ihnen Komplimente zu machen. Aber, meinen sie dann wohl, durch die Kinder will ich den Eltern etwas Schmeichelhaftes sagen.

Bekanntlich lieben die meisten Eltern in ihren Kindern nicht sowohl das höhere Wesen, das Gott ihnen in einen Körper eingeschlossen, anvertraut hat; sondern sie lieben in denselben, auf gut thierisch, nur ihre Jun-

gen. Da meint denn so ein Mensch wie G.: der Witte wird doch nicht so unempfindlich sein, daß er gegen das Lob, welches ich Karln ertheile, gleichgültig bliebe! — Karl darf dann nur etwas: „nicht Unvernünftiges" thun, so wird er gewiß so mit vollen Backen gelobt, daß mir, in Karls Seele, Angst und Wehe dabei wird. Denn was soll der arme Junge auf dergleichen Unwahrheiten antworten? — Er muß verdutzt werden. Weiter bleibt ihm, natürlicher Weise! nichts übrig. Da gefällt mir unser R. und W. Sie loben wahr und vernünftig! G. erreicht freilich seine Zwecke bei hundert Eltern; aber — die Kinder derselben werden dadurch verdorben, denn sie denken, wunder! was sie sind, und was sie wissen.

Am drolligsten ist es, fuhr ich fort, wenn Eltern ihre Kinder gern gelobt haben möchten, und man sich doch als ehrlicher Mann nicht entschließen kann, es zu thun. Den Zoll der allgemeinen Höflichkeit hat man vielleicht entrichtet, wenn die Kinder, auch nur halb und halb die Veranlassung dazu darboten. Aber zu mehr als dem kann

und will doch der rechtschaffene Mann sich nicht entschließen.

Jene versuchen es dann von allen Seiten, wie einem beizukommen, wie das Eis der Unempfindlichkeit zu schmelzen sei.

Hat man selbst Kinder, so hoffen sie dadurch — leichtes Spiel zu erhalten, daß sie diese übermäßig loben. „Er wird doch so höflich sein, etwas wieder zurückzugeben!“ meinen sie, und verschwenden darauf hin ihre Lobpreisungen, bis es einem zum Ekel wird, und man nachdrücklich dazwischen fährt. Das hilft dann freilich! aber hinterher heißt es dafür auch: Der Witte ist doch ein ungeschliffener Mensch! ich habe seinen Karl so viel gelobt! Es half aber nichts! Ich dachte, er sollte doch auch ein Wörtchen über Fritzen oder Dörtchen sagen. Aber, nein! — Ob er denn glaubt, daß er allein Kinder erziehen könne? Nun, so gar viel ist doch auch nicht daran! Seinem Karl fehlt manches, was er wohl brauchen könnte.

Und hierin haben sie denn freilich recht! Nicht wahr? lieber Junge!

Karl bejahte dies gewiß von ganzer Seele, und führte selbst vielleicht manches an, was ihm noch fehle; oder er nannte Menschen, die ihn theils ohne, theils weit über sein Verdienst, gelobt hatten.

Ich habe es schon erlebt, setzte ich (oder Luise) dann hinzu, daß zwei verschiedene Väter, oder Mütter, in solchen Fällen einen förmlichen Handel mit einander trieben. Einer überboth immer den andern im Loben, bis man zuletzt hätte meinen können, beiderseitige Kinder seien halbe Engel, und doch — waren sie es nicht. Denn wären sie es gewesen, so hätten sich die Eltern diese unnütze, ja sogar schädliche, Mühe nicht gegeben.

Jetzt waren wir am Thore. Kaum hielten wir still, so kam der Thorschreiber, der den Kutscher, die Pferde und den Wagen gar wohl kannte, schnell heraus, und das Komplimentirrad rollte fast mit denselben Worten ab, die ich früher gewahrsagt hatte. Da wir uns alle drei des Lächelns nicht erwehren konnten, so wandte ich die Unterredung scherzhaft, indem ich sagte: Wir haben

Nichts bei uns, wenn wir nicht selbst akzisbar sind. Ja, doch! hier habe ich, auf Karln zeigend, ein kleines Gänschen! Nun schreiben Sie es nur gelegentlich ein! Da ist indeß das Geld dafür! (Zugleich drückte ich ihm eine Kleinigkeit in die Hand.) Wir fuhren jetzt in die Stadt, und ich sagte ernsthaft: Also, das alles kostete nur zwei Groschen? Kann man sich nun noch wundern, daß mancher für vier, acht bis zwölf Groschen, denn so viel kostet doch ein guter Kaffee, ein gutes Mittag- oder Abendbrod, oder eine halbe Flasche Wein ꝛc. sich das Loben so sauer werden läßt? —

Die Folgen dieses Gesprächs waren sichtbar glücklich. Doch ich muß hierbei eine Bemerkung machen.

Man wähne ja nicht, daß so eine Unterhaltung mit Karln oder in seiner Gegenwart, die erwartete Wirkung für sich allein gethan haben würde; noch weniger, daß ich dies meine. Ach nein! ich bin vielmehr überzeugt, daß ohne eine längst vorhergegangeen sorgfältige Verstandes- und Herzensbildung des Kindes, ohne väterliche und mütterliche

vielfältige und — fortdauernde Bemühungen; ohne thätige Mithülfe unsrer trefflichen Freunde; ohne tiefgewurzelte sittliche und fromme Bewegungsgründe, alles Angeführte die einmal verhärtete Schale schwerlich würde durchdrungen, oder doch auf Verstand und Herz nur sehr schwache, leicht wieder verwischte, Eindrücke gemacht haben würde. Es kommt mir damit ungefähr so vor, als mit einem Wagen, dessen Last auf drei Pferde berechnet ist. Wollte man nur eins davor spannen, so würde dies sich vielleicht zu Tode quälen, und doch den Wagen nicht von der Stelle rücken. Soll er gefahren, soll er gar mit Leichtigkeit gefahren werden, so müssen alle drei Pferde angespannt werden. Dann geht es aber auch gewiß! In dem Falle, von welchem hier die Rede ist, kann ich es aus mehrfacher Erfahrung *) betheuern.

Herkules von Salis erzählte mir, wie Karl, nicht selten, daß der oder jener ihn, sehr mit Unrecht! gelobt habe; daß er

---

*) Zum Beispiel auch mit Herkules von Salis, und andern meiner Zöglinge.

höchst verlegen geworden sei, und nicht gewußt habe, was er antworten solle

Weil sich indeß manche Menschen überzeugt halten, Karl sei stets! (denn das wähnen wirklich viele!) so vollkommen gewesen, daß er gar keine Fehler oder Mängel an sich habe bemerken können; daß er besonders habe gewahr werden müssen, wie weit er vor den übrigen Kindern voranstehe; und daß ihn dies zum Stolze und zur Eitelkeit gleichsam hätte drängen sollen: so erinnere ich an etwas, das ich schon oben erwähnte; Wir führten ihn oft darauf, was er sein und besonders werden würde, wenn er ohne eine sorgfältige Erziehung und Unterweisung aufwüchse, und was manches andre Kind wohl geworden sein möchte, wenn man es gleich bei seiner Geburt in unser Haus gebracht, wir es als unser Kind angenommen, und wie ihn jetzt erzogen hätten. Auch setzten wir ihm auseinander, wie viel weiter in jeder Rücksicht er sein könne, wenn er immer verständig, immer aufmerksam, immer fleißig gewesen wäre. — Er wußte aber nur allzugut, daß und wie oft er in dem einen

oder andern gefehlt habe. Sein Gedächtniß und sein Sittenbuch sagten es ihm.

Wenn ich während eines solchen Gesprächs etwa einen Hirtenknaben bemerkte, der statt jetzt in der Schule zu sein, das Vieh hüten mußte, (und ich richtete natürlich meinen Spatziergang dann so ein, daß wir ihn gewahr werden konnten,) so sagte ich mit — tief empfundenem! — Mitleiden: „Der arme Junge! Er sollte jetzt in der Schule sein, um doch wenigstens etwas zu lernen, aber — er muß das Vieh hüten, um sein Leben zu fristen, denn sein Vater ist bei neun Kindern viel zu arm, als daß er ihn ernähren könnte, wenn er ihm nicht einen Knecht erspart. *) Du weißt, mein Sohn, wie klug der Junge antwortet! Was könnte der werden, wenn er gehörig unterrichtet würde! — Dann sprach ich mit dem Knaben selbst, und machte ihn aufmerksam darauf, wie viel er verliere, daß er die Schu-

*) Der Lochauische Hirte hatte wirklich sehr viele (wenn ich nicht irre: neun) Kinder, und darunter einen sehr klugen Knaben.

le so selten besuche, und ermahnte ihn, im Winter desto fleißiger zu sein.

So etwas verfehlte nie seinen Zweck. Karls Herz wurde innig zum Mitleiden bewegt, und sein Verstand sah klar ein, daß er das Wenige, was er sei und wisse, nicht sich, sondern seinen Eltern verdanke.

Wie wäre es möglich gewesen, ihn ohne ähnliche Vorkehrungen vor dem Gifte der Schmeichelei zu bewahren! — Ich darf wohl sagen, daß nur sehr wenig Kinder erwachsen, denen man so unaussprechlich viel schmeichelte, als ihm; und doch hat es, Gottlob! gar keinen Schaden verursacht, wie Alle, welche ihn näher kennen, genau wissen.

Er muß stolz sein, sagte der höchst verständige, und zugleich treffliche Mensch, der Dr. und Konsistorialrath Senf in Halle, ehe er ihn kannte. Er muß es sein! wiederholte er in mehreren Wendungen, denn bei seinen Vorzügen ist es wider die menschliche Natur, es nicht zu sein! Ich versicherte wiederholt dagegen: Nein, er ist es nicht! Er muß es sein, sagte er endlich mit Heftigkeit, oder er müßte ein übermenschliches Wesen sein.

Ich schwieg. Denn hierauf war nichts zu antworten. Sie sollen ihn sehen! versetzte ich nach einer Weile.

Bald nachher brachte ich ihm das Kind. Er liebkoſete es augenblicklich mit vieler Zärtlichkeit, unterhielt ſich lange mit ihm, ſprach immer väterlicher, immer herzlicher, und ſagte endlich zu mir beſonders: Nein, er iſt nicht ſtolz! Gott mag wiſſen, wie Sie das angefangen haben! — Ich mußte ihm dann, nachdem ich Karln entfernt hatte, mein (oben angeführtes) Verfahren mittheilen. Er nickte mir dabei von Zeit zu Zeit freundlichen Beifall zu, und ſagte endlich: „Ja, ſo iſt es möglich! Jetzt glaube ich ſelbſt, daß er weder ſtolz iſt, noch es je werden wird. Denn wenn er bei dieſen Ueberzeugungen zu noch reiferer Vernunft gelangt, ſo wird er, was man nennt: weiſe werden. Ein wahrhaft verſtändiger, ein weiſer Menſch kann aber nicht ſtolz ſein.“

Ich übergehe für jetzt unzählige Verlegenheiten, in welche reiche oder vornehme Perſonen, beiderlei Geſchlechts, in welche Regenten, ihre Gemahlinnen, Kinder und Um-

gebungen mich oft versetzten, und erwähne nur eines einzigen Vorfalls, der mir in Göttingen begegnete, weil er meine Angst und meine Art, mich dabei zu benehmen, am besten an den Tag legen wird.

Ein Schuldirektor aus N. mit Namen H. besuchte seine Verwandte in Göttingen. Er hatte viel von Karln gehört und gelesen. Noch mehr aber erfuhr er, auf sein Nachforschen in Göttingen, und zwar vorzüglich bei seinen Verwandten, welche näher mit uns bekannt waren. Er ersuchte diese daher angelegentlich, uns mit ihm zugleich einzuladen, und — zu veranstalten, daß er Karln prüfen könne. Man versprach ihm beides, weil man wußte, daß das Letzte keine Schwierigkeit bei mir finden werde.

Wir gewährten Einladung und Bitte. H. trug mir die letzte noch selbst vor, und setzte hinzu: er werde meinen Sohn zwar, gern auch in Sprachen und andern Wissenschaften, am liebsten aber in der Mathematik, prüfen, weil dies seine Lieblingswissenschaft sei. Ich verstattete ihm — wie Jedem! — alles; nur machte ich ihm — wie Jedem

dem

dem! — (versteht sich in Karls Abwesenheit) die Bedingung, den Knaben nicht, oder doch nur wenig zu loben, falls er mit dessen Kenntnissen zufrieden sein sollte.

Lieben können Sie ihn, setzte ich im halben Scherze hinzu, so viel Sie wollen, aber — loben nicht! Doch Sie sind ja selbst Vater und Erzieher! Bei Ihnen ist also diese Bemerkung wohl unnütz. Ich bitte daher wegen derselben um Verzeihung.

Karl, den wir absichtlich noch ausgeschickt hatten, kam endlich. H. wurde schnell für ihn eingenommen, und sein Gespräch mit ihm ging bald in eine förmliche Prüfung über.

Da ich noch oft von solchen Forschungen im Betreff seines Wissens werde reden müssen, so melde ich von dieser bloß, daß H. damit äußerst zufrieden war, Karln väterlich liebkosete, aber fast alle Lobpreisungen bedächtlich vermied. Ich behielt ihn beständig im Auge, war daher um so ruhiger.

Endlich ging er zur Mathematik über, und legte Karln mehrere Aufgaben aus der Geometrie u. s. w. vor. Dieser gab die Auflösung derselben leicht und nicht selten auf

mehr als eine Art. Auch dachte er sich bisweilen in H—s Ideengang hinein, nahm seine vorgeschlagene Beweisart auf, und führte sie — ohne mit ihr bekannt gewesen zu sein! — aus eigener Kraft zu H—s vollster Zufriedenheit, durch.

Hier entfielen ihm schon einzelne Ausdrücke des Lobes, die mir zu stark schienen. Ich blickte ihn deshalb schärfer und ernster an. Er verstand mich, und schwieg.

Aber der Prüfer und der Zu-Prüfende gingen tiefer ein, und da sie sich allmählig wie ein Paar Freunde, welche dieselbe Wissenschaft lieben, unterredeten, so verstiegen sie sich bald in die höhere Mathematik. endlich sogar in Zweige derselben, in welchen H. selbst nicht vollkommen bewandert war.

„Ei, da wissen Sie mehr, als ich!“ entfuhr ihm in seiner freudigen Bewunderung. Ich erschrack. Doch, brachte ich alles noch ziemlich glücklich wieder ins Geleise.

„Mein Sohn hat ja das Kollegium im letzten halben Jahre erst gehört! sagte ich. Er wird doch jetzt noch nicht so gar

viel vergessen haben! —" H. verstand mich, und lenkte ein.

Nach einer Weile sagte er zu Karln:

Nun muß ich Ihnen noch zu guter Letzt einen Satz vorlegen, über welchen der große Euler selbst drei Tage lang vergebens gebrütet hat. Ich setze voraus, daß Sie ihn noch nicht kennen.

Ich fing schon an, sehr ängstlich zu werden, denn ich dachte: Wenn ihn nun Karl herausbrächte! — wagte aber nicht, dies merken zu lassen, weil H., der mich nicht näher kannte, es leicht für ungemessenen Vaterstolz hätte halten können. Auch konnte er, wenn ich die Unterhaltung schnell abbrach (was ich zu thun geneigt war) meinen, ich fürchte mich, daß Karl den Satz nicht herausbringen werde, und schäme mich (aus Stolz) daß Karl es nicht vermöge.

H. trug jetzt seinen Satz vor:

Ein Bauer, sagte er, hatte ein Stück Feld von dieser Form;

Als er dem Tode nahe war, rief er seine drei Söhne, und bat sie, sich in seinem Acker so zu theilen, daß jeder von ihnen gleich viel erhalte, daß aber das Stück jedes Einzelnen dem Ganzen völlig ähnlich sei. (Zugleich zeichnete er ihm die Form des Ackers auf einer Schiefertafel.)

Haben Sie den Satz schon gehabt, oder gelesen? fragte er Karln noch einmal sehr bestimmt. Dieser antwortete: Nein! und ich bekräftigte es, weil ich seinen mathematischen Unterricht stets getheilt hatte.

Dann ließen wir Karln nachdenken, und H. erzählte mir im hinteren Theile der Stube, daß es meinem Sohne wohl unmöglich sein werde, diese Aufgabe zu lösen ꝛc. Auch habe er sie ihm bloß darum vorgelegt, um ihm zu zeigen, daß er noch nicht alles wisse.

Er durfte etwa so viel gesprochen haben, als Karl rief. „Ich hab's;“

„Das ist unmöglich!“ erwiederte H. betroffen und ernst.

Karl. Ja. sehen Sie nur! (indem zog er die Hülfslinien, welche er sich bisher nur angedeutet hatte, scharf aus,) so sind die erhaltenen drei neuen Felder sich unter einander gleich und — dem Ganzen ähnlich!

„So haben Sie den Satz auch schon gekannt!“ rief H. heftig und bitter verachtend.

Karl wurde tief beschämt, und versicherte mit einer Thräne im Auge: Nein!

Jetzt durfte ich nicht schweigen. Ich betheuerte also auf's heiligste, daß Karl bis dahin ihn nicht gekannt habe, und besonders, daß er gewiß nicht niederträchtig sein werde, etwas der Art bestimmt abzuleugnen, oder gar eine Lüge so unverschämt durchzuführen.

„So müßte er ja mehr sein, als der große Euler!“ antwortete H. noch immer zweifelnd und Karln anstaunend.

Angstvoll erwiederte ich *) schnell: „Nichts-

*) Ich stand hinter ihm, nach der Tiefe des Zimmers zu.

weniger! Denn Sie, als erfahrner Mann, (zugleich drückte ich unbemerkt seine Hand heftig und kneipend.) werden doch wohl wissen (lachend) daß auch blinde Tauben bisweilen Erbsen finden." H. begriff mich, antwortete zerstreut: Freilich! — Ja! — drehte sich dann augenblicklich nach mir um, und sagte leise: Nur auf diese Weise war es möglich, daß Sie einen Sohn erziehen konnten, der bei solchen Kenntnissen so höchst bescheiden ist.

Karl aber hatte sich inzwischen schon mit seinem Nachbar in ein heiteres Gespräch über einen ganz andern Gegenstand eingelassen. Und — — das freute H—n, mit Recht! am meisten.

Neunzehnter Abschnitt.

Ob mein Sohn auch geturnt hat?

Wir kamen 1816, d. h. zu einer Zeit, nach Berlin, wo man wähnte: Ein junger Mensch sei kein biederer Deutscher, wenn er nicht

turne. Meiner alten Gewohnheit gemäß nahm ich mir vor, der Sache erst näher ins Auge zu leuchten, ehe ich mich durch sie blenden ließe. Mit dem Turnen hingen das schlichte, herabhangende Haar und der sogenannte altdeutsche Rock zusammen. Nun fand ich aber schon in Heid. unter einem solchen schlichten Haare eine nichts weniger als schlichte Seele; und stieß in Berlin schnell auf ein noch schlichteres und längeres Haar, unter welchem sich der Geist schlangenartig wand, und das Herz im bösesten Sinne: wälsch! erwies. Ich betrachtete daher das Ganze etwas genauer. Nicht lange darauf lernten wir auch Jahn kennen, und erhielten Gelegenheit, die deutsche Gesellschaft zu besuchen. Zwar blieb ich im hintern Theile des Zimmers, hörte aber doch aufmerksam zu. Mein Sohn war aufgefordert, thätigen Antheil zu nehmen und that es. Ich gestehe, daß ich das hastige Schmieden deutscher Worte nicht billigte, ungeachtet man meinem Sohne die Ehre erwieß, mehrere Ausdrücke seines Gepräges, als: gut gemünzt, auf- und anzunehmen. Ich habe mich seit mehr als

dreißig Jahren bemüht, unsre Sprache möglichst rein zu sprechen und zu schreiben, auch darf ich sagen, daß mein Schriften schon damals ein ziemlich reines Deutsch enthielten, als man noch halb französisch, lateinisch und griechisch schrieb; aber — Frechheit statt: Freiheit habe ich mir nie erlaubt, noch sie bei Andern geduldet. Mein Sohn wähnte sich, nach seiner Gutmüthigkeit, von Jahn geachtet und geliebt. Bestreiten wollte ich das nicht; er hätte meinen können, es sei: Mistrauen, oder: Vorurtheil. Ich sagte also bloß: l. K. achte auf die Handlungen! — Sind diese bieder, sind diese ächtdeutsch! so hast Du recht! Aber — mir scheint schon seit Jahr und Tag, als sähe ich sehr oft: Eitelkeit, Stolz, Misgunst, Neid, Rechthaberei, Grobheit, Trotz, Unverschämtheit ꝛc. unter dem neualtdeutschen Rocke hervorblicken. Statt: ruhiger Vernunftgründe höre ich vielfältig: Machtsprüche, Flüche, Schimpfreden und Schmähungen. Kurz, ich besorge oft, daß es zu Fauststößen kommen, oder daß irgend einer zum Knüppel, zu Steinen, Gott weiß, wozu

sonst noch greifen werde, um durchzusetzen, was er will.

Fast täglich wurde ich gefragt: Wird Ihr Sohn nicht turnen? — Vielleicht! antwortete ich, und sprach von etwas Anderem. Zu meinen Freunden sagte ich: Nein! — Einst hieß es: Aber warum nicht? Ich antwortete: Leibesübungen habe ich ihm stets verschafft, und der große Nutzen derselben ist sichtbar genug an ihm. Er versteht sich auf Viele; und würde Alle gelernt haben, wenn Gelegenheit dazu gewesen wäre. Schon vor zwei und dreißig Jahren habe ich es Salzmann, Campen u. s. w. innig Dank gewußt, daß sie als Basedows ächte Schüler, die Leibesübungen dringend empfahlen und zu einer guten Erziehung nothwendig erklärten. Aber schon in Schnepfenthal sagte ich zu Lenz, der sie leitete: „Geht das nicht zu weit? — Es kann doch ein Knabe verkrüppeln, der sonst nicht verkrüppelt wäre. Ich würde dann, wenn ich sein Lehrer gewesen wäre, nie wieder ruhig werden. Auch dächte ich, es zöge die jungen Leute von den geistigen Beschäftigungen ab, und machte sie roh und grob. ꝛc.“

Er antwortete, für jene Verhältnisse, mit Recht: nein! gab aber zu, daß das, was er sage, nur für Schnepf. oder für eine ähnliche höchst geordnete und überwachte, Anstalt passe. Doch aber hat er späterhin, als Schuldirektor, diese Leibesübungen so in den Hintergrund geschoben, daß das Klettern meines Sohnes ihm Schauder erregte. Ich fand also bei dem Turnen, so weit es Nutzen bringt, nichts Neues; es kränkte mich vielmehr, daß man meinen verehrten Lehrern und Freunden den Kranz abgerissen, und durch Hülfe eines erborgten Namens, sich aufgesetzt hatte. Ich sage: eines erborgten; und sollte vielleicht gradezu: eines „wälschen" sagen. Das neualtdeutsche Wort: Turnen ist von Turnier, altdeutsch: Turney, altfranzösisch: Tournoy, neufranzösisch: tournoi, ital. torneo, mittellateinisch: (und dies ist wohl das Grundwort:) torneamentum, engl. turnament, und turney, schwed. torney ꝛc. geschmiedet. „Turnen" als Zeitwort ist vernünftiger Weise nichts anders als: tourner (sich kehren, wenden,) wovon das Grundwort wieder im mittellatein (und ital.) torneare zu suchen ist.

Im Notker, der wie Willeram, viele fremde Worte herüber genommen hat, heißt deshalb: „turnen" lenken, wenden, und in der Schweiz, (wo so viele wälsche Worte eingebürgert sind,) heißt auf den Alpen der weitvorstehende Hals, an welchem der große Kessel hangt, und vermittelst dessen man diesen (Kessel) leicht dreht und wendet, der tuner der Dreher, Wender. Ferner haben alle vierundzwanzig Worte der deutschen Sprache, die von Turnier herkommen, das Wort: Turnier unverändert vor sich. Z. B. Turnierlanze, Turnierritter ꝛc. Diese Unbeholfenheit unsrer sonst so höchst biegsamen Sprache weiset schon klar auf den wälschen Ursprung hin, den auch das Zeitwort: „tourniren" nicht verläugnet. Man bedenke aber, daß diese sämmtlichen Waffenspiele aus: „Pareys" Wälschland und den Niedenlanden, zu uns kamen; man erinnere sich an die Tafelrunde des Königs Artus, welche schon damals in den Liedern gefeiert wurde; an Karl den Großen, an die Helden vor ihm; kurz, an eine Menge von Rittergeschichten aus einer Zeit, wo wir fast noch auf den Bärenhäuten

lagen; so wird man es einleuchtend finden, daß ich das Wort: ein wälsches, nannte. Die „Turnkunst" ist die Kunst, sich körperlich leicht zu bewegen, zu kehren und zu wenden, kurz: seinen Körper geschickt gebrauchen zu lernen. Darauf kommt wenigstens alles, vernünftige „Turnen" zurück. Nehme ich nun: Turnen, als Uebersetzung von tourner an, so habe ich darin als Verb. neutrum grade das Gleiche: sich kehren, wenden, drehen, im Kreis herumgehen, geschickt etwas machen, hin- und herlaufen, lenken ꝛc. Ferner ist Tournoi, Tournoy, (Turney) offenbar von tourner abgeleitet; und die übrigen mehr als dreißig Worte, welche zu demselben Stamm gehören, sind so ächt französisch geformt, so leicht und regelmäßig gebeugt, daß man kaum wähnen kann, sie seien aus dem Deutschen hinüber gebracht. — Die französische Sprache ist völlig unfähig, aus einem ächtdeutschen Worte so natürliche und ihr angemessene Ableitungen zu bilden, als in unserm Falle: tournoyer, tournoyante, tournoiement ꝛc. und die vielen ächtfranzösischen Worte, die von tourner (sich kehren, wenden, umherlau-

sen) herkommen. Le tourneur, der Dreher, (Drechsler) ist ja völlig unser: „Turner" der sich geschickt zu drehen und zu wenden weiß. Mir leuchtete das so ein; ich mochte also mit dem undeutschen Zeuge nichts zu thun haben. Was man mir da von der Volkserziehung durch Turnen u. s. w. erzählte oder zu lesen gab, das machte mir bange. Manche Schritte der Art schienen mir gradezu zur Unbildung, zum Faustrecht, zu den lieblichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ꝛc. zurückzuführen.

Während meines Beobachtens kam die Nostrifikation meines Sohnes herbei. Ich erfuhr schon vorher, daß grade recht viele Neualtdeutsche behaupteten: es sei unerträglich, daß ein Knabe (der freilich nie geturnt hatte) so viel verstehe, Doktor der Philosophie und der Rechte, Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, und mehrfacher Schriftsteller sei. Jetzt wolle er sich gar noch unterfangen, Privatdozent zu werden, aber — das dürfe man nicht zugeben. Auch Y oder Z (wie man will) sei dieser Meinung. Es komme also nur auf kräftige Ausführung eines klugen Rathes an.

Der Tag kam. Ich achtete genau auf die zwanzig bis vierundzwanzig Lärmenden hinten im Saale, und siehe da: Fast alle trugen, wie ihr nachheriger Sprecher: Nölthing aus Lübek, die Deutschheit zur Schau.

Wir begleiteten den Dekan Schmalz in unserm Wagen nach seinem Hause. Herr G. R., sagte ich, ich darf doch hoffen, daß dieser Vorfall streng untersucht und bestraft werden wird? Ja, ja! antwortete er verlegen. Bei allem Weiteren wurde er immer zerstreuter; so daß ich wohl merkte, er gehe, nach dem Studententumulte, damit um, klüglich die gute Sache aufzugeben, und zur Gegenpartei, die ihn mit offenen Armen erwartete, überzugehen. Ich sagte daher: Nun so prophezeihe ich Ihnen: Wenn mein Sohn um sein Recht gebracht wird, und die Unruhstifter ihre schändliche Absicht ertrotzen; so versichere ich Sie, dieser heutige Vorfall ist nur der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher, die sich hier und auf andern Universitäten Deutschlands ereignen, und bis zu Abscheulichkeiten steigen werden." Die vielen Studententumulte in den letzten zwei Jahren be-

weisen, daß ich recht prophezeiht habe. Ich bilde mir aber nichts darauf ein, denn es war zu handgreiflich, daß es so kommen mußte.— — Die Wahrheit des Erzählten kann der Herr G. R. Schmalz nicht abläugnen.

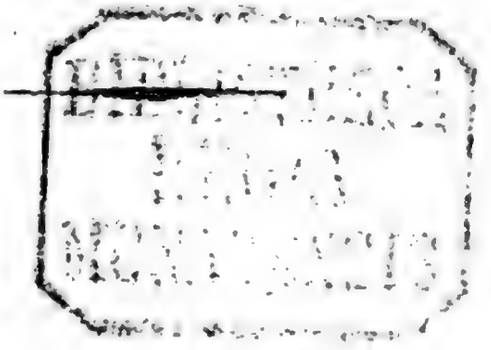
Als ich bald nachher in einer Gesellschaft meine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß der Dekan nicht habe Ruhe schaffen können, antwortete man mir lachend: Das ist ja ein: „Wälscher!“ Ja, wenn es Savigny hätte thun wollen! Der hätte nur winken dürfen! — Das alles, und so manches Aehnliche bestätigte mich in meiner Meinung, daß: Scheinen und Sein auch hier wohl zwei ganz verschiedene Dinge sein möchten. Ich bat also jetzt meinen Sohn, sich in Acht zu nehmen, und selten oder nie wieder in das Kollegium zu gehn, welches Jahn damals laß, und wozu mein Sohn Einlaß hatte. Du kannst dort leicht, unter irgend einem Vorwand, unartig behandelt werden, sagte ich, wozu willst Du Dich dem aussetzen! — Ach, antwortete er, l. V. Jahn ist mir gut, und das wissen Viele seiner Zuhörer. Folglich beleidigt mich dort gewiß keiner. Aber, m. S.

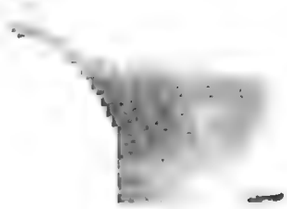
versetzte ich, Jahn weiß jetzt, daß er mehreren Studenten einen Gefallen erweiset, wenn er Dich, oder mich, lächerlich macht. Studentenbeifall ist ein großes Reizmittel. Denke an mich, auch er läßt Dich fallen. Mein guter Sohn fand sich in Jahn's — des alten Deutschen — Seele tief gekränkt; und ich — ließ ihn thun, was er wollte. Ach aber, die Schule der Erfahrung lehrt selten unrichtig! Wenig Tage nachher hatte Jahn eine Veranlassung herbeigezogen, um meinen Sohn, seine Erziehung und mich, verächtlich und lächerlich zu machen. Er hatte so grell gemalt, daß die Zerrbilder leicht erkannt wurden, und Alles sich nach meinem Sohne umsah. Die Besseren verachteten jedoch sein Benehmen. Um aber auch für das Gedächtniß seiner Zuhörer zu sorgen, hatte er seine Witzeleien zuletzt sogar in Versen ausgekramt, die zwar höchst erbärmlich, aber klug berechnet waren, folglich ihre Wirkung nicht verfehlten. Ich will mein Buch nicht verunreinigen, und meinen Lesern nicht zumuthen, viel davon zu lesen. Also nur die zwei letzten Zeilen. Selbst diese kann ich aber nicht ganz hersetzen.

Er

„Er (mein Sohn) reicht sein Haupt dem Lorbeer dar;
„Der Ruthe seinen St . . s.“

Ein wieherndes Gelächter belohnte ihn. Bei den nächsten Vorlesungen erschienen Jahns Gläubige noch dichter gedrängt, als sonst. Die vielen Verläumdungen und Herabsetzungen meines Sohnes und meiner, die seit dem fünfundzwanzigsten Januar 1817 bis jetzt von hier aus in so viele öffentliche[38] Blätter verschickt, oder dort bestellt wurden, sind fast alle eben so grob und gemein. Schmähungen und Unwahrheiten sind ihre Hauptwürze. Mein guter Sohn, der sich unbefangen hingegeben, hätte an diesem abermaligen Pröbchen neualtdeutscher Biederkeit genug. Aber sein treues, menschenfreundliches Herz konnte sich nur mit Wehmuth an den Gedanken gewöhnen, daß es aufs neue — von dieser Seite her! — betrogen sei.

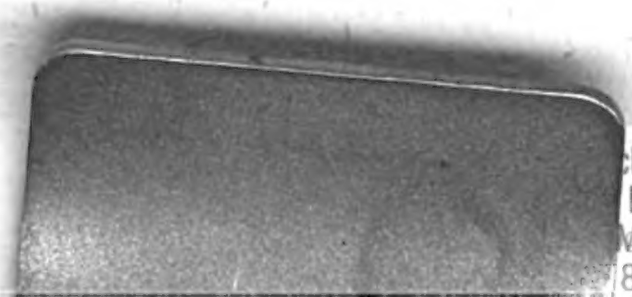




Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



chbinderei
Pantele
Massenhausen
8165/80121
Digitized by Google